Ein achtundvierzi... Lothar Buchers leben und Werke

Heinrich Poschinger (Ritter von)

Ein

Achtundvierziger

Lothar Buchers Leben und Werke

Von

Heinrich von Poschinger

Dritter Band



Berlin
Carl Heymanns Verlag.
1894.

Verlags-Archiv 2174.

Inhaltsverzeichnis.

IX.

Vor dem Eintritt in das öffentliche Leben.

Über die Jugendzeit Lothar Bucher's ist im ersten Bande nur wenig berichtet. Die Lücke soll jetzt nachträglich ausgefüllt werden durch Mitteilungen aus Briefen, die derselbe in den Jahren 1836 bis 1847 an seine Eltern gerichtet hat.

Die Jugendbriefe Bucher's sind zumeist mit der Beschreibung der Reisen ausgefüllt, die derselbe von der Zeit seiner Studentenschaft bis zum Jahre 1847 unternahm. Sie sind flott geschrieben und verraten eine gute Erzählungsgabe und einen scharf ausgeprägten Beobachtungssinn. Die ziemlich ausgedehnten Reisen des jungen Mannes lassen ersehen, daß er seine Jugend keineswegs unter so kümmerlichen Verhältnissen hingebracht hat, wie ab und zu behauptet worden ist. Mit Luxus konnte er freilich nicht auftreten, aber an dem Nötigen ließen es ihm seine Eltern nicht fehlen. Vierzig Thaler für das Vierteljahr Oktober bis Weihnachten, die der Studiosus Bucher in Berlin verbrauchen

durfte, waren für damalige Verhältnisse gewiß so viel als heute 300 Mark. Der Hang zur Einsamkeit läßt sich bis in die Studienzeit Bucher's verfolgen. Er bittet den Vater, den Bekannten die Berliner Wohnung nicht zu verraten, aus Furcht, von Cöslin sonst ungebetene Einquartierung zu erhalten.

Die erste Reise (1836) führt den achtzehn Jahre alten Studierenden der Rechte über Wittenberg, Leipzig, Meißen, Dresden, die sächsische Schweiz nach Prag; die zweite im Herbst 1837 über Dessau, den Harz, Göttingen, Kassel, Köln, Königswinter, Koblenz, Bingen, Mainz, München, Heidelberg, Würzburg, die fränkische Schweiz und Koburg. Der letzte Teil der Reise wurde fast ganz zu Fuß zurückgelegt, drei paar Sohlen hatte er unter den Füßen durchgelaufen. In Berlin mietet er eine Studenten-Wohnung, drei Treppen hoch mit der Aussicht auf Dächer und Schornsteine.

Lassen wir ihn nunmehr selbst sprechen.

Der nachstehende Brief trägt weder die Ortsangabe noch ein Datum. Der Inhalt läßt aber ersehen, daß er in Berlin geschrieben ist und zwar Oktober 1837. Auf dem Kopfe des Briefbogens ist das Goethehaus in Weimar abgebildet. Die Schriftzüge Bucher's sind in dieser Zeit auffallend klein, oft nur mit größter Schwierigkeit zu entziffern. Er hat, wie mancher andere, erst dann deutlich zu schreiben angefangen, als er erfahren, ein wie guter Empfehlungsbrief in einer gefälligen Handschrift liegt.

Lieber Vater!

Am Sonnabend früh fand ich eine Wohnung, die mir zusagte, und nahm gleich am Nachmittag Besitz davon. Freilich liegt sie drei Treppen hoch und meine Aussicht geht auf Dächer und Schornsteine, wie sie die Dichter in Paris haben, dafür sehe ich aber auch ein Stück freien Himmel, unter dem ich so manchen Tag gewandert bin, und fühle mich über alles Irdische, besonders über das Geräusch in der Gasse und den Geruch der Rinnen erhaben. Außerdem liegt die Stube nach Süden und wird sich hoffentlich gut heizen lassen. Hat es mir jemals schlecht in Berlin gefallen, so war es in den letzten Tagen; nichts war mir recht, am wenigsten aber der Tisch; denn ich war durch die rheinische Küche, bekanntlich die beste der Welt, gar sehr verwöhnt. Doch jetzt bin ich schon ganz einheimisch geworden und werde mich um Nichts als das corpus juris kümmern. [1])

---

[1]) Ein Kenner und Freund L. Bucher's hat berichtet, daß derselbe als Knabe den Wunsch äußerte, nicht die gelehrte, sondern die technische Laufbahn zu ergreifen. Sein Vater trat diesem Wunsche nicht ohne weiteres entgegen, stellte vielmehr den Versuch an, Lothar bei einem Geometer in die Lehre zu geben; technologische Lehranstalten waren im Zeitalter Friedrich Wilhelms III. für Vermögenslose nicht vorhanden oder nicht erreichbar. Der von Professor Bucher zu Rate gezogene Geometer

Dabei wird mir die Ausarbeitung meiner Reise eine Quelle des besten und reichsten Vergnügens sein. Ich habe sie schon angefangen; weil ich aber nur die Sonntage darauf verwenden will, so werde ich schwerlich vor Ende des Winters damit fertig werden. —

Die Cholera ist so gut als verschwunden und muß vor mir gewiß Respekt haben, weil die Tante Uber mich mit einer Leibbinde und einem ganzen Haufen Krausemünzenthee versehen hat, mit welchem alle meine Sachen parfümiert sind.

Was meine Kasse betrifft, so würde ich Dich für das Vierteljahr bis Weihnachten um 40 Thlr. bitten, eingerechnet die 10 Thlr., welche Du mir im ersten Vierteljahr jedes Semesters wegen der Collegia im Voraus zu geben pflegtest.

Ich weiß augenblicklich Nichts weiter zu schreiben und schließe daher mit dem innigen Wunsche, daß

---

wies den ihm gemachten Antrag zurück, weil er den schmächtigen Knaben für „auf der Brust schwach" ansah und der Meinung huldigte, Jünger der Feldmeßkunst müßten vor allem robuste Menschen sein. Beiläufig bemerkt, besaß der spätere Geheime Legationsrat ein so ausgesprochenes Talent für Ingenieur- und Maschinenwesen, daß sein berühmter Freund Werner von Siemens ihm zuweilen scherzweise sagte, daß er seinen eigentlichen Beruf verfehlt habe, und daß Bucher, wenn er davon erzählte, lächelnd hinzufügte, mit diesem Ausspruche dürfe es seine Richtigkeit haben (N. Fr. Presse v. 20. Okt. 1892.)

dieser Brief Euch Alle bei bester Gesundheit finden möge.

Dein gehorsamer Sohn
Lothar.
Papenstraße Nr. 3, 3 Treppen.

P. S. Noch bitte ich Dich, Köhnen[1]) und andern Bekannten, die etwa noch in Cöslin sind, meine Wohnung nicht zu sagen, weil ich sonst gewiß auf einige Tage eine mir gar nicht angenehme Einquartierung bekommen würde.

Im nächsten Jahre (1838) bestand Bucher in Köslin das Auskultatorexamen und trat darauf in die Praxis ein. In diese Zeit fällt auch sein erster litterarischer Versuch. Er hatte eine Abhandlung über einen im dortigen Gerichtssprengel vorgekommenen interessanten Rechtsfall veröffentlicht und hörte in der nächsten Sitzung, wie der Präsident der nur mit einem B gezeichneten Arbeit großes Lob erteilte, sie aber einem älteren Juristen in einer Nachbarstadt, der denselben Anfangsbuchstaben hatte, zuschrieb.

In Stolp, wohin er 1843 versetzt wurde, hatte er als Patrimonialrichter und Stadtverordneter hinlänglich Gelegenheit, Beobachtungen über die Mangelhaftigkeit der damaligen Verwaltungszustände zu machen,

[1]) Entfernte Verwandte Bucher's.

und von dort stammte seine Begeisterung für die Selbstverwaltung, seine Abneigung gegen die Büreaukratie, das Mandarinentum, wie er sich gern ausdrückte.[1])

Im Sommer 1845 unternahm Bucher eine nordische Reise von Stolpmünde per Segel nach Kopenhagen, Kiel, Hamburg und Helgoland. Bucher machte bei dieser Gelegenheit die erfreuliche Wahrnehmung, daß er „von Natur seefest" sei.

„Ich stieg dadurch sehr in den Augen der Mannschaft, die vermeinte, ich hätte große Gaben zum Seemann."

Gern hätte er von dieser Reise den Seinigen kleine Erinnerungen mitgebracht; aber die Kasse reichte nicht aus. „Ich selbst habe weiter kein Andenken als einen in der Kopenhagener Börse gekauften Staubkamm (dessen ich nothwendig bedurfte), ein Stück Felsen von Helgoland und ein Paar Zwirnhandschuh von Altona." Auf die Reise nach Helgoland machte Bucher in seiner Londoner Korrespondenz eine Anspielung. Am 7. Febr. 1855 klagt er über die außerordentliche Schwierigkeit, sich zu einem Urteil über die englische Kolonialverwaltung das Material zu sammeln. „Was die Londoner Blätter darüber bringen, stimmt, trotz aller

---

[1]) Mitteilung von Bucher's Bruder in den Grenzboten, 1892, Nr. 48.

Verschiedenheit der Standpunkte und der Interessen, überein in einer großen Einseitigkeit. Wenn auch dieses und jenes Blatt sich einer bestimmten Kolonie gegen einen bestimmten Übelstand annimmt: das Ganze verräth die Parteinahme für das Mutterland. Die Blätter der 40 Kolonien, und zwar die unabhängigen darunter, lieber Himmel, wer hat die Zeit und nur die Gelegenheit, sie zu lesen! Eigene Beobachtungen habe ich nur von Helgoland gemacht, und sie waren von Umfang sehr mäßig, wenn auch dem Inhalte nach sehr befriedigend. Ich fragte in der Bindfadenallee einen eingeborenen Staatsbürger, wie er's denn mache, wenn er mit seinem Nachbarn einen Rechtshandel habe? „Dann gehen wir vor die Ältesten." — „Und wenn einer mit deren Ausspruch nicht zufrieden ist?" — „Dann geht er zu dem Gouverneur." — „Und was macht der?" — „Der sagt: das geht mich nichts an." — „Und dann?" — „Dann ist's aus." Die Registratur über Helgoland kann nicht sehr groß sein."

Eine im Sommer 1847 unternommene dritte Reise führte Bucher nach Helsingör, Christiania, Stockholm. Die See- und Bergluft war ihm sehr gut bekommen. Politische Anspielungen kommen in den Briefen nicht vor. Nur in Stolpmünde kann er es wirklich „vor Junkertum nicht aushalten."



X.

Eintritt in die politische Arena.

Mit dem Jahre 1848 treten wir in die Sturm- und Drangperiode L. Bucher's ein. Die hervorragenden Eigenschaften, die bei seinem Auftreten in der preußischen Nationalversammlung und in der zweiten Kammer zu Tage traten, machten ihn bald zu einer parlamentarischen Größe. Sein Bild drang besonders in Pommern in manche niederen Hütten ein, und darunter standen die bezeichnenden Worte aus seiner Rede vom 18. Juli 1848: „Wir sollten keinen Tag hingehen lassen, ohne ein Bruchstück der überwundenen Vergangenheit zu zertrümmern."

Später hat er sich selbst vorgeworfen, 1848 die Dinge in der Nationalversammlung zu sehr „als Jurist nach Lage der Akten" beurteilt zu haben.

Von den wenigen „Achtundvierzigern", denen Bucher näher stand, lebt noch einer, der Reichstagsabgeordnete, Justizrat Dr. Horwitz, welcher auf den glücklichen Gedanken kam, während des Tagens der

Nationalversammlung eine Art Parlaments-Korrespondenz herauszugeben, betitelt „Preußische Parlaments-Zeitung" Verlag von M. Simon Berlin. Nr. 1—90 vom 25. Mai bis 26. Oktober 1848. Zweiter Jahrgang Verlag von C. Lindow. Nr. 1—30 vom 26. Februar 1849 bis 4. April 1849. Horwitz war mit Bucher entfernt verwandt, stand ihm damals auch politisch nahe und bat ihn, für seine Parlaments-Korrespondenz einen Artikel zu schreiben. Bucher kam diesem Ersuchen gern nach und überschickte Horwitz sein Elaborat mit nachfolgenden Zeilen:

„Die Sache ist mir unter den Händen humoristisch geworden. Sehen Sie, was Sie daraus machen können; nur verrathen Sie mich nicht. Die Fortsetzung folgt.

Zu einem gediegenen Artikel gehört mehr Zeit und Nachdenken.

Ihr Bucher..

Zur Geschichte der Parteien in der preußischen Nationalversammlung.

Am 20. Mai knüpfte sich auf Eisenbahnen und Poststationen manche Bekanntschaft an. „Sie sind auch wohl Deputierter, wenn ich fragen darf? Und woher?" — „Ich bin hart an der russischen Grenze

zu Hause." — „Ei, was! ich habe nur eine halbe Stunde ins Belgische." Und sie beobachten sich neugierig einander den Schnitt der Kleider und des Gesichts und wie sie mit Messer und Gabel hantieren. Nachdem sie beide ein Salzfaß gebraucht haben, rücken sie sich näher. „Wie lange, meinen Sie, daß wir hier bleiben werden? Wie ist bei Ihnen die Stimmung? Haben Sie im März auch Krawall gehabt?"

In Berlin angekommen, wußte niemand, wohin er sich wenden, wo er Gleichgesinnte finden, wie er sie erkennen sollte. In den Gasthöfen bestellten die Portiers, man möge sich ins Hotel de Russie begeben. Von wem die Bestellung kam, wurde nicht gesagt. Und so fanden sich denn die Abgeordneten zum ersten Male in dem Saale zusammen, in dem die Opposition des vereinigten Landtags ihren Sitz gehabt hatte, eine der sonderbarsten Gesellschaften, die es je gegeben hat; wenig bekannte Namen, kaum ein Dutzend persönlich einander bekannt; jeder bemüht, in der Physiognomie des andern zu lesen, wes Geistes Kind er sei. Nur die Berliner Deputierten machten sich selbst bemerklich; sie schienen es als natürlich anzunehmen, daß die Provinzialen sich um sie scharen würden.

Uhlich mit der klangvollen Stimme führte die Rednerliste, Kirchmann, bekannt durch die Referate der Vossischen über die öffentlichen Gerichts-Sitzungen,

den Vorsitz, abwechselnd mit Bauer, der sich inzwischen bei den übrigen Bauern liebes Kind zu machen suchte. Hier war es, wo in der Debatte über den weißen Saal viel Pulver zu früh verschossen wurde, wo die ominöse Antwort Camphausen's einging, die Eröffnung könne nicht in der Singakademie erfolgen, weil der Thron dort keinen Platz habe, wo sich Jung zuweilen zum Sprechen herabließ, voll der Triumphe des Mehlhauses. Um die Tribüne, auf der die Volkssouveränität, die Sparkassen, die indirekten Wahlen, die Soldaten in Tegel bunt durcheinander behandelt wurden, drängte sich die Versammlung, eine trübe Masse der fremdartigsten Elemente. Was Wunder, daß ihre Klärung und Krystallisierung so lange Zeit erfordert hat! Die Landleute aber betrachteten ruhig den vergoldeten Plafond. Einige Tage später durchlief ein Gerücht den Sitzungssaal, nachmittags werde eine Versammlung im Rheinischen Hof sein. Als die ehrsamen Westfalen, die hier in Gottesfurcht des Leibes Notdurft pflegten, vom Tische aufgestanden waren, schlug die Stunde, von der die Rechte ihre Geburt datieren sollte.

Vor allem bedürfen wir eines Präsidenten -- leitete jemand die Sache ein; — ich nenne Ihnen einen Namen, der von dem vereinigten Landtage her einen guten Klang hat. Milde! Wer voriges Jahr die stenographischen Berichte gelesen hatte, reckte den Hals

rief „Hurra, Milde!“ und der Mann mit der Morgenrot verkündenden Stimme ergriff den Hammer. Er gab zuerst das Wort Herrn Pinder. Herr Pinder eröffnete der Versammlung, ein inniges Zusammenhalten, eine Taktik sei notwendig; er habe das von den Schlesischen Demokraten gelernt, welche durch geschickte Taktik Wahlen durchgesetzt, die keineswegs als Ausdruck des Majoritätswillens zu betrachten wären. Man versprach, sich das ad notam zu nehmen, beschloß, sich künftig bei Mielenz zu versammeln, translocierte sich aber einige Tage später, der Jahreszeit zu Liebe, ins Odeum, Odëum, wie Herr Milde hartnäckig accentuierte und damit bewies, daß das Griechische sich keineswegs von selbst findet.

An einem schönen Frühlingsmorgen ging die Sache einen Schritt weiter. Herr Milde brachte die Notwendigkeit eines Programms zur Sprache. Der Standpunkt, von dem man auszugehen habe, sei die Vereinbarung. Beifälliges Gemurmel lohnte ihm, und eben wollten die Vereinbarer in schöner Begeisterung zur Abstimmung schreiten, als ein pommerscher Deputierter die trockne Bemerkung machte: Bei einer beabsichtigten Vereinbarung müsse man doch auch die Möglichkeit ins Auge fassen, daß die beiden Willen nicht eins würden. Er beantrage zuvor die Debatte über die Eventualitätsfrage. Da gab es den ersten

Versuch der unharmonischen Tonkunst, die sich später in der Singakademie zu solcher Meisterschaft entwickelt hat; zehn Redner verlangten zugleich das Wort, Herr Milde bedeutete den Antragstellern: „Die Frage sei allerdings sehr wichtig, könne aber erst erörtert werden, wenn man sich gegenseitig genauer kenne.“ Eine greise Figur hielt das Wahlgesetz empor und rief zitternd: „Was steht denn da?“ — Es war der Abgeordnete für Münster, der Geh. Regierungsrat Herr Hüffer.

Nestor wars, der alte Hüffer, der drei Menschenalter sah!

Etwa ein Dutzend verließen den Saal. Den Tumult übertönte endlich das Schlachtgeschrei des Salamoniers Blum. Er habe eine Erklärung aufgesetzt, wer es wohl meine mit dem Vaterlande, der solle unterschreiben. Und was enthielt denn die Erklärung? Die Unterzeichner wollten „ein starkes und unverkümmertes Königtum.“ Das war selbst den Vereinbarern zu stark. Man verwarf das Programm, unterschrieb endlich nur eine Erklärung, daß man sich künftig wieder bei Mielenz versammeln und 50 Pfg. pro Haupt bezahlen wolle, und die Rechte war fertig, der Genius der Freiheit zerdrückte eine Thräne im Auge.

Die Geheimräte, die Kapitalisten, die geistlichen Herren, die Autoritäten des vereinigten Landtags streichelten zufrieden ihre Köpfe. Nun war ja eine

Partei geschaffen, für die Ordnung zu sorgen. Die Ausgetretenen — raunten sie den Landleuten zu — wollten die Republik und die Republik sei vom Teufel.

Nach Auflösung der Nationalversammlung entbrannte im Januar 1849 ein neuer Kampf um die Wahlen in die zweite Kammer, aus dem Bucher wiederum siegreich hervorging. Seine Thätigkeit als Abgeordneter der zweiten Kammer mit dem tragischen Abschlusse, dem Steuerverweigerungsprozeß, ist im I. Bande S. 73—156 so ausführlich geschildert worden, daß hier nichts nachzutragen bleibt.

Über die Stellung Bucher's nach seiner Verurteilung durch die Geschworenen hat einer seiner ältesten Freunde berichtet.

Als die Geschworenen sich zur Beratung zurückzogen, trat ein Bekannter, der den schlimmen Ausgang des Prozesses voraussah, an die Anklagebank heran und flüsterte dem dort gelassen Sitzenden die Worte zu: „Sie verurteilen dich!" Kurz entschlossen bat Lothar Bucher, ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, auf einen Augenblick wegen eines vorübergehenden Unwohlseins aus dem Gerichtssale treten zu dürfen. Vor dem verschwiegenen Orte, den er aufsuchte, nahm zwar ein Gefängnisaufseher Stellung, wurde aber als-

bald von einem Freund Bucher's ins Gespräch gezogen. Bucher selbst ging unbemerkt vorüber, zog sich einen im Korridor hängenden Sommerüberrock an, stülpte sich einen fremden Hut ins Gesicht, nahm ein großes Aktenbündel, das er auf dem Wege fand, unter den Arm, ging unbelästigt bei den Wachen, die ihn für einen Gerichtsherrn hielten, zum Justizgebäude hinaus, warf sich in einen Wagen und verschwand. Als oben das Urteil verkündet wurde, war der Angeklagte bereits glücklich entflohen.

L. Bucher wurde in dem Steuerverweigerungsprozeß nicht nur verurteilt, sondern nach seiner Flucht noch steckbrieflich verfolgt. Er steht in einer unter dem 7. Juni 1851 von dem Regierungs-Chef-Präsidenten von Fritsche gezeichneten „Nachweisung der politischen Flüchtlinge, welche dem Regierungsbezirk Cöslin angehören" an der Spitze mit folgendem Signalement.

Name: Adolph Lothar Bucher. Stand oder Gewerbe: Königlicher Amts-Gerichts-Assessor. Wohnort: zuletzt Stolp. Verbrechen: Aufruhr. Alter: 33 Jahre. Größe 5' 1—2". Haare: hellbraun. Stirn: frei. Augenbrauen: blaugrau. Nase: groß. Mund: gewöhnlich. Bart: blond. Kinn: oval. Gesicht: oval. Farbe: bleich. Statur: klein. Besondere Kennzeichen: Kurzsichtig und trägt daher gewöhnlich eine Brille.

„Kurzsichtigkeit“ — als besonderes Kennzeichen Bucher's ist nicht übel. Er hat später gezeigt, daß er einen sehr weiten Blick hatte, jedenfalls einen viel politischeren als diejenigen, die ihn wegen politischer Extravaganzen in sturmbewegter Zeit auf die Anklagebank gebracht hatten.

Daß Bucher sich der Vollstreckung des Urteils entzog, wurde ihm damals von manchem verdacht.

Aber die Erwägung lag nahe, daß ihm nach fünfzehn auf einer Festung verlorenen Monaten doch kaum etwas Andres übrig bleiben würde, als auszuwandern, da er der Ehrenrechte verlustig erklärt worden war und unzweifelhaft allen in jener Zeit beliebten polizeilichen Vexationen ausgesetzt geblieben wäre. Er selbst legte dabei Gewicht auf den Umstand, daß der Gerichtshof ihm wie seinen Gefährten Berg und Schulze-Delitzsch, die im Auftrag aller Angeklagten das letzte Wort der Verteidigung sprechen sollten, dies verwehrt hatte.[1]

Mir selbst hat Bucher seinen Schritt mit den lakonischen Worten motiviert:

„Ich fühlte, ich war zum Sitzen nicht geboren; ich wäre dabei zu Grunde gegangen . . .“

Bucher war in seinen jungen Jahren, wie sein Bruder Bruno bestätigte[2], ein guter Gesellschafter,

---

[1]) Bruno Bucher a. a. O., S. 425.

[2]) a. a. O.

ohne die später so oft erwähnte Schweigsamkeit, um deretwillen er noch in der Sylvesternacht von 1882 im Freundeskreise in heitern Reimen nach der Melodie des Dessauer Marsches angesungen wurde: „So schweigen wir, so schweigen wir, so schweigen wir alle Tage in der allerhöchsten Dippelomatie“ mit dem schließlichen Rate, zur Abwechslung einmal zu pfeifen, nämlich auf die ganze auswärtige Politik: „denn ohne Sorge sehn wir dich gern auch mal.“ Die Schweigsamkeit war ihm erst während des einsamen Lebens in London zur Gewohnheit, nachher zur Pflicht geworden. In der ersten Zeit seines vertrauten Verhältnisses zum Kanzler des Norddeutschen Bundes wurde einmal lustig geschildert, wie er in Gesellschaften von Berliner Damen umringt wurde, die aus ihm Geheimnisse der hohen Politik herauszulocken hofften.



XI.

Die Londoner Lehrjahre
1850—1860.

Die Lehrjahre Bucher's — so kann man füglich die Zeit seines Aufenthalts in London und Paris bezeichnen, erstrecken sich vom Jahre 1850 bis 1860.

Es ist in den ersten beiden Bänden der Versuch gemacht worden, einen Überblick, nicht in seine Korrespondenz, wohl aber in die Art und Weise zu geben, wie er die Personen und Dinge ansah, und in welch' fesselnder Weise er darüber nach Hause zu berichten wußte. Wir lernten den Exilierten als „Journalisten" kennen; wie es ihm als „Menschen" erging, darüber geben die nachstehenden Briefe Aufschluß, welche derselbe in der zweiten Zeit seines Londoner Aufenthalts an die Seinigen gerichtet hat. Sie eröffnen den Blick in eine Seele voll Kraft, Vornehmheit und kindlicher Dankbarkeit. Es ist rührend die Sehnsucht zu beobachten, die ihn nach den Seinen erfaßt. „Je länger ich von der Heimat entfernt bin, desto lebendiger werden mir die Erinnerungen; ich denke täglich nach

Hause.“ Um das Gefühl der Sehnsucht zu überwinden, arbeitet er „Tage und Wochen lang ohne andre Unterbrechung als beim Essen.“ „Der Wunsch Euch zu sehen, muß alle andern Rücksichten zu Schweigen bringen.“

Im Jahre 1856 schien es, als ob die Sehnsucht des Exilierten gestillt werden würde; es war die Rede von einer allgemeinen Amnestie, und angesehene Männer, darunter Gneist und Humboldt, wollten sich für Bucher verwenden. Für eine dauernde Niederlassung in Deutschland schien ihm jedoch die Lage insolange noch nicht geeignet, als ihm der Aufenthalt in Berlin untersagt blieb. Wie sollte er sich in Cöslin beschäftigen? Aber selbst die Erlaubnis zu kurzem Besuche der Eltern wäre ihm hoch willkommen gewesen. Die Ablehnung auch der mit dieser Einschränkung vorgebrachten Bitte wunderte Bucher, als die österreichische Amnestie bekannt geworden war, nicht. „Man will zeigen, daß man nicht nötig hat, versöhnlich zu sein und man muß nur das Gegenteil von Österreich thun, um die Welt, die über den Punkt sehr zweifelhaft geworden ist, zu überzeugen, daß man Großmacht sei.“

Später (1858) zeigte er sich resigniert: „Ich will von Deutschland nichts, als noch einmal einen Besuch machen. Nach allem, was ich sehe und höre, weiß ich

nicht, ob ich nicht unter irgend welchen Umständen dort auf die Dauer wieder gefallen würde. Das ganze Volk scheint im Verheulen zu sein. Ich wurzle mich hier immer fester." Die Absicht, ganz Engländer zu werden, lag ihm gleichwohl fern, und er lehnte um deswillen auch das Anerbieten seines Freundes Theodor Goldstücker, Professor des Sanskrit an der Universität London, ihn gleichfalls in die akademische Laufbahn zu bringen, ab; sympathischer schien ihm noch der Gedanke einer Übersiedelung nach Amerika.

Das Hinscheiden seiner Mutter beklagt er in einem rührenden Briefe. „Ich habe es mir seit Jahren sagen müssen, daß ich sie nicht wieder sehen würde, und nun der Schlag gekommen ist, ist es mir doch, als sei es unmöglich."

Seine Vorliebe für die Pflanzenwelt läßt sich schon in dieser Zeit verfolgen: Zum Geburtstagsgruße hofft er seiner Mutter vor Briefschluß noch unterwegs ein Veilchen aufzutreiben „zur Gesellschaft für ein Stückchen Seegras, das ich vom Strande mitgebracht und dessen Schönheit freilich erst unter dem Mikroskop zum Vorschein kommt."

Die Bemühungen, dem Vater eine Freude zu bereiten, sind rührend. Einmal schickt er ihm eine Plumpudding mit genauer Beschreibung der besten Zubereitung. „Ich wollte noch einige Sachen beilegen,

wußte aber keine Wahl zu treffen und lege daher lieber etwas Geld bei.“ Seit sich der Erwerb Bucher's in London günstiger gestaltete, fehlt fast keinem Briefe irgend eine Einlage für die Seinen, bald ist es ein sinniges Geschenk, bald die Avisierung von einer neuen Geldzahlung von seiten der National-Zeitung. Er selbst ist aber die personifizierte Uneigennützigkeit. Während seines Pariser Aufenthaltes hatten sie ihm aus Köslin zwei Spickgänse dorthin geschickt. Sogleich bittet er den Vater, künftig nicht solche Ausgaben sich zu machen. „Ich bedarf keiner äußeren Erinnerung, um mit meinen Gedanken in der Heimat zu sein.“ Daß sie ihm aus der Heimat „Silberzeug“ geschickt, war ihm noch unlieber. „Warum habt Ihr Euch von den Sachen getrennt und sie mir Vagabunden aufzuheben gegeben?“

Seine Korrespondenz nach Hause vollzieht sich nur in langen Intervallen. „Mir fehlt die Sammlung. Sobald ich mich zum Schreiben nach Hause niedersetzen will, kommen so viel Jugenderinnerungen, aus unserm Garten, aus unsern verschiedenen Wohnungen, vom Strande, von unsern Wiesen über mich, alle jetzt mit einer so traurigen Färbung, daß ich für den Rest des Tages zu nichts zu brauchen bin.“ Gewiß litt die Korrespondenz noch unter dem widerwärtigen Ge-

fühle, daß die der Post anvertrauten Briefe erbrochen, unter Umständen sogar kopiert würden.

Sein Mißtrauen gegen die Post ging soweit, daß er einem Briefe niemals eine Banknote beilegte, ohne sich ihre Nummer notiert zu haben.

Um einen Beweis zu haben, daß seine Briefe abgegangen, verschließt und trägt er dieselben in Gegenwart eines Zeugen zur Post. Die Nummer jedes Briefes notiert er sich.

Von der Londoner Zeit datiert ferner bereits seine Neigung, sich mit Heimlichkeit zu umgeben, seine Reisen nur anzudeuten und gewissermaßen mit sich selbst Versteck zu spielen. „Mit demjenigen —" so schreibt er in einem Briefe, „von dessen einem Briefe der Vater mir eine Abschrift geschickt, habe ich seit längerer Zeit eine Berührung, von der er wahrscheinlich nichts weiß. Ich besuche zwar nicht sein Haus, aber ein benachbartes, gehe auch nicht in die untere Etage, sondern in die obere, und nicht aus eigenem Antrieb, sondern eingeladen."

„Wenn meine Beschäftigung mich nicht glücklicherweise zwänge, täglich nach der Stadt zu gehen, so würde ich bald ebenso eingezogen leben, wie Du, liebe Mutter, zu thun pflegst."

Erst in den letzten Jahren seines Londoner Aufenthalts (seit 1857) schüttelte er die schlechte Gewohnheit

ab, nicht unter Leute zu gehen, und fühlte täglich mehr, wie gut es ihm that.

Der Aufenthalt in Paris — von wo er Ende 1855 Weltausstellungs-Berichte schrieb[1]), — hatte Bucher die angenehmsten Erinnerungen zurückgelassen; trotzdem fühlte er bei der Rückkehr nach England, „daß es doch schon halb und halb mein Vaterland geworden ist."

Seine Gesundheit war schon in England nicht die festeste. Er hatte kein spezielles Leiden, aber seine Nerven hatten unter den mancherlei Aufregungen der letzten Jahre stark gelitten. Daneben stellten sich die Vorboten der Gicht ein, zu deren Überwindung er sich zeitweilig zu einem Arzte in der Nähe von London begab. Der Erfolg der Wasserkur war ein befriedigender: „Außer dem Ziehen am Arm bin ich los erstens den Flanell, zweitens die Brille und drittens den Tabak[2])."

Um die Kosten seines Unterhalts zu bestreiten, verschmähte er nicht, in der Familie des ihn behandelnden Arztes deutschen Unterricht zu geben, „wozu ich zuvörderst selbst erst habe die deutsche Grammatik lernen müssen." Später hatte er die Genugthuung zu

---

[1]) Vergl. Bd. II. S. 3—25.

[2]) Über Bucher's Aufenthalt im Kaffe „Divan" vergl. den Aufsatz von Ferdinand Wolff in der „Neuen Zeit", Jahrg. I. Bd. I. 1891—1892. Nr. 15.

beobachten, wie sich seine Stellung in England mehr und mehr befestigte.

Seit dem Jahre 1856 fand er auch in der Arbeit für die deutschen Blätter mehr Befriedigung, weil es sich zeigte, daß er doch in einigen Punkten Recht gehabt, derentwegen er heftig angegriffen worden war. Neben der alten Beschäftigung ergab sich demnächst auch Gelegenheit, englisch zu schreiben. „Englisch schreibe ich jetzt (Juli 1857) wie deutsch, wahrscheinlich bedeutend besser. Es trägt viermal so viel wie deutsch.“

Einzelne Stellen seiner Briefe erinnern mich ganz an Heine!

„Zu Deinem Geburtstag, liebe Mutter, schickte ich Dir am liebsten eine Schachtel voll des herrlichen Frühlingswetters, das wir hier haben. — Englands Natur bietet unendliche Genüsse, aber das Leben ist ein ruheloser Kampf und verlangt Augen hinten und vorn. Der Mond macht sich bemerklich; Adieu! — Entschuldige das Gekritzel, das erste Bad, das ich heute genommen, wirkt immer wie eine halbe Flasche Champagner.“

Wie wehmütig ernst klingt nicht nachstehender Anfang eines an den Vater gerichteten Briefes:

„Was Du in Deinem letzten Briefe sagst, das habe ich mir oft zum Trost gesagt, ich habe oft an

die Griechen gedacht, die in gelbem Einband in deinen Bücherschränken stehen."

Mochten seine äußeren Verhältnisse mitunter auch unerfreulich sein — an innerer Befriedigung hat es ihm nicht gefehlt: „Ich will das Schwabenalter nicht umsonst erreicht haben. Es ist manches versäumt, oder verloren in meinem Leben, aber es bleibt immer noch genug, um zufrieden zu sein."

Den Sonntag in England hatte Bucher nicht so schlimm gefunden; ihm hatte er immer sehr wohlgethan mit seiner Stille nach dem Gewühl und Geräusch der Londoner Werkeltage, wo der Spektakel schon früh losging.

Hier einige der Briefe:

London, 22. Oktober 1856.
Molesworth Place Kentish Town Road.

Meine liebe Mutter!

Ich weiß nicht, ob es mir gelingen würde, Dir den Zustand zu schildern, in dem Wochen auf Wochen, zuletzt Jahre hingegangen sind, ohne daß ich einen längeren Brief an Euch geschrieben habe; und es ist wohl am besten, daß ich es garnicht unternehme. Ich habe neben meiner alten Beschäftigung, die ich als das Sichere festhalte, und die für das Notwendigste ausreicht, dieses und jenes versucht,

um mir reichere Mittel zu verschaffen; ich habe unaufhörlich an eine Reise gedacht, die Ihr oder Arthur unternehmen könnte. Aber es hat bisher nichts so einschlagen wollen, wie ich hoffte. Je länger ich von der Heimat entfernt bin, desto lebendiger werden mir alle ihre Erinnerungen; ich denke täglich nach Hause, aber in der Ungeduld fehlte mir immer die Sammlung zum Schreiben. Oft genug ist mir der Zustand so unerträglich geworden, daß ich Tage und Wochen lang ohne andere Unterbrechung als beim Essen fortgearbeitet habe, um ihn zu überwinden. Ich sage mir selbst, daß das keine Rechtfertigung meines Schweigens ist; aber wie schwer wird es, sich aus Gewohnheiten loszureißen? Ich bin übrigens dabei gesund; Bekannte, die mich seit langer Zeit nicht gesehen, finden, daß ich wohler und kräftiger aussehe als sonst.

Deine Mittheilung[1]) hat mir einen langen Kampf verursacht, und ich schob die Entscheidung auf, weil man hier zu wissen glaubte, daß im September oder spätestens in der Mitte Oktober eine allgemeine Maßregel eintreten werde. Diese Termine sind vorüber, ich muß mich also entschließen. Ein

[1]) Aus dem Zusammenhang ergiebt sich, daß sie die Frage einer dauernden oder vorübergehenden Rückkehr Bucher's in die Heimat betraf.

dauernder Aufenthalt in Cöslin wäre unter allen Umständen unmöglich: wie sollte ich mich dort beschäftigen? In Berlin würde man mich schwerlich dulden. Ich würde also doch nach England zurückkehren müssen, wo sich meine Stellung je länger, je mehr befestigt, und günstigere Verhältnisse abwarten. Wenn also der Freund, mit dem Du ja doch in jedem Falle Rücksprache nehmen wirst, nicht eine neue Schwierigkeit darin sieht, so möchte ich Dich bitten, nur um die Erlaubnis zu einem Besuche bei Euch nachzusuchen. Sollte diese Beschränkung aber den Erfolg gefährden, so mache den Antrag, wie Du ihn in Deinem Briefe bezeichnet hast. Der Wunsch, Euch zu sehen, muß alle anderen Rücksichten zum Schweigen bringen. Wundere und beunruhige Dich nicht, wenn Du seltener Korrespondenzen von mir in der Zeitung siehst; der Eigenthümer hat mich gebeten, während der Parlamentsvertagung lieber Feuilletons zu schreiben. Ich werde darin zunächst einen vierwöchentlichen Aufenthalt an der englischen Küste verarbeiten.

Seit Anfang dieses Jahres bin ich ordentliches Mitglied der philologischen Gesellschaft. Ich werde zu ihrer Erleuchtung nicht viel beitragen, denn zwischen Englisch, Französisch und Deutsch kommt es mir zuweilen so vor, als ob ich gar keine Sprache

mehr ordentlich verstände, und um für den Druck zu schreiben, muß ich mich ordentlich zusammennehmen; aber die Gesellschaft giebt Gelegenheit zu nützlichen Bekanntschaften und bringt alle 14 Tage einen angenehmen Abend, den man sich als Arbeit anrechnet, während er eigentlich nur eine Zerstreuung ist.

Vielleicht werde ich Euch ja nun alles mündlich erzählen können.

Ich werde diesen Brief in Gegenwart eines Zeugen verschließen und auf die Post bringen; die Nummern habe ich notiert. Adieu denn oder auf Wiedersehn!

A 143474 50 Thlr.
a 281980 50 „

Zu den wenigen Personen, mit denen Lothar Bucher während seines Londoner Aufenthaltes in Briefwechsel stand, zählt Arnold Ruge. Ein an denselben aus der Londoner Zeit gerichteter Brief [1]) möge hier seinen Platz finden.

Februar 20, 57.

Bester Freund!

Ihren Auftrag werde ich ausrichten, und wenn ich die Rechnung erhalten, werde ich sie Ihnen schicken oder lieber bringen, denn ich sehne mich recht

[1]) Arn. Ruge's Briefwechsel, 2, S. 174/176.

nach einem Mund voll Seeluft. Dann können wir auch über die Donaufürstenthümer und verschiedenes Andere uns „auseinanderreden“, wie ein Landsmann von Goldstücker[1]) zu sagen pflegt. Ich weiß sehr wohl, daß ich Ihren Zorn verdiene, aber ich kann das nicht ändern; wir weichen in zu vielen Punkten ab. Sie haben sich in der kritischen Behandlung der Geschichte, die hinter uns liegt, an einen großen Maßstab, an lange Zeiträume und kurze Formeln gewöhnt und wenden diesen Maßstab, wie ich glaube, nicht richtig auf die Geschichte an, die vor uns liegt. Ich weiß, daß ich in einem viel engern Horizont wohne, aber ich glaube, daß man das thun muß, wenn man helfen will Geschichte machen. Mag sein, daß die großen Bewegungen, die sich in Jahrhunderten und Jahrtausenden vollziehen, die Erscheinungen eines nothwendigen Prozesses, die Resultate unabänderlicher Gesetze sind; aber je mehr Geschichte ich lese, desto mehr werde ich überzeugt, daß die individuelle Thätigkeit, daß der Wille einen verdammt weiten Spielraum darin hat, wie die Cartons ausgemalt, wie die Grundmelodie moduliert werden soll. Praktisch erkennen Sie das auch an, indem Sie agitieren, arbeiten. Ich erinnere mich

[1]) Th. Goldstücker, geb. 1812 zu Königsberg i. Pr., gest. 1872 als Professor des Sanskrit an der Londoner Universität.

wohl, wie Hegel diese „Arabeskenvorstellung" von der Geschichte lächerlich macht; aber er war Philosoph, nicht Politiker.

Es kann viel „gemacht" werden.

Rußland und Österreich sind in einem Kampf auf Tod und Leben. Sie halten Rußland für das geringere Übel, ich Österreich, darüber bin ich mir vollkommen klar.

Sie rechnen auf eine Revolution, die wir noch erleben können, ich nicht. Sie trauen der Revolution die Kraft zu, Rußland nach Asien zurückzuwerfen, ich nicht. Ich kann mir das nur unter der Voraussetzung denken, daß Rußland angriffsweise verführe, und das zu thun ist es zu klug. In einem Leitfaden, der 1837 für den jetzigen Kaiser ausgearbeitet wurde und den, in Parenthese, Urquhart nicht kennt, ist es als ausdrücklicher Grundsatz aufgestellt, große, in einer Revolution begriffene Völker nicht zu attaquiren.

Ich stelle mir die Frage ganz eng, Sie werden sagen, ganz bornirt: soll man Rußland helfen oder hindern, zwischen Österreich und der Türkei, an der Donau, im Rücken von Ungarn, eine Position zu nehmen? Denn daß Rußland den neuen Staat am Fädchen haben werde, gegen diese prima facie gewiß indizirte Voraussetzung habe ich noch kein

überzeugendes Argument gehört. Die Bojaren sind verfault; wird die Union sie bessern oder beseitigen? Ich sehe das nicht ein; und wenn nicht, so wird der Staat sie haben, der am thätigsten intriguirt, am besten zahlt. Wie ich bekommen Sie einen Ekel an Deutschland; warum? weil die Junker, die Federfuchser, die Philister darin hausen wie sie gehaust haben, trotz der ganz hübschen Erschütterung von 1848. Ich glaube, lassen Sie mich einmal das dumme Wort gebrauchen, an eine Regeneration um so weniger, je mehr ein Volk sich ökonomisch entwickelt, und das soll ja gerade mit den Rumänen geschehen. Urquhart kenne ich seit vier Jahren und ich bin an das Schicksal gewöhnt, sein Jünger genannt zu werden, weiß auch, was das zu bedeuten hat. Aber glauben Sie mir, mir geschieht Unrecht damit. Er setzt die Bekanntschaft mit mir fort, weil er gefunden, daß ich, von einem ganz anderen Punkte ausgehend und einen ganz anderen Weg verfolgend als er, zu ganz ähnlichen Resultaten gekommen bin. Er hat Land und Leute studirt, ich habe mir die Augen an diplomatischer Geschichte caput gelesen. Ich nehme von ihm, was ich brauchen kann, und habe ihm schon manches gegeben, was er braucht. Seine Hoffnung, Palmerston zu köpfen, ist Nonsens; aber die Kritik der konstitutionellen Aristokraten-

wirthschaft, die sich hier vollzieht, ist, glaube ich, eine gute Studie für die Deutschen. Auch seinen Gedanken, eine Diplomatenschule zu erziehen, apart von der hiesigen Ausführung, halte ich für fruchtbar, und ich bitte Sie, denselben näher zu prüfen. War es 1848 kein Mangel, daß die ganze demokratische Partei nicht einen Menschen aufzuweisen hatte, der die Schliche und die heilsamen und notwendigen Formen im Verkehr zwischen Völkern kannte? Im „Jahrhundert“ betonen Sie auch das „Recht“; Diplomatie ist der völkerrechtliche Prozeß und wird immer existiren, wenn auch das dynastische Element zum Teufel gegangen ist. Und nun entschuldigen Sie diese Schreiberei, die ich in später Stunde noch auf das Papier werfe. Hoffentlich sprechen wir bald wieder einmal über unsre Streitfragen. G. ist sehr beschäftigt, Conventionalstrafen ausgesetzt und auch nicht recht wohl, darum hat er wohl nichts hören lassen.

Freundschaftlichst der Ihrige

Bucher.

London, 26. Februar 1857.

Liebe Mutter!

Als ich vor einigen Monaten Deinen Brief empfing, der die jetzt erledigte Angelegenheit zuerst

anregte, waren mir ein oder zwei Fälle bekannt, die einen ähnlichen Anfang genommen hatten und ganz dasselbe Ende wie der meinige; ich hatte daher im Innern wenig Hoffnung; als die österreichischen Amnestien bekannt wurden, war ich des abschlägigen Bescheides gewiß, man will zeigen, daß man nicht nöthig hat, versöhnlich zu sein und man muß immer das Gegentheil von Österreich thun, um die Welt, die über den Punkt sehr zweifelhaft geworden ist, zu überzeugen, daß man auch Großmacht sei. Was die Mittelspersonen betrifft, so erinnere ich mich eines schönen Calembours, den die Enkelin meines Wirthes in Paris, ein kleines Mädchen von sieben Jahren, machte, als un gros Monsieur ihr die versprochenen Bonbons nicht mitgebracht: promesse de grand n'est pas héritage. Und das erinnert mich wieder an die glückliche Zeit in Paris, von der ich Euch noch einmal privatim schreiben muß, da ich zu den beabsichtigten Feuilletons nicht gekommen bin. Das sonnige Paris mit seiner schönen Architektur, seinem klaren Strome, seinen heitern Menschen und seiner pommerschen Küche, wird mir in der Erinnerung immer lieber. Und wer weiß, ob ich es nicht auf lange Zeit wiedersehe[1]). Ich

[1]) Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Nur zu kurzem Aufenthalt sah Bucher 1859 Paris wieder.

kann Euch das Verhältniß, auf dem diese Hoffnung beruht, nur durch Umschreibungen bezeichnen . . .

Herzliche Grüße an Arthur. Ich lege einen Brief von Elise Schmidt, der Schriftstellerin, bei, den Du mir nicht zurückzuschicken brauchst[1]). Bitte aber ihn auch nicht aus der Hand zu geben.

Lieber Vater!

Über Jamaika lauten die Nachrichten sehr verschieden, weil die Interessen sehr verschieden sind. Ich werde aber in einiger Zeit Gelegenheit haben,

---

[1]) Elise Schmidt hegte den sehnlichen Wunsch, Bucher wieder in der Heimat zu wissen, hatte seinethalben auch mit dem Minister-Präsidenten Freiherrn von Manteuffel gesprochen. „Er denkt" — so schrieb sie Bucher — „achtungsvoll über Ihre Talente und Vorzüge. Er verfolgt Ihre Arbeiten in der National-Zeitung mit Interesse — und erinnert sich Ihrer Kämpfe gegen ihn, wie er versichert, ohne Groll, anscheinend mild, zur Versöhnung geneigt und das Beste für Sie zu thun bereit. Ich ging einen Schritt weiter, indem ich hinwies auf die Armuth unsrer Zeit an wirklichen Fähigkeiten und auf das Bild der Ihrigen, großen, für unser engeres Vaterland verloren gehenden im Ausland. — Er gab mir alles in wärmster Weise zu, und ich glaube sein Verhalten dabei entschieden wahr nennen zu können. Sie sehen also, welchen Weg Sie gehen können, wenn Ihnen die nebelfeuchte Luft Alt-Englands zu schwer wird. Doch fern sei es von mir, Ihnen Hoffnungen erwecken zu wollen; was könnten Sie noch in unserm engen Organismus für eine Rolle spielen, mit Ihren weitgesichtigen Standpunkten?"

mich bei jemandem zu erkundigen, der die Insel kennt und mir wohl die Wahrheit sagen wird. Eine Schwierigkeit besteht sicher: Der Neger arbeitet nicht, so lange er noch ein paar Yamwurzeln und einige Tropfen Rum vorrätig hat. Die Chinesen, die man in neuerer Zeit eingeführt hat, sind fleißig, haben aber wahrscheinlich auch ihre unangenehmen Seiten.

Hat Herr Deetz Honduras gesehen? Nach dem Staate bereitet sich eine große Auswanderung vor. Klima kann man sich aussuchen, wie man es braucht. Land billig, Arbeiter zu haben und für einen Grundbesitzer große Aussichten durch die Eisenbahn von Porto Caballo nach der Bai von Fonseca, deren Bau ich für gesichert halte. Näheres in etwa 14 Tagen.

London,

19 Chalcot Terrace Primrose Hill 4. Juli.[1]

Mein lieber Vater!

Was Du in einem Deiner letzten Briefe sagst, daß Du Dich nicht leicht niederwerfen läßt, das habe ich mir oft zum Trost gesagt, ich habe oft an die Griechen gedacht, die in gelbem Einbande in Deinen Bücherschränken stehen.

[1]) Wie der Zusammenhang ergiebt: 1857.

Mitschüler von mir haben vor langen Jahren die Bemerkung gemacht, daß Du Deine Schreibweise nach Platen gebildet habest; seit ich zu Verstande gekommen, habe ich oft gedacht, daß Du mehr aus Plato genommen.

Mir fehlt viel an der Fassung.

Ich will also heute nur von London und von mir reden. Die ersten sechs Jahre meines Aufenthaltes hier hatte ich in zunehmender Zurückgezogenheit von der Gesellschaft zugebracht. Es lag das an der Stimmung, die ich mitbrachte, war vielleicht sehr thöricht. gewiß sehr hinderlich für mein Fortkommen, aber nicht gut zu ändern. Aber never too late to mend. Ich habe auch diese schlechte Gewohnheit abgeschüttelt und gehe wieder unter Leute, benutze und suche Gelegenheiten und fühle täglich mehr, wie gut es mir thut, namentlich wieder mit Frauen umzugehen. Ich bin u. a. viel in Urquharts[1]) Hause, von dem du mancherlei, wahrscheinlich viel Falsches gelesen haben wirst, einer der bedeutendsten Menschen, die mir vorgekommen, anregend in jedem Worte, das er spricht. Und zu ihm paßt seine Frau, eine Schwester des Earl of Fortescue. Sie bewohnen einen reizenden, in Rosen

[1]) Vergl. Bd. I, S. 294 ff.

begrabenen Landsitz in Herfordshire, nach dem ich ein- für allemal auf Sonntag eingeladen bin.

Englisch schreibe ich jetzt wie Deutsch, wahrscheinlich bedeutend besser. Als ich neulich eine kleine Abhandlung, von der ich Dir ein Exemplar schicken werde, in der philologischen Gesellschaft verlesen hatte [1]), kamen eine Menge wildfremder Leute an mich heran, mich über das Englisch zu bekomplimentiren, und ich hatte mir das Manuskript nicht durchsehen lassen. Am andern Tage erhielt ich einen Auftrag von einer Revue, mit der ich bisher noch keine Verbindung hatte, und ich werde im Herbst, wenn das Leben wieder beginnt, diesen Weg weiter verfolgen und viel Englisch schreiben. Es trägt viermal so viel wie Deutsch.

Ich lege 50 Thlr. ein (Nummern notirt). Geh damit an den Strand oder sonst wohin auf das Land. Bei Euch hat „Stadtluft“ zwar nicht soviel zu sagen, wie hier an der Themse, aber es ist doch besser zwischen Wiesen und Feldern und Weidenbäumen, welche letztere man hier gar nicht sieht.

Mit herzlichen Grüßen

Lothar.

NB. Die veränderte Adresse.

---

[1]) Ich komme auf dieselbe weiter unten zu sprechen.

London, 17. Oktober 1857.
Northumberland Terrace Primrose Hill N.W.

Liebe Eltern!

Die Wasserkur hat zwar ein sehr gutes Ende genommen, aber sie verlief nicht so glatt, wie ich erwartet hatte. Es kam eine zweite, viel langwierigere Krisis, in der ich fast die Geduld verloren hätte, nichts arbeiten konnte und ganz verwilderte. Nach und nach brachte meine Natur, die, wie mir der Arzt oft gesagt hat, von Hause aus sehr gut ist, alles wieder in Ordnung, und jetzt, nach vollendeter Nachkur, fühle ich mich in der That wohler als seit langen, langen Jahren. Meine Haut, mit der ich immer in Fehde lag, ist ganz normal, und wenn ich des Morgens aufstehe, habe ich einen so reinen Geschmack im Munde, wie seit meinen Kinderjahren nicht. Dabei habe ich meine Lebensgewohnheiten gründlich reformirt. Es sind jetzt 7 Monate, daß ich nicht geraucht habe. Anstatt um 2 oder 3 Uhr zu Bette zu gehen und um 10 Uhr aufzustehen, bin ich jetzt um ½ 7 in Bewegung, also um 11 so müde, daß ich zu Bette gehen muß. Ich bin beinahe 14 Tage in der Stadt und finde, daß mir diese neue Lebensweise zur festen Gewohnheit geworden ist, und daß ich einen Rückfall nicht mehr

zu fürchten brauche. Meine neue Wohnung kommt mir dabei zu Hülfe, sie liegt fast auf dem Lande und jeder Mensch im Hause steht früh auf.

Primrose Hill, ein schöner grüner Hügel, an dessen Abhange das Haus steht, liegt nördlich von Regents Park und gränzt an der andern Seite an das offene Feld. Nach dem Lesecabinette habe ich eine Stunde zu gehen, nach der City und anderen Stadttheilen führt eine Eisenbahn, deren Station nicht zwei Minuten von hier entfernt ist. Wenn das Wetter nicht gar zu abscheulich ist, gehe ich zu Fuß und suche unterwegs ein paar Grundbrunnen auf. So kehre ich in einem ganz allmähligen Übergange von dem strengen Regime der Kur zu einer Lebensweise zurück, die sich mit den Geschäften verträgt.

Ich habe in meiner Privatkorrespondenz schreckliche Reste aufzuarbeiten, aber ich bin ernstlich dabei und die körperliche Gesundheit erleichtert es mir, mit alten Gewöhnungen und Verwöhnungen zu brechen, die sich unter so mancherlei Einflüssen festgesetzt hatten. In den Tagen, die ich wieder in der Stadt zugebracht, hat der Umzug, das Auspacken und Ordnen meiner Bücher und Papiere und das Wiederanknüpfen von Geschäftsverbindungen hier und auswärts mich nicht zur Ruhe kommen lassen. Nach-

gerade aber wird es licht um mich her, und ich werde Euch nun wieder häufig schreiben und nach und nach so manches beantworten.

Ich will das Schwabenalter nicht umsonst erreicht haben. Es ist manches versäumt oder verloren in meinem Leben, aber es bleibt immer noch genug, um zufrieden zu sein.

Ich dachte, es würde der beste Beweis meiner Herstellung sein, den mannigfachen Stoff, den ich auf dem Lande aufgesammelt, für die Zeitung aufzuarbeiten, und ich habe in der That eine Masse Manuskript abgeschickt, darunter einen Aufsatz über die erste Rhapsodie der Odyssee, die ich gelesen, die 21. Ich weiß nicht, weshalb erst so wenig gedruckt ist.

Herzlichen Dank für die Gasfontaine, nächsten Sommer werde ich sie fleißig brauchen. Aber wozu die Kosten!

Mit allen guten Wünschen

Lothar.

3. Northumberland Terrace Primrose Hill N. W.
8. Januar 1858.

Lieber Vater!

Deine letzten Briefe sind mir verspätet zugegangen. Das Aufgeben der Kur, die ich so lange

betrieben, wirkte nicht günstig, ich mußte wieder für einige Zeit auf das Land zurück und alle meine Verhältnisse kamen in Verwirrung. Als ich die Briefe endlich erhielt, sagte mir eine Ahnung, was sie enthielten. Ich habe es mir seit Jahren sagen müssen, daß ich meine Mutter vielleicht nicht wieder sehen würde, und nun der Schlag gekommen ist, ist es mir doch, als sei es unmöglich. Verzeih', daß ich nicht früher geschrieben. Ich wollte etwas Tröstliches oder doch etwas Ruhiges sagen — und wie sollte ich das, leidend und mit dieser unglücklichen Beschäftigung [1]), die einen nie zur Sammlung kommen läßt! Und wenn man sich einmal sammelt, strömen alle die unterdrückten Gedanken mit einemmale auf einen ein. Indem ich mich jetzt niedersetze, um Dir eine Zeile zu Deinem Geburtstage zu schreiben, kommen mir alle Deine Geburtstage, die ich im elterlichen Hause erlebt, vor die Seele.

Ich kann es niemandem beschreiben, wie ich die letzten Wochen zugebracht habe.

Lieber Vater! Das Schicksal gebe Dir Stärke, daß wir, die wir noch übrig sind, uns einmal wiedersehen. Ich kann Dir für heute nichts weiter schreiben. Tausend Segenswünsche von Deinem

Lothar.

---

[1]) Sein ganzes Leben der aufreibenden Tagesschriftstellerei zu widmen, lag niemals in der Absicht Bucher's.

P. S. Wolff[1]) soll Dir im Laufe dieses Monats etwas Geld schicken. — —

Wie Bruno Bucher kürzlich in den Grenzboten mitteilte, hat Bucher Denkwürdigkeiten nicht hinterlassen: „Seine Memoiren bis 1864 stehen in den Zeitungen und Büchern." Manches von dem, was hier steht, ist in den beiden früheren Bänden bereits zusammengetragen. Es ist aber immerhin nur ein kleiner Bruchteil, und ich fühlte, als ich an die Bearbeitung des neuen Bandes heranging, das Bedürfnis, mich noch einmal in die alten Bucher'schen Korrespondenz-Artikel zu vertiefen, und gleich einer Biene aus den Blumen und Blüten die besten Ingredienzien herauszuziehen. Ich habe das wiederholte Durchblättern der dicken Zeitungsfolianten nicht bereut. Bucher's Artikel sind noch heute nicht nur lesbar, sondern fesselnd, zum Teil nicht antiquiert, ja geradezu modern, weil er mit seinem Geiste weit in die Zukunft hineingesehen hat. Und wenn auch einmal die Sache nicht mehr interessiert, so fesselt die einzige Art, wie Bucher sie darzustellen wußte[2]).

---

[1]) Der Eigentümer der National-Zeitung.

[2]) Als Schriftsteller stammt Lothar Bucher von Heine, Jean Paul und Lawrence Sterne ab; von Heine hat er die Freude an stilistischem Gefunkel, das nicht immer aus echten Steinen strahlt, von Jean Paul den lockeren Periodenbau und

Hier mögen nur einige Thesen folgen, die ich aus seiner Korrespondenz herausschäle.

„Die Engländer sind auf jeden Fremden eifersüchtig, der eine Stellung unter ihnen einnimmt, in der er ihnen etwas leistet, ohne daß sie seinen Namen unterdrücken können. Dazu haben die meisten einen besonderen Widerwillen gegen jeden, der der deutschen Volkspartei angehört. Sie verspotten die Professoren, aber sie hassen die Demokraten. Diese Gefühle sind tief gewurzelt, wenn auch der Ausdruck je nach dem Stande des Geschäfts variiert. In dem Kreise der Wissenden, der allerdings nicht groß ist, wurde es daher als eine stille Demütigung empfunden, daß ein deutscher Flüchtling den Plan anzugeben hatte, wie den Engländern Kunstgefühl beizubringen. Die Kunstschule in Marlborough House ist eine Ausführung der Vorschläge von Semper (Wissenschaft, Industrie und Kunst. Oktober 1851). Man rächte sich dadurch, daß man ihn nie nannte, und er hat jetzt die Stelle in

---

die Lust am Gedankenbummeln, von Sterne das wehmütig lächelnde Mitleiden. Mit Heine, dessen soziale Einsicht längst nicht genug gewürdigt ist, hat er auch das tiefe Mißtrauen vor klingenden Schlagwörtern gemein, und wie einst Heine zu Börne, so konnte später auch Lothar Bucher nicht zu Lassalle den Steg finden, denn Börne und Lassalle gehörten eben bei aller Verschiedenheit doch gemeinsam der Partei an, die an Wörter glaubt. M. Harden in der Zukunft Bd. I, S. 151 f.

Zürich angenommen, weil er es müde ist, auf Steine und Dornen zu säen". (14. 3. 55.)

(Besprechung eines Dickens'schen Romans.) „Dickens wie Thackeray pflegen ihre Helden und Heldinnen erst in zweiter Ehe glücklich werden zu lassen; hier haben wir gar eine dritte Liebe. Bei einem Schriftsteller wie Dickens, der jeden Pulsschlag seines Volkes in dem Schreibefinger fühlt, ist eine solche Erscheinung nicht zufällig, und sie ist doppelt interessant in dem Augenblick, da im Parlamente die ersten, schüchternen Versuche gemacht werden, die monströse Praxis in Betreff der Ehescheidungen zu verbessern." (13. 6. 57.)

„Man macht in England nicht so viel Umstände mit der Scheidestunde des alten Jahres wie in Deutschland. Man gießt kein Zinn, läßt keine Nußschalen schwimmen, sieht nicht ins Ofenloch und wirft nicht den Pantoffel über das Haus. In den Provinzen mögen sich ähnliche Gebräuche erhalten haben; in London aber wird im allgemeinen der Sylvester nicht besonders gefeiert, es sei denn durch ein Extraglas Grog, um bis zur Mitternachtsstunde auszuhalten." (1. 1. 56.)

„Ihnen jedesmal einen Auszug aus der afrikanischen Post schicken, hieße Ihre Geduld mißhandeln. Lassen Sie mich ein für allemal das Formular dieser Berichte geben: Die Soldaten ziehen aus, um den Feind zu suchen, können ihn nicht finden und erfahren,

daß er sich hinter ihrem Rücken ganz wohl befindet. Oder sie finden ihn, aber in so starker Zahl oder in so fester Stellung, daß sie ihn nicht angreifen können. In beiden Fällen Rückzug und neuer Operationsplan. Dazwischen gegenseitiges Viehstehlen, worin aber die Kaffern die Palme davontragen. Das Datum und allenfalls den Namen eines Kloof geändert, und das Formular paßt immer." (9. 10. 52.)

„Es ist behauptet worden, daß die Institutionen eines Volkes von einem andern nicht aufgenommen werden könnten und also auch niemals aufgenommen worden seien; wo mit Bewußtsein der Versuch einer Übertragung gemacht worden oder wo eine Aufnahme allmählich und wie von selbst vor sich gegangen sei, da finde man bei genauerer Untersuchung jedesmal, daß nur die Form, der Leib, die äußere Erscheinung übergegangen, das Wesen aber, die Seele, die Substanz zurückgeblieben oder von dem Geiste des aufnehmenden Volkes gänzlich umgestaltet worden sei. Es wäre sehr wichtig, darüber ins Klare zu kommen; denn wenn dem wirklich so wäre, so würden wir uns über das Mißlingen gewisser politischen Bestrebungen nicht länger wundern dürfen und dieselben ein für allemal aufgeben müssen. Die Einführung, Akklimatisierung der englischen Verfassung hat bisher nirgends gelingen wollen; die Ebenbilder sind teils verwünscht unähnlich geraten,

teils nach einer kurzen, siechen Existenz verblichen. Liegt das an Fehlern des Verfahrens, die ein andermal vermieden, an besonderen Umständen, die endlich überwunden werden können, oder ist das die Wirkung eines durchgereiften Gesetzes? Schwierige Untersuchung, gefährliche Untersuchung! denn die englische Verfassung ist eine liberale, sagt man; wer also beweist oder nur den Fall setzt, daß wir sie nicht haben können, der arbeitet für die Reaktion, sagt man." — —

Brauche ich noch ausdrücklich zu konstatieren, daß sich Bucher mit seinen □Artikeln nicht bloß beim Leserkreis der National-Zeitung, sondern auch in England nach und nach einen Namen machte? Die Times hatte einmal mit Bezug auf ihn gesagt, daß er der Mann sei, der es verstehe, zu gelegener Zeit „Löcher in den Mantel John Bull's zu schlagen." Aber nicht genug, daß er Wunden schlug oder Mängel in der englischen Konstitution aufdeckte — er wußte als weiser Politiker auch die Mittel anzugeben, wie man solchen Mängeln abhelfenkönnte.

Einzelne Abhandlungen, die Bucher während seines Londoner Aufenthalts geschrieben, hat er entweder ganz vergessen oder er wollte sich derselben nicht mehr erinnern. Hierher zählen die „Englischen

Skizzen", veröffentlicht im dritten Bande des „Illustrierten Panoramas", bei B. Brigl in Berlin erschienen. Die erste Abhandlung betitelt sich „Austern, Austernschalen" und enthält zunächst eine Schilderung der kleinen Straßen in der Nähe der Oxfordstreet, wo man zahlreiche Händler trifft, die auf Karren ihr meist zum Verzehren auf der Stelle bestimmtes Warenlager mit sich führen. Die Auster spielt darunter eine große Rolle, denn sie ist in London nicht ein so vornehmes Tier wie in Binnenstädten, „braucht nicht zwischen Spiegelscheiben und unter gemalten Plafonds genossen zu werden, will nicht absolut mit Zitronen und Chablis heruntergespült sein." Sie liegen in jenen dunklen Gassen im Naturzustande in einer Bütte auf dem Handwagen. Auf einem quer darüber gelegten Brett liegt das kleine Brecheisen zum Öffnen und eine Flasche mit Holzessig. Der Kunde schlürft die Auster, sowie sie ihm dargereicht wird, von der Schale und wirft die letztere auf das Pflaster, und ehe London wieder munter ist, wird jemand sie aufgelesen haben, jemand, der auch der ambulanten Straßenbevölkerung angehört. Es giebt nämlich wie in allen großen Städten ein Völkchen, welches nur davon lebt, das Weggeworfene von den Straßen aufzulesen: Korken, Zigarrenstumpfe, Austernschalen, Lumpen, Knochen, Glasscherben, Papier. Während die Kaste der ambulanten Straßenverkäufer

die Tendenz hat, mittelst der gemachten Ersparungen den Karren oder Straßentisch mit einem Laden zu vertauschen, also nach etwas Höherem zu streben, will Bucher die Beobachtung gemacht haben, daß die Rasse, die von dem auf die Straße Geworfenen lebt, häufig aus höheren Ständen, besseren Beschäftigungen zu ihrem kläglichen Gewerbe herabgestiegen ist. Die Lebensgeschichte eines solchen Unglücklichen schildert Bucher in kurzen, aber prägnanten Zügen. Der Mann ist der Sohn gebildeter, aber armer Eltern und erhielt keine andre Mitgift, als eine gute Erziehung. Er hatte Lust zu den Naturwissenschaften, ward Hilfslehrer an einer guten Schule, und sein Lieblingstraum, einmal eine Professur an einer Universität anzunehmen, wäre bei seinen guten Fähigkeiten kein leeres Hirngespinst gewesen, wenn er mehr Weltklugheit oder weniger Stolz besessen hätte. Er heiratete eine Schülerin, ein schönes, lebhaftes Mädchen, die erst seinen Unterricht, dann ihn selbst liebgewonnen hatte, wie das wohl geschieht. Sonntags und an freien Nachmittagen begleitete ihn seine junge Frau auf der Jagd nach Pflanzen und Käfern in den wunderschönen Umgebungen Londons. Während der Ferien gingen sie bald in diese, bald in jene Grafschaft, die in Boden, Pflanzenwuchs oder Tierwelt etwas Eigentümliches hat, und für ein geübtes Auge hat das jede englische Grafschaft. Sein nächstes

Jagdgebiet waren die Heckenwege und die Gemeinde-Anger, und er hatte schnell seine Frau gewöhnt, auch eine Pflanzentrommel zu tragen und die eine Seite des Weges so genau abzusuchen wie er die andre. So konnte man sie stundenlang nebeneinander hergehen sehen, die Blicke fest auf den Boden gerichtet, in behaglichem Schweigen oder noch behaglicherem Geplauder. Aus dieser Beute sollte ein Buch werden, und das Buch, mußte es nicht Ehre, Ruf, Beförderung, Wohlstand bringen? Der ungesellige Wanderer, der nach dem Kompaß querfeldein durch Gestrüpp und Felsen auf, Felsen ab seinem Ziele zugeht und ihren Weg durchkreuzt, bleibt wohl einen Augenblick stehen und sieht dem glücklichen Paare mit leichtem Neide oder mit leichtem Achselzucken nach, wenn nicht dem Paare, doch der jungen Frau. Wie elastisch ist ihr Schritt, wie blühen ihre Wangen vor Gesundheit und Lust, wie glänzt das nußbraune Haar auf dem sauberen Kragentuch! Auch der Dandy, der vorüberrollt seinem Landsitze zu, sieht ihr nach und läßt sich erkundigen, wer das appetitliche Wesen ist. Kommen sie aber an einen hohen, freien Punkt, thut das Meer sich mit erwärmten Buchten vor den erstaunten Augen auf, so erzählt er ihr, was er von der Flora des Südens weiß, und macht sie träumen von Orangen und Palmen. So waren Jahre vergangen. Die Mappen und Präparate

und Manuskripte wuchsen, aber das Buch war nicht fertig, und er war immer noch Hilfslehrer mit knappem Gehalt, obgleich er am meisten zu dem Ruf der Schule gethan, den der Direktor, ein unwissender, aber glatter Bursche, schon zu einem artigen Vermögen ausgemünzt hatte. Seine Frau fand weniger Gefallen an den Exkursionen als sonst, aber lauschte mit unverminderter, ja mit steigender Teilnahme, wenn er vom Süden sprach oder vorlas; und da ihr Benehmen übrigens unverändert war, ließ er sie leichten Herzens auf Tage, ja auf Wochen daheim. Als er eines Abends im Spätherbst von einer Streiferei zurückkehrte, fand er auf seinem Schreibtische folgenden Brief:

„Ich bin auf dem Wege nach Neapel. Du hast es verstanden, eine unbezwingliche Sehnsucht in mir zu erwecken; aber Du wirst nie im stande sein, sie zu befriedigen. Das Leben ist kurz, ich bin eine zu gesunde Natur, um es nicht genießen zu wollen. Halte Dich an Deine Wissenschaft und betrachte mich als tot!"

Er stützte den Kopf in die Hände und starrte auf die Schriftzüge. So sah ihn das Mädchen, das schuldbewußt am Abend leise eingetreten war, so fand sie ihn am andern Morgen. Wenn er nur einen Erfolg in seiner Wissenschaft schon erreicht gehabt oder wenn er nur einen Freund besessen hätte, der ihm sagen

konnte: was die Eine wegwirft, das gieb du dem Menschengeschlecht! so hätte er die dunkle Stunde überwunden. Aber er wußte, daß noch niemand auf ihn sah, und er hatte keinen solchen Freund. Statt eines solchen kam die Frau Nachbarin. Sie hatte schon gehört, was passiert war, und nahm so herzlichen Anteil. Hatte freilich alles kommen sehen, hätte es ihm vorhersagen können, wenn er sie nur gefragt. Hübsche junge Frauen wollten amüsiert sein, und die meisten Männer wären Barbaren. Ihr Mann fahre um acht nach City und komme um sechs schläfrig nach Hause. Wer weiß — dabei schob sie vor dem Spiegel ihre falsche Tour zurecht — was in ihrer Ehe passiert wäre, wenn sie nicht so tugendhaft; an Versuchung habe es wahrlich nicht gefehlt. Sie habe es längst bemerkt, daß, wenn der Herr botanisieren gegangen, ein Fremder die Frau besucht. Sei auch in seiner Equipage gekommen, die Frau abzuholen. Der Bierwirt an der Ecke habe den Livreebedienten ausgefragt und den Namen des Besuchers erfahren; wenn es noch ein Lord wäre oder ein Baronet oder wenigstens ein Honourable! das würde weniger kränkend sein; aber es sei der Sohn eines reichen Schnapsbrenners! das müsse weh thun; ja, ja, die Welt sei sehr verderbt, oh dear!

Er brummte einen Dank für die Teilnahme, behielt den Kopf zwischen den Händen und versäumte

die Lektionen. Nach drei Tagen war er entlassen. Nach einigen Monaten verkaufte man seine Habseligkeiten, auch die Herbarien und stieß ihn vor die Thür. Mechanisch ging er ins Freie, durch einen der Heckenwege, den er oft mit ihr gegangen, bald an der rechten Seite, wo er, bald an der linken, wo sie zu gehen pflegte. Nach einigen Tagen waren die wenigen Silberstücke aufgezehrt, die er in der Tasche hatte. Der Instinkt sagte ihm, daß der Hunger leichter in der Stadt zu stillen sei als auf den leeren Feldern. Er kehrte nach London zurück und durchwanderte die endlosen Straßen, sich bald rechts an den Häusern haltend, bald links an dem Fahrwege, immer den Blick fest auf den Boden gerichtet. In einer wüsten Vorstadtstraße rannte er gegen einen Menschen an und erhielt einen Faustschlag, begleitet von Flüchen, zur Erwiderung. Der Schlag schreckte ihn auf; er sah dem andern nach und bemerkte, daß er auch die Augen stets über den Boden schweifen ließ und zuweilen aus der Gasse oder den Kehrichthaufen etwas auflas und in einen Sack steckte, der auf seiner linken Schulter hing. Er ging in die nächste Trödelbude und vertauschte seinen Rock gegen einen schlechten Kittel, einen Sack und eine kleine Harke. Das war dreißig Jahre vor dem Tage, an dem er unserm Zeichner in den Wurf gekommen." —

Ein zweiter Aufsatz L. Bucher's findet sich im dritten Bande des Illustrirten Panoramas S. 278 f., und behandelt „den Kaffee und das Café.“

IV. Pause. April 1861 bis Dezember 1864.

Für die Zeit, die zwischen dem Aufgeben der Stellung L. Bucher's bei der National-Zeitung und dem Dienstantritt in dem Auswärtigen Amte lag (Januar 1861 bis Dezember 1864), ist es mir nicht leicht gewesen, eine passende Überschrift zu finden. Ich habe schließlich „Pause“ darüber geschrieben, denn es war ein Ausruhen, ein Tasten, ein Irren unter Fremden, ein Leben mit neuen Enttäuschungen. Wie Bucher in Deutschland nach der Amnestie von 1861 empfangen wurde, mag sein Freund Ziegler sagen, der warnend an Ruge schrieb[1]): „In diese Misere wollen Sie zurückkehren? Bucher sitzt ganz allein, nachdem er als Ausländer und gescheuter Mensch sehr unsanft empfangen worden; er geht effektiv mit Niemandem um, kommt sogar selten zu mir, und wird hier nicht viel mehr angesehen, als ein Verrückter.“

Bucher begab sich zunächst nach Berlin, dann in die Provinz und schrieb, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, Feuilletons für die National-Zeitung über

[1]) Vgl. hierüber den Nekrolog Lothar Bucher's in der Neuen Zeit“, XI. Jahrgang, I. Bd., S. 129—133.

dies und jenes; heute waren es Schilderungen der Mark, morgen ein Märchen, ein ander Mal die Beschreibung eines Berliner Wettrennens, dann Beobachtungen über das Leben und Treiben der Yogis. Dazwischen hinein fallen Vorträge beim Schillerfeste in Leipzig (November 1861), in der Akklimatisations-Gesellschaft in Berlin (April 1862), im Athenäum in Hamburg (Januar 1863), die Berichterstattung über die zweite Londoner Industrie-Ausstellung, das Erscheinen des ersten Bandes der „Bilder aus der Fremde", endlich die vorübergehende Stellung im Wolff'schen Telegraphenbüreau mit achthundert Thalern Gehalt [1]). Es war eine bedauernswerte Zersplitterung so vorzüglicher Kräfte. Die Quintessenz seiner Erfahrungen aber möchte ich in Bucher's Ausspruch zusammenfassen: „der Fortschritt wird sich noch oft häuten, ehe er stirbt; wer also während seines Lebens noch innerhalb des Staates wirken will, der muß sich ralliieren um die Regierung."

Wie Bucher im Einzelnen die „Pause" ausgefüllt hat, ist aus dem II. Bande (S. 177 bis 302) bekannt. Was hier noch ergänzungsweise folgt, beruht auf Mitteilungen, in deren Besitz ich zum

---

[1]) Wie oft klagte Bucher über diese Stellung, und was noch schlimmer war, über die Färbung der Depeschen: „es ist unerträglich".

Theil erst nach dem Erscheinen des gedachten Werkes gelangt bin.

Zunächst ein paar Worte zum Verständnis der drei Broschüren, die Bucher gemeinschaftlich mit Rodbertus und von Berg im Jahre 1861 zur Bekämpfung des Nationalitätsprinzips veröffentlichte [1]. Bucher selbst teilte mir hierüber folgendes mit: „Als Vorbereitung zu einem zweiten Kriege gegen Österreich setzte Louis Napoleon das Nationalitätsprinzip auf die europäische Tagesordnung [2].

Rodbertus, der die öffentliche Meinung in Deutschland, und ich, der die englische und französische Presse und das Treiben der verschiedenen Emigrationen beobachtete, begegneten sich in dem Gedanken, daß die Deutschen mit dieser Vokabel nicht so geschickt wie ihre Nachbarn umzugehen wissen, und einen zu großen Respekt vor dem Prinzip haben würden.

Wir verständigten uns daher über den Erlaß der „Erklärung", die Ihnen ja bekannt ist [3]; dieselbe ist

---

[1]) Vgl. Bd. II., S. 167.

[2]) Napoleon III. et la question Roumanie, Paris 1859, und viele andre Flugschriften.

[3]) Ich habe den Wortlaut dieser ersten Erklärung von Rodbertus, v. Berg und Bucher seinerzeit nicht mitgeteilt. Dieselbe findet sich abgedruckt in den „Kleinen Schriften" von Dr Carl Rodbertus-Jagetzow. Mit einem Anhang: Aufruf an die Deutschen von Joseph Mazzini. Herausgegeben von Moritz

ein Protest dagegen, daß Deutsche auf den Besitzstand Deutschlands das sogenannte Nationalitätsprinzip anwenden wollen, das vor der Geschichte nicht besteht und das ein jeder unsrer Nachbarn mit seinen Ansprüchen und Wünschen durchbricht.

Ich hielt es für recht, Mazzini, den ich im Herbst 1858 in einer englischen Familie kennen gelernt hatte, von der bevorstehenden Veröffentlichung der Erklärung zu benachrichtigen (Brief vom 12. Januar 1861). Mazzini wies in seiner Antwort jede Absicht eines Zusammenwirkens mit Louis Napoleon ab. Die Kundgebung der drei muß aber doch seine Zirkel gestört haben; denn obgleich er in unsrer zweiten Flugschrift „Seid deutsch! Ein Mahnwort" [1]) mit großer Achtung behandelt wurde, verließ er gleichwohl seine Gewohnheit, nicht zu antworten, und belehrte in sehr gereiztem Tone die Deutschen über ihre wahren Interessen. Das geschah in einem von Mazzini unterzeichneten Aufsatz „Italien und Deutschland", datiert vom 3. Februar 1861, abgedruckt in dem „Popolo d'Italia" vom

---

Wirth, Berlin 1890, Puttkammer Mühlbrecht. S. 269—272. Unerwähnt ist hier, daß nicht Rodbertus, sondern Bucher die Erklärung verfaßt hat, was ich aus seinem Munde verbürgen kann.

[1]) Diese Flugschrift findet sich abgedruckt a. a. O. S. 273—287. Auch hierin gilt das in dem vorhergehenden Gesagte. Verfasser der Broschüre ist nicht Rodbertus, sondern Bucher.

14. Februar[1]). Darauf erfolgte in entsprechendem Ton die Antwort in unserm „Offenen Briefe an Mazzini“.[2])

An Rodbertus gelangten Zustimmungen zu der Erklärung, aber wenig zahlreich und mit Verklausulierungen welche bewiesen, daß wohl Grund zu einer solchen Warnung vorhanden war, daß sie aber wenig gewirkt hatte. Ich verweise Sie auf das Kapitel „Moral“ am Schlusse des zweiten Bandes der „Bilder aus der Fremde“.[3]) „Im Oktober 1861 erschien dann noch unsre vierte Flugschrift „Was sonst? Ein deutsches Programm“.[4]) Ich und die Mitunterzeichneten hatten nicht vorhergesehen, daß ein Jemand im Anzuge war, der mit dem Nationalitätsprinzip umzugehen weiß.“ — —

Im Januar 1861, unmittelbar nach dem Erscheinen der „Erklärung“[5]) kam Bucher der Beweis in die Hand, daß dieselbe gerade die rechte Zeit getroffen hatte.

---

[1]) Eine deutsche Übersetzung des Mazzini'schen Aufrufes findet sich a. a. O. S. 297—306.

[2]) Derselbe findet sich abgedruckt a. a. O. S. 288—297. Auch diese Flugschrift ist von Bucher verfaßt.

[3]) Vgl. Bd. II. S. 290.

[4]) Abgedruckt in Rodbertus' „Kleinen Schriften“ S. 307—318. Auch diese Flugschrift hatte nicht Rodbertus, sondern Bucher verfaßt.

[5]) Vgl. umstehend S. 43.

Ein Schlesier, Borkheim, der als Student den Aufstand in Baden mitgemacht hatte, und dann Kaufmann in London geworden war, suchte Bucher auf, um seine Ansicht über einen Brief zu hören, den er von Johann Philipp Becker erhalten hatte. Derselbe schrieb aus Genua: Die Italiener, die etwas im Schilde führten, was wisse er nicht, hätten ihn bewogen, in Genua ein Werbebüreau für Deutsche einzurichten; es werde besonders auf diejenigen gerechnet, welche die Kämpfe in Baden und in der Pfalz mitgemacht hätten. Borkheim möge das in England verbreiten. Bucher sagte, er würde die Zumutung ablehnen, auch dem Becker von der Sache abraten. Das Unternehmen der Italiener werde gegen Österreich und unter anderm auf Triest und Wien gerichtet sein. Der Umstand, daß in Genua ein Werbebüreau geduldet werde, beweise, daß Cavour um die Sache wisse, und der unternehme nichts, wozu er nicht von Louis Napoleon die Erlaubnis erhalten. Wozu für eine solche Sache deutsches Blut vergossen werden solle?

Borkheim unternahm es in dem Sinne an Becker zu schreiben. Noch im Laufe desselben Monats las er Bucher die Antwort vor. Becker hatte die Leitung des Werbebüreaus niedergelegt; die Italiener hatten ihm sein Traktament entzogen; er saß in Genua fest und hoffte, die Landsleute in London würden ihn

mit Reisegeld nach seinem Wohnort (Zürich) unterstützen.

Bucher gab einen Beitrag; Borkheim sammelte weiter und schickte den Ertrag ab. Daß Bucher die Sache richtig angesehen hatte, dafür hat zwanzig Jahre später Franz Pulßky in seinen Denkwürdigkeiten [1]) den vollständigen Beweis geliefert. Welche Behandlung angeworbene Deutsche in Genua zu erwarten gehabt hätten, läßt sich aus einer kleinen Schrift des Honved-Majors Vischer ersehen [2]). —

Zu den politischen Freunden Bucher's aus der Zeit der Nationalversammlung und der zweiten Kammer zählte auch der Abgeordnete von Unruh. Letzterer kommt in seinen ungedruckten Erinnerungen auf sein Verhältnis zu Bucher bei folgender Gelegenheit zu sprechen.

„Als zu Anfang der sechsziger Jahre die schleswig-holstein'sche Frage das preußische Abgeordnetenhaus beschäftigte, hatte der Ausschuß des Nationalvereins auf Betreiben mehrerer Mitglieder aus Schleswig-

---

[1]) Meine Zeit, mein Leben Bd. I—IV. 1880—1883 Preßburg-Leipzig. In Bd. III kommt Pulßky wiederholt auf Bucher zu sprechen. Vgl. S. 177, 198.

[2]) „Kossuth und die Legion in Italien" von Conrad Vischer, gewesener Honved-Major. Leipzig 1862.

Holstein beschlossen, eine sehr gründliche Schrift über die Rechte der Herzogtümer und deren Verhältnis zu Dänemark ins Englische übersetzen und in England an die Mitglieder des Parlaments verteilen zu lassen, um die dort häufig, auch vom Premierminister Palmerston aufgestellten falschen Behauptungen zu widerlegen. Ich erklärte mich dagegen, weil ich mir nicht denken konnte, daß Palmerston und andre hervorragende Mitglieder des englischen Parlaments wirklich mangelhaft unterrichtet seien. Palmerston spräche zwar von den dänischen Provinzen Schleswig und Holstein, aber dies könne nur gegen besseres Wissen geschehen; denn es sei ihm das wirkliche staatsrechtliche Verhältnis jedenfalls vollkommen bekannt. Sogar das unter Palmerston's Leitung zu stande gekommene, berüchtigte Londoner Protokoll vom 2. August 1852 gestatte die Einverleibung der Herzogtümer in Dänemark doch nur unter der Bedingung, daß die Ständeversammlungen in den Herzogtümern zustimmten. Das war aber nicht geschehen. Es walte bei den englischen Ministern und den Führern im Parlament gewiß nicht Unwissenheit und Irrtum ob, sondern man verleugne und verdrehe die Wahrheit zum Zwecke der Bekämpfung der preußisch-deutschen Politik. Daran werde die Broschüre nichts ändern. Man könne die Kosten sparen. Es wurde aber beschlossen, die Schrift in

gutem Englisch zu verbreiten, und ich übernahm es, für die Übersetzung in Berlin zu sorgen. Ich wendete mich deshalb an den jetzigen Geheimen Legationsrat Bucher, den ich aus der preußischen zweiten Kammer von 1849 gut kannte. Er war in dem sogenannten Steuerverweigerungsprozeß der Einzige, der zu mehrjährigem Gefängnis verurteilt wurde und auf den Rat seiner Freunde nach England ging. Dort hatte er als Korrespondent der National-Zeitung gelebt und war dann auf Grund der erlassenen Amnestie nach Berlin zurückgekehrt.

Bucher übernahm die Übersetzung, schrieb mir aber am andern Tage:

> Es thut mir leid, daß ich meine gestrige Zusage in etwas einschränken muß. Ich glaubte, es handele sich um ein historisches Exposé, und finde jetzt, daß der dritte Abschnitt Zukunftspolitik macht und zwar so sehr gegen meine Überzeugung und ich darf sagen gegen mein Wissen, daß ich mich nicht dazu verstehen kann, ihn zu übersetzen . . . Sind Sie damit einverstanden, Nr. III. einem Andern zu geben?

Wenn Bucher mit der Tendenz dieses Abschnitts, die Losreißung der Herzogtümer von Deutschland und ihre Vereinigung mit Dänemark zu verhüten, nicht

einverstanden war, so konnte es ihm nicht verdacht werden, daß er zur Verbreitung dieses Teils der Schrift nicht mitwirken wollte. Freilich stand mit dieser Anschauung nicht im Einklange, daß Bucher auf das Anerbieten des Ministerpräsidenten von Bismarck, ihn im Auswärtigen Amt zu beschäftigen, einging: denn dieser hatte sich ganz offen und entschieden gegen die Ansprüche Dänemarks erklärt und selbst mit den Waffen dahin gewirkt, die Herzogtümer für Deutschland, speziell für Preußen zu erhalten. Ebenso stand die bekannte Erklärung, die Bucher mit den Herren von Berg und Rodbertus im großdeutschen, also österreichischen Sinne öffentlich abgegeben hatte, mit der antiösterreichischen Politik Bismarck's in auffallendem Widerspruch.

Dennoch kann Bucher kein Vorwurf über seinen Anschluß an Bismarck gemacht werden; vorausgesetzt, daß er seine Überzeugung über den erwähnten und andre Punkte wirklich geändert hatte und die Richtigkeit der Bismarck'schen Politik anerkannte.

Ich habe keine Veranlassung über Bucher's Charakter, Thun und Treiben ein Urteil abzugeben, nur möchte ich einen Vorwurf kurz widerlegen, den Bucher nach der Versicherung Ziegler's der liberalen Partei gemacht haben soll und der in einer ihm zugeschriebenen

Äußerung besteht. die Partei habe ihn im Stich gelassen. Bei der ersten Londoner Ausstellung habe ich Bucher aufgesucht, mich nach seinen Verhältnissen erkundigt und ihn gebeten, mir offen zu sagen, ob er pekuniären Beistandes bedürfe, den nicht ich allein, sondern auch unsre politischen Freunde gern leisten würden. Bucher lehnte dies Anerbieten ab und versicherte, daß das Honorar, welches ihm die Eigentümer der National-Zeitung für seine Korrespondenzen (200 Pfd. Sterl. Fixum) und für die Feuilletonarbeit zahle, zu seiner Existenz hinreiche. Damals waren Bucher's Korrespondenzen vortrefflich und seine Anschauungen über vaterländische Verhältnisse durchaus klare und richtige, was bei politischen Flüchtlingen sehr selten der Fall ist. Als ich dann Bucher bei der ersten Pariser Ausstellung wiedersah, war eine auffallende Veränderung mit ihm vorgegangen. Ich fand ihn einsilbig, sehr zurückhaltend und mißtrauisch. Er hatte inzwischen die Bekanntschaft von Urquard in London gemacht, und der damalige Chefredakteur der National-Zeitung, Zabel, sagte mir bei meiner Rückkehr nach Berlin, daß die Bucher'schen Korrespondenzen immer mehr eine Färbung annähmen, die mit der Tendenz der National-Zeitung in starkem Widerspruch ständen und großenteils nicht aufgenommen werden

konnten. Der Eigentümer der Zeitung, Wolff, beschäftigte Bucher nach seiner Rückkehr nach Berlin bei seinem Telegraphenbüreau. Die mit der Sorge für Flüchtlinge und politisch Verfolgte sehr belastete liberale Partei hatte also keine Veranlassung, Bucher zu Hilfe zu kommen, was derselbe auch niemals verlangt hat. Wenn aber Bucher vielleicht fühlte, daß seine Beschäftigung bei dem Telegraphenbüreau nur ein Notbehelf war, so ist es ihm gewiß nicht zu verdenken, daß er lieber von dem Wohlwollen Bismarck's als von dem eines Zeitungseigentümers leben wollte, noch dazu, da ihm dort die Aussicht auf eine dauernde, ehrenvolle Stellung geboten wurde. Selbst wenn seine Ansichten nicht vollständig mit denen Bismarck's harmonirten, so durfte er sich sagen, daß dies wohl auch bei andern Beamten des Auswärtigen Amts ebenso der Fall sei. Unverständlich ist mir nur eins: weshalb Bucher sich von den meisten seiner alten Bekannten ganz zurückzog und beim zufälligen Zusammentreffen dieselben wie Fremde behandelte."

Aus den von Bruno Bucher in den Grenzboten mitgeteilten „Erinnerungen" wissen wir, daß sein Bruder Lothar fleißig Verse machte, und daß dieses Talent oft für Familienfeste in Anspruch genommen wurde. Aus den sechziger Jahren datiert ein Gedicht desselben, überschrieben:

Zum Abschied von der Dachstube in Sacrow, in der er zwei Sommer den Sonnabend Nachmittag und den Sonntag zugebracht hatte. Ich lasse es, da es ungedruckt ist, hier folgen.

Sei mir gegrüßt, du traute Klause,
Wo ich so stille Zeiten fand.
Es steht noch alles in dem Hause,
So wie vor einem Jahr es stand.
Der Fenstersitz, auf dem das Beste
Ich aus den besten Büchern trank,
Der Herd, wo selbst gelesene Äste
Geprasselt zu des Kessels Sang.

Und zu dem Berg mit seiner Warte,
Vor dem sich wie sonst in Gold
Des Morgenlichts wie eine Karte
Die weite Landschaft aufgerollt.
Der Forst, durch den mit meiner treuen
Bussole ich mir Pfade brach,
Das Undurchforschte, das mir neuen
Behaglichen Genuß versprach.

Nun zu dem See, an dessen Rande
Ich manchen langen Sommertag
Auf wunderlich geripptem Sande
Auf weich gewirktem Moose lag,
Bis daß der Reiher, schwer von Beute,
Zum Horste seiner Jungen flog,
Bei Sankt Salvators Nachtgeläute
Das letzte Segel meerwärts zog.

So hab', was Tage füllen würde,
Ich heut mit Hast zusammgedrängt
In Stunden, weil des Amtes Bürde
Sich an der Uhr Gewichte hängt.
Umsonst singt Schlummermelodien
Der Kessel, umsonst schweift mein Blick
Vom Herde nach dem Abendglühen
Vom Abendglüh'n aufs Buch zurück.

Doch klag ich nicht, da ich verloren
Die Ruhe gleich dem Aschenhauf;
Zu Unruh ist der Mensch geboren,
Zum Himmel schlägt die Flamme auf.

In die „Pause" fällt auch die Bekanntschaft Bucher's mit Lassalle [1]), der ungefähr um dieselbe Zeit wie Bucher sein Domizil in Berlin aufgeschlagen hatte. Diejenigen, welche die zeitweilige Intimität dieser sehr verschiedenen Naturen wundert, denken nur an das eine Gesicht Lassalle's, an seine Agitator-Eigenschaft an den Begründer der deutschen Sozialdemokratie. Nebenbei war aber Lassalle ein liebenswürdiger Wirt, ein geistreicher, ja bahnbrechender Kopf, ein warmer Anhänger des Staatsgedankens, ein eifriger Gegner des Individualismus, ein guter preußischer Patriot und ein ausgesprochener Bewunderer Bismarck's [2]). Im Mai 1863 hofft er in einer Rede vor dem Berliner

[1]) Vergl. Bd. II., S. 281.

[2]) M. Busch, Unser Reichskanzler. Bd. II., S. 273.

Kammergericht alles von dem Staat, „dem uralten Vestafeuer der Zivilisation.“ Im März 1864 soll ein „Königtum, das, gestützt auf den Knauf des Schwertes, noch aus seinem ursprünglichen Teige geknetet dasteht“, seine Pläne verwirklichen. Bei derselben Gelegenheit sagt er: „Es ist die stärkste Diplomatie, welche ihre Berechtigung mit keiner Heimlichkeit zu umgeben braucht, weil sie auf eigene Notwendigkeit gegründet ist. Und so verkünde ich Ihnen an diesem feierlichen Orte, es wird vielleicht kein Jahr mehr vergehen, und Herr von Bismarck hat die Rolle Peel's gespielt, und das allgemeine direkte Wahlrecht ist oktroyiert.“ Der Frankfurter Fürstentag ist ihm „eine föderalistische Intrigue“; des herannahenden Nationalkrieges zur Einigung Deutschlands unter Preußen gedenkt er bei seiner Agitation zu verschiedenen Malen. Als er im September 1863 Heerschau über seine Getreuen am Rhein hält, bemerkt er mit Bezug auf die Stellung, welche der Frankfurter Abgeordnetentag zu dem österreichischen Bundesreformprojekte eingenommen: „die Fortschrittler liebäugeln mit den Fürsten, um Herrn von Bismarck bange zu machen. Das sind die Mittel dieser Ärmsten! Und wenn wir Flintenschüsse mit Herrn von Bismarck wechselten, so würde die Gerechtigkeit erfordern, noch während der Salven einzugestehen: er ist ein Mann, jene aber sind alte

Weiber." Zornig schreibt er um dieselbe Zeit an einen seiner Bevollmächtigten, der Freischaren für den Herzog Friedrich in Kiel bilden möchte: „Wir können uns unmöglich für das legitime Erbrecht des Hauses Augustenburg schlagen. Ist es national, zu den dreiunddreißig deutschen Fürsten noch einen vierunddreißigsten zu schaffen? Ist das der Drang nach deutscher Einheit?" Es folgt dann die Andeutung, daß die einzig vernünftige Lösung der schleswig-holsteinschen Frage die Einverleibung in Preußen sei. Man sieht, der Anknüpfungspunkte gab es auf dem Gebiete der inneren und äußeren Politik nicht wenig.

Ehe wir auf den Punkt zu sprechen kommen, der die beiden Geister trennte, wollen wir daran erinnern, daß Bucher an der bekannten Schrift Lassalle's: „Herr Julian Schmidt der Litterarhistoriker mit Setzer-Scholien herausgegeben. Berlin 1862" als stiller Mitarbeiter fungierte.

Auf Seite 135 bemerkt Lassalle:

„Soweit — d. h. bis zu Schiller — war ich gekommen, Herr Schmidt, als ich mir sagte, daß in dem Pantheon der deutschen Göttergestalten, denen Sie, wie die Araber den egyptischen Götterbildern, die Nasen absäbeln, noch eine mir fast vor allen theure fehle, die Statue meines geliebten Schiller's! Auch war das sehr natürlich. Denn,

wie ich Ihnen bereits S. 62 gestanden, es war mir nur der zweite Theil Ihres Werks zu Händen gekommen, Schiller aber müßten Sie der Zeitfolge nach schon in dem ersten Bande desselben betrampelt haben. Was war zu thun? Auch noch den ersten Theil Ihres Werkes lesen? Schauderbar! Unmöglich! Nicht um Alles hätte ich wieder ein Buch von Ihnen in die Hand nehmen mögen!

In dieser Noth wandte ich mich an einen Freund
„und zeigt' ihm alle meine Seelenwunden!"
Ich bat ihn, das Kreuz auf sich zu nehmen, vor dem ich zurückbebte, und mir aus dem ersten Bande Ihres Werkes zwei oder drei Stellen zur Charakterisirung Ihres Verhaltens zu Schiller zu liefern.

Dieser Edle und Gute — es wird das bis zu den fernsten Zeiten als das rührendste Beispiel von Freundestreue citirt werden, gegen welche die gegenseitige Aufopferung in der Bürgschaft zu einer lächerlichen Kleinigkeit herabsinkt, — sah mein Leiden, und war gerührt. Er versprach mir, welche Selbstüberwindung er auch zu bestehen haben werde, mir die gewünschten Stellen über Schiller zu liefern. Er verlangte dafür nichts, als die Erlaubniß, einige dieser Schillerstellen unter dem Namen meines Weibes selbst commentiren zu dürfen.

Also erlauben Sie, daß ich die Formalia in Ordnung bringe und zur Vorstellung schreite: „Herr Schmidt, das Setzerweib! Das Setzerweib, Herr Schmidt!“

Das „Setzerweib“ war aber kein geringerer als L. Bucher, und darum gewinnt der auf Schiller bezügliche Theil von „Julian Schmidt“ für uns erhöhte Bedeutung.

Bucher hatte zunächst die Stelle in Bd. I. S. 257 des Julian Schmidt'schen Werkes aufs Korn genommen, wo es heißt:

„Da sich Schiller bemühte, die Schilderungen dem Stoffe anzupassen [1]), so ist man oft über seine Sympathien im Unklaren gewesen [2]). Die ausführliche

---

[1]) „Das Setzerweib: Das klingt so, als ob Sie, Herr Schmidt, wenn Sie eine Ballade schrieben, den Stoff der Schilderung anpassen würden.

[2]) Ich nie. Schiller's Sympathien gelten immer dem, was gut und schön ist.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt,
Er hat alles geseh'n, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt:
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Wenn Sie aber die Sympathien für die eine oder die andre christliche Konfession, für den einen oder den andern Katechismus meinen, so erlaube ich mir, Sie daran zu erinnern, daß die

Schilderung des katholischen Rituals im Gang nach dem Eisenhammer hat nicht weniger als die Kommunions-scene in der Maria Stuart manchen wohlmeinenden Kritiker verführt, dem Dichter katholische Neigungen unterzuschieben [1]); betrachten wir aber aufmerksam diese Beschreibung der Messe, wo Fridolin dem Priester die Stola und das Cingulum umgiebt, bald rechts und bald links kniet und genau aufmerkt, um immer zur rechten Zeit zu klingeln, so wird uns ein ironischer Zug nicht entgehen [2]). Freilich paßt dieser ironische

---

Wortklauber bis diesen Tag darüber streiten, ob Shakespeare Katholik oder Protestant gewesen.

Es soll der Sänger mit dem König geh'n,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höh'n.

[1]) Wohlmeinende Kritiker? Nein, Herr Schmidt, große Dummköpfe müssen das gewesen ein. Ich weiß nicht, wer sie sind, wie sie heißen, denn es ist jetzt das erstemal, daß ich etwas über Schiller lese; aber den Schiller selbst habe ich ordentlich gelesen und meinen gesunden Menschenverstand lasse ich mir von keinem Doktor abdisputiren. In der Ballade beschreibt der Dichter eine katholische Messe und in dem Trauerspiel eine katholische Communion; wie soll er die denn anders beschreiben, als gemäß der katholischen Weise? Soll er etwa den Fridolin die Dienste eines protestantischen Küsters verrichten und die Maria ihre Beichte nach dem Katechismus Lutheri ablegen lassen? Und warum nennen Sie denn solche Dummköpfe „wohlmeinend“?

[2]) Aha, jetzt merke ich, weshalb jene Kritiker „wohlmeinend“ sind; ich hätte es freilich schon an dem Worte „unterschieben“ merken können. Wohlmeinend, weil stramme Protestanten, wie Sie, Herr Schmidt, einer sind, und ein wenig Jesuitenriecher.

Zug wieder nicht zur Tendenz des Ganzen. Nach mittelalterlichen Begriffen handelte der Graf von Savern weise, als er durch den verhängnisvollen Tod Roberts sich von dessen Schuld überzeugen ließ, und in einem alten Volksliede, das die Geschichte unbefangen erzählt, würden wir sie uns gefallen lassen; aber bei dieser ausführlichen Beschreibung

---

Wenn Schiller die Messe beschrieben hätte in keiner andern Absicht, als eine Messe zu beschreiben, so würden auch Sie, Herr Schmidt, katholische Sympathien an ihm herausgeschnüffelt haben. Aber Sie haben eine noch feinere Nase als jene „Wohlmeinenden"; in dem verdächtigen Weihrauchsdampfe wittern Sie ein klein wenig Teufelsdreck von Ironie. Schiller beschreibt nur deswegen die Messe so ausführlich, um sich darüber lustig zu machen, Ihnen und allen guten Protestanten und wahren Kunstrichtern zur Erquickung! Ich weiß nicht, worüber ich mich mehr wundere, über Ihren Mangel an Urtheil, was die Komposition der Ballade betrifft, oder über die Rohheit der Vorstellungen, die Sie von Schiller haben. Lesen Sie das Gedicht noch einmal ganz und nehmen Sie Ihre Gedanken zusammen. So gering ich von Ihren Fähigkeiten denke, so will ich Ihnen doch zutrauen, Sie werden dahinter kommen, daß der lange Verzug Fridolins erklärt oder, wie Sie es auszudrücken lieben „der Phantasie nahe gebracht werden" muß, und daß das in der Welt nicht besser geschehen kann, als durch eine ausführliche Beschreibung der mancherlei Dienste, die er dem Priester zu leisten hat. Daß überdies jene Stelle einen wesentlichen Zug zu dem Bilde Fridolins liefert, das werden Sie allerdings nicht begreifen, und wenn man Sie mit der Nase darauf stieße.

können wir das Gefühl der Absurdität nicht unterdrücken [1])."

---

[1]) Wer verursacht Ihnen das Gefühl der Absurdität? Der Graf von Savern? Nein, der kann es nicht sein; denn Sie sagen ja, nach den Begriffen seiner Zeit habe er weise gehandelt. Also muß es der Dichter sein. Und weshalb erscheint Schiller, oder das, was er geschrieben hat, Ihnen absurd? Kommen Sie mir zu Hilfe; ich bin nur eine einfache Frau, aber Sie haben ja auch nicht für die Gelehrten geschrieben, die, wie ich höre, so wenig auf Ihre Werke geben, daß dieselben nicht einmal für die königliche Bibliothek angeschafft sind. Helfen Sie mir, Herr Schmidt! Sie stellen gegenüber ein altes Volkslied, das die Geschichte unbefangen erzählt — das wollten Sie sich gefallen lassen — und die ausführliche Beschreibung in einer modernen Ballade — die verursacht Ihnen das Gefühl der Absurdität. Worin steckt denn der Gegensatz? Es scheint darin, ob die Beschreibung ausführlich oder nicht ausführlich, lang oder kurz ist; eine lange Beschreibung erscheint Ihnen absurd, eine kurze nicht. Aber giebt es denn nicht alte Volkslieder mit recht ausführlichen Beschreibungen von Vorgängen, Zuständen und Vorstellungen, die uns heute fremd sind, in des Knaben Wunderhorn zum Beispiel? Und wie kann etwas, was an sich verständig ist, durch die Ausführlichkeit der Darstellung absurd, und umgekehrt etwas, was an sich absurd ist, durch die Kürze der Darstellung verständig werden? Oder steckt der Gegensatz etwa darin, daß das Volkslied alt und die Schiller'sche Ballade neu ist? Wollen Sie sagen, daß die Geschichte von Fridolin sich überhaupt nicht zum Gegenstande eines modernen Gedichtes eignete, daß die Poesie nur Stoffe wählen dürfe, die in der Zeit oder doch in den Vorstellungen der Zeit spielen? Nein, Herr Schmidt, das können selbst Sie nicht meinen. Aber, Potz Fingerhut! wo denn sonst steckt der Gegensatz? Vielleicht darin, daß das alte Volkslied

„unbefangen“ und die Schiller'sche Ballade — ja was denn, ist? In Ihrem Kopfe scheint ein Gegensatz gegen das „Unbefangen“ existirt oder doch geflimmert zu haben, aber in dem Satze, den ich eben unter dem Trennmesser habe, fehlt er. Was können Sie im Sinne gehabt haben? Befangen? oder: mit Reflexion? oder Tendenziös? Richtig! ein paar Zeilen zuvor sprechen Sie von der „Tendenz des Ganzen“. Sie sagen freilich nicht, was diese Tendenz sei: aber Sie bezeichnen sie als eine solche, die zu dem Spott (dem von Ihnen entdeckten Spotte Schiller's) über die Gläubigkeit Fridolins und den Ritus der katholischen Kirche nicht passe; das heißt, als Schiller's Tendenz erscheint Ihnen, und auch mir, das Bestreben, den Hergang so zu erzählen, wie er den gläubigen, katholischen Zeitgenossen erschien: das heißt, Schiller hat den Hergang unbefangen, wie in einem alten Volksliede erzählen wollen. Wo also, ich frage zum vierten Male, wo steckt der Gegensatz? Was giebt Ihnen das Gefühl der Absurdität? Ich denke, ich habe es. Sie haben sich gesagt: wenn ich, der Dr. Julian Schmidt, Verfasser dieser wundervollen Literaturgeschichte, der Gemahl der schönen Kunigunde wäre, würde ich in Roberts Schicksal ein Gottesurtheil sehen? Nein, wäre nicht so absurd! Würde ich, wenn ich ihr Lieblingspage wäre, ihr zu Gefallen bei der Messe ministriren und zur rechten Zeit klingeln? Nein! oder ich würde wenigstens eine Grimasse dabei schneiden. Und das, Herr Schmidt, giebt mir Licht über manche andre Stelle Ihrer Literaturgeschichte, die ich über meines Mannes Schulter weg gelesen habe. — Gott, was einem der Mensch mit den paar Zeilen für Arbeit gemacht hat! Da wollte ich ja lieber zehn Docken verhedderter Floretseide abwickeln.“

In dieser Tonart hat Bucher noch auf neunzehn Seiten weiter Stellen von Julian Schmidt mit Glossen versehen und mit der Leistung gezeigt, daß der

„Setzer" sich seines „Weibes" wahrlich nicht zu schämen brauchte.

Der Punkt, der Bucher bewog, sich von Lassalle als Politiker förmlich loszusagen, war die Erkenntnis, daß letzterer offen auf den Umsturz hinsteuerte, während der bedächtige Bucher den Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung auch nicht einen Zoll breit verlassen wollte und nichts von der Gegenwart verlangte, was nur die Zukunft reichen kann.

Wie sich der Konflikt allmählich zusammenspitzte, ist aus den folgenden Briefen ersichtlich, welche Bucher zu Anfang der sechziger Jahre an Lassalle richtete[1]):

Samstag, 7. Februar.

Lieber Lassalle!

Sie haben sich die Regel zu Herzen genommen, ein Gespräch nicht eher abzubrechen, als bis Sie den andern überzeugt haben. Ich will daher kein Gespräch führen, sondern komme schriftlich und will nicht disputiren, sondern um etwas bitten. Lassen Sie den vielbesprochenen Schluß weg! Thun Sie es der Gräfin und mir zu Gefallen, die wir uns nicht würden zufrieden geben können, wenn das vertrakte „Rettet" Sie ins Unglück bringt. Sie

[1]) Bucher's Brief vom 22. Januar 1863 und Lassalle's Antwort vom 23. Januar 1863 ist bereits in Bd. II, S. 259 ff. veröffentlicht.

sind es uns schuldig, darin nachzugeben, denn Sie haben uns gefragt. Passirt etwas, so haben wir uns ewig Vorwürfe zu machen, daß wir nicht mehr in Sie gedrungen sind.

Lesen Sie Heinrich IV. Erster Theil, Akt II. Sc. 3, ich habe bei der Scene immer an Sie gedacht.

Herzlich der Ihrige

gez. L. B.

Augenscheinlich handelte es sich bei diesem Briefe um die Redaktion von Lassalle's „Offenes Antwortschreiben an das Central-Komitee zur Berufung eines allgemeinen deutschen Arbeiter-Kongresse zu Leipzig", d. d. 1. März 1863 [1]), das unter allen Arbeitern Deutschlands „wie ein Pulverfaß" zündete.

Am Schlusse des Briefes zitiert Bucher den Auftritt, wo Lord Percy, der junge Heißsporn, im Begriffe das Banner der Insurrektion zu erheben, von einem Freunde einen ähnlichen Brief erhielt:

„Das Unternehmen, das Ihr vorhabt, ist gefährlich; die Freunde, die Ihr genannt, ungewiß; die Zeit selbst unpaßlich; und Euer ganzer Anschlag zu leicht für das Gegengewicht eines so großen Widerstandes."

[1]) Abgedruckt in Ferdinand Lassalle's ausgewählten Reden und Schriften I. Bd. Leipzig Karl Fr. Pfau. S. 27—63.

Lassalle schrieb am 9. März, vor der Veröffentlichung seines „Leipziger Antwortschreibens", an einen rheinischen Freund über die Haltung Bucher's:

„Bucher ließ mir hinreichend deutlich durchblicken, daß er allerdings sehr für die Publikation sei, daß er mir aber nicht dazu raten wolle, weil er sich scheue, dadurch einen Teil der Verantwortlichkeit von mir auf sich zu nehmen, wegen des wütenden Hasses und der scheußlichen Verunglimpfungen, mit welchen mich die Bourgeoisie verfolgen werde."

Berlin, 26. April 1863, Morgens [1]).

Lieber Lassalle!

Was ich Ihnen neulich des Abends sagte in Bezug auf . . ., Sie möchten es nicht wie Urquhart machen, Ihre Freunde ruiniren und dadurch zu Feinden machen, war prophetisch. Am andern Morgen zeigte sich eine sehr ernste Verwickelung

---

[1]) Zum Verständnis dieses Briefes darf daran erinnert werden, daß Lassalle während einer am 19. April 1863 in Berlin gehaltenen Rede von den Gegnern mit Pfeifen und Geschrei gereizt wurde, und daß Bucher darauf am 20. April 1864 dem Centralkomitee zur Gründung eines deutschen Arbeitervereins einen Brief schrieb, worin er sich gegen die Manchesterpartei wandte und versprach, seine Ansichten in einem Vortrage auszusprechen. Vergl. darüber Bd. II S. 299.

hervorgegangen aus der Zusage, die ich dem Leipziger Arbeiterverein auf Ihr Verlangen gemacht und aus der Form, in welche ich diese Zusage gekleidet hatte und der Wendung gegen die Berliner Presse, die ich gewählt hatte, weil es mir anständig erschien, Jemanden, mit dem man in den vier Pfählen und an seinem Herde in den freundschaftlichsten Beziehungen lebt, draußen nicht zu verleugnen, sei es auch nur durch Stillschweigen in einer Streitfrage, in der man auf seiner Seite steht, oder um es kürzer und platter auszudrücken, weil ich es für anständig hielt, von den vielen Prügeln, die auf Sie fielen, auch etwas abzubekommen. Die Verwickelung ist noch nicht gelöst, kann den einen oder andern Ausgang nehmen. Ich benutze die Zwischenzeit, um Ihnen in vollständiger Gemüthsruhe einen Entschluß mitzutheilen, der unzählige Male in mir aufgestiegen und immer niedergedrückt während der verflossenen Nacht mit einer Klarheit und Festigkeit in meine Seele getreten ist, wie seit vielen Jahren keiner. Ich muß den Umgang mit Ihnen aufgeben. Wenn ich ihn fortsetzte, so würde ich über kurz und lang durch Sie entweder in schwere Verwickelungen hineingezogen oder in Lagen versetzt werden, die mich zwängen, mich selbst in Verwickelungen zu stürzen. Statt einer Motivirung dieses Entschlusses, die Sie

ja auch aus unsern mannigfachen Disputationen seit Ihrer Rückkehr aus Italien selbst entnehmen können, lassen Sie mich einfach sagen: es ist mein Instinct! Noch weniger brauche ich Ihnen zu schreiben, wieviel mich der Entschluß kostet, ich wiederhole nur, was ich oft hinter Ihrem Rücken gesagt habe, daß ich dem Umgange mit Ihnen mehr Belehrung und Anregung verdanke, als irgend einem andern Verhältnisse. Ich kann jetzt in voller Freundschaft von Ihnen scheiden, wie wenn ich nur eine Reise anträte; ob ich es in einigen Tagen noch könnte, weiß ich nicht. Ich überlasse Ihnen ganz, wann und wo Sie über den Gegenstand dieses Briefes sprechen wollen, ich selbst werde längere Zeit keine Nöthigung dazu haben und wenn ich endlich muß, einfach sagen: Ich habe mich im Bewußtsein meiner Schwäche zurückgezogen.

Endlich noch eins: ich habe wohl erwogen, daß Sie davon gesprochen, sich vielleicht von der Politik zurückziehen zu wollen. Ich kenne Ihr Temperament genügend, um zu wissen, daß die Gefahr damit nicht beseitigt wäre. Und nun schüttle ich Ihnen herzlich die Hand.

gez. L. Bucher.

Ihre Bücher in den nächsten Tagen.

Berlin, 28. April 1863, Morgens.

Lieber Lassalle!

Ihr Brief hat alle die schmerzlichen Gefühle geweckt, die nicht aufkommen zu lassen, ich mich vorgestern so knapp faßte.

Ich gehe auch jetzt auf keine Beantwortung ein, denn nur mit dem kältesten Verstande werde ich aus dieser Verwickelung den richtigen Ausweg finden. Lassen wir die Antwort auf diesen Theil Ihres Briefes aufgeschoben sein. Ich schreibe Ihnen in diesem Augenblicke nur, um Ihnen pendente lite zu sagen, daß mein Entschluß auf alle Fälle gefaßt war. Sie wissen, daß ich abergläubisch bin, wie man es nennt. Eine Stimme, die nie getrogen und deren Nichtbeachtung sich stets bitter gerächt hat, sagt mir, daß es Ihr Verhängnis ist, Ihre Freunde verderben zu sehen, und daß jetzt für mich die letzte, wenn noch eine Chance ist, diesem Verhängnis zu entgehen. Mit der Stelle, die Ihnen nicht deutlich ist, wollte ich nur sagen, daß ich mich nicht sicher fühle, ob mich später nicht die Neigung beschleichen würde, Vorwürfe, die ich mir selbst zu machen hätte, im Stillen auf Sie abzuwälzen.

Ich werde diese Zeilen nicht abschicken, ohne ein Postscript über den Ausgang der Sache. Und

nun leben Sie herzlich wohl. In unveränderter Freundschaft.

gez. L. Bucher.

Berlin, 6. Juni 1863.

Lieber Lassalle!

Von einem Tage zum andern habe ich es verschoben, Ihnen zu schreiben und je länger ich zögerte, desto mehr wuchs mir der Stoff. Ich sah endlich ein, daß wenn ich zu meiner eigenen Befriedigung schreiben wollte, ich eine Art von Beichte über mein ganzes Wesen abzulegen hatte, zu der mein verschlossenes Wesen sich nicht verstehen will. Doch kann ich Ihnen die Bücher nicht ohne Begleitung einiger Zeilen zurückschicken und sage daher wenigstens so viel, daß ich auf meiner Flucht vor Ihnen meine Freundschaft für Sie nicht verloren habe. Ich werde es beweisen, so oft Gelegenheit dazu, ich kann sagen, ich habe es in den letzten Wochen schon bewiesen.

Die Zeit, die ich sonst mit Ihnen zu verleben pflegte, verbringe ich größtentheils im Freien, allein mit meinen Gedanken. Es ist daher nicht Einflüsterung Anderer, was ich noch hinzufüge: Seien Sie vorsichtig! Sie kommen faktisch der Regierung in diesem Augenblick zur Hülfe — man wird Sie

eine Zeit lang gewähren lassen und dann die schwere Hand auf Sie legen, u. A. weil man Ihnen die Veröffentlichung der Varnhagen'schen Tagebücher zur Last legt. Denken Sie an die αναρσια! Mit herzlichem Händedruck

gez. L. Bucher.

Der nachstehende Brief bezieht sich auf die Verhandlung gegen F. Lassalle vor dem Staatsgerichtshof zu Berlin am 12. März 1864. Die Anklage lautete auf Hochverrat, und es war dieselbe noch verschärft durch die Neben-Anklagen, „eine Staatseinrichtung öffentlich verhöhnt und der Verachtung ausgesetzt und die Staatsminister beleidigt zu haben." Wie man sieht, war Bucher der stille Berater Lassalle's in Bezug auf die Art, wie er seine Verteidigungsrede einrichten sollte [1]).

Sonntag, 6. May 1864 [2]).

Sie müssen sich schon daran gewöhnen, nach jeder Konsultation ein Separatvotum zu den Akten

[1]) Lassalle verteidigte sich unter Berufung auf Bismarck und auf die preußische Regierung, welche für den Plan einer Oktroyierung (?) des allgemeinen Stimmrechts gewonnen und somit bei der von ihm befürworteten Änderung der Verfassung mitbeteiligt seien. Das Urteil lautete auf Freisprechung hinsichtlich des Hochverrats und auf Verweisung der beiden Nebenklagen vor andre zuständige Gerichte.

[2]) Als ich Bucher die Abschrift dieses Briefes vorlegte, bemerkte er am 22. Oktober 1889: Ich sehe diesen Brief jetzt

zu nehmen. Und ein eigentliches Separatvotum ist ist es, was ich hier schreibe, die Ausführung eines Votums, das ich gestern gegeben. Ich beschränkte mich darauf, ein Monitum gegen das Wort „intellektueller Urheber“ zu erheben, in der Voraussetzung, daß, wenn Sie das Monitum begründet fänden, Sie auch die übrigen ähnlichen Ausdrücke modifizieren würden. Über Nacht bin ich darauf aufmerksam geworden, daß Sie vielleicht von der Gewöhnung zu wenig haben, in der ich vielleicht zu viel thue: sich in die Seele, in die Haut dessen zu versetzen, dessen Handlungsweise man beurtheilen, voraus berechnen will, daß Sie namentlich die erforderliche vorgängige Operation vielleicht nicht gründlich genug vornehmen: nämlich aus der eigenen Haut hinauszusteigen und sie von außen anzusehen. Zünden Sie eine frische Cigarre an und führen Sie den Prozeß mit aller Muße und mit allem Humor durch. Kriechen Sie in diese Haut, auf der . . . . festgewachsen ist, denken Sie sich, daß Sie damit umgingen, das allgemeine Wahlrecht zu octroyiren und daß Ihnen nun einfiele, in der Vertheidigungsrede des bösen Socialisten L. gelesen zu haben:

---

zum erstenmale, und kann mich nach der langen Zeit über die Echtheit nicht erklären.“ — Bedenken an der Echtheit werden gleichwohl kaum zu erheben sein.

„Ich werde die Verfassung stürzen!"
und
„Ich bin der intellectuelle Urheber."

Ich weiß, was Sie mir antworten werden: Er muß [1]). Aber löst sich nicht alles Müssen in die Wahl unter zwei Übeln auf? Und würde er das bezeichnete Übel nicht als ein unerträgliches betrachten? Ich stimme daher salvo meliore dafür, daß Sie die erste Phrase in das Passivum verändern: „Die Verfassung wird umgestürzt werden" und aus dem intellectuellen Urheber ein Vorläufer, Herold, oder sonst etwas der Art werde.

Herzlich der Ihrige

gez: L. Bucher.

Bitte um die Faucher'sche Monatsschrift durch Überbringer.

Niemals trat in Bucher seine Teilnahme für des Freundes Geschick so lebhaft zu Tage wie am 12. März 1864 [2]). „Da stand Lassalle vor dem Staatsgerichtshof im Kammergerichtsgebäude unter der Anklage der Vorbereitung des Hochverrats. Mit Ausdauer verblieb Bucher im Zuschauerraum während der Verhandlungen. Als der Oberstaatsanwalt von

[1]) Er (Bismarck) muß das allgemeine Wahlrecht einführen.

[2]) Die folgenden Mitteilungen stammen von einem Freunde Bucher's. (Berl. Tageblatt v. 14. Oktober 1892.)

Luck gegen den Angeklagten die Verhängung einer dreijährigen Zuchthausstrafe beantragt hatte, da beschlich Bucher bange Besorgnis; schien ihm doch die Stimmung des Richterkollegiums keineswegs günstig für den Agitator, der soeben kühn seine Prophezeiung von der „Revolution mit wehendem Lockenhaar" und gleichzeitig die von der Verkündigung des allgemeinen Wahlrechts ausgesprochen hatte. Der Gerichtshof zog sich zur Beratung zurück, Lassalle trat in unsern Freundeskreis. Da gedachte Bucher der ähnlichen Lage, in der er sich bei seinem Steuerverweigerungsprozeß 1848 befunden; während der Richterberatung hatte er seinen von Freunden wohlvorbereiteten Fluchtplan ausgeführt. Und eingedenk dieser Stunde drang er mit einer an ihm seltenen Lebhaftigkeit und Eindringlichkeit in den Freund, den Gerichtssaal zu verlassen. Vergebens. Die einzige Antwort Lassalle's war: „Das schickt sich nicht!"

Wie Lassalle Bucher, so hing dieser jenem mit dem Gefühl aufrichtigster Liebe an, wenn er gleich demselben nicht so warmblütigen Ausdruck gab wie der stets wortreiche und stürmische Agitator. Das Einzige, was Bucher in dem Verkehr mit seinem Freunde störte, war dessen Unzertrennlichkeit von der — guten Gräfin. Oftmals bestürmte Lassalle den Freund, im Sommer mit ihm zu reisen. — „Wie gern würde ich mit ihm gehen" — vertraute mir Bucher

auf einem abendlichen Heimwege an — „aber die Gesellschaft der Hatzfeldt!“ Und Lassalle blieb auf dem Rigi allein. Das war im Jahre 1864, seinem Todesjahr. Wie sehr hätte er des besonnenen, klarschauenden Freundes gerade hier bedurft, als sich das unheilvolle Liebesdrama abspielte!

Die Bitte Lassalle's an Bucher, mit ihm in die Schweiz zu gehen, bildete den Inhalt der letzten Stunden, welche beide mit einander verlebten; sie sollten sich nicht wiedersehen. — Am 28. August brachte ich Bucher die Nachricht von der schweren Verwundung des Freundes — da habe ich Thränen in seinen Augen gesehen.

Der Tod des Freundes brachte Bucher übrigens in nicht geringe Verlegenheit, als es sich um den Plan einer Totenfeier handelte. Die Gräfin Hatzfeldt zog mit dem Sarge am Rhein umher und von dort aus kündete sie telegraphisch dessen bevorstehendes Eintreffen in Berlin an und verlangte die Veranstaltung einer Gedächtnisfeier am Sarge. In den Kreisen der Lassalle'schen Freunde hielt man in erster Linie Bucher für berufen, die Rede zu halten. Allein dieser lehnte ab. „Man wird es mir gewiß verdenken“ — so schrieb er mir — „aber Sie werden meine Gründe bald verstehen; ich kann sie Ihnen noch augenblicklich nicht mitteilen, aber die Lage, in der ich mich befinde,

legt mir diese Zurückhaltung auf." — Die Sache war die, daß, nachdem Bucher an den Justizminister das Gesuch gestellt hatte, ihm die Rechtsanwalt-Praxis zu gestatten, Verhandlungen über seinen Eintritt in das Auswärtige Amt geführt wurden. — Aus der Totenfeier wurde überhaupt nichts — bekanntlich bewirkte die Polizei die direkte Überführung der Leiche nach Breslau."

Die auf L. Bucher bezüglichen Stellen im Testamente Lassalle's lauten:

> „Zu Testaments-Exekutoren setze ich die Herren Rechtsanwalt Holthof und Lothar Bucher in Berlin ein." Dem Oberst Rüstow in Zürich vermachte Lassalle eine jährliche Rente von 800 Thlr. Diese soll ihm bis zum Jahre 1870 inkl. ausgezahlt werden, „wenn in diesem Jahre mein Anteil an der Dividende der Breslauer Aktiengesellschaft erlöschen sollte". „Mit den gleichen Bestimmungen vermache ich eine Rente von 566 Thlr. Herrn Lothar Bucher in Berlin." „Aus meiner Bibliothek soll sich Herr Lothar Bucher 200 Bände auswählen dürfen."
>
> „Herrn Hans von Bülow vermache ich meinen Apollo nebst Untersatz [1]), Lothar Bucher den Satyr."

---

[1]) Hierauf bezieht sich folgender, an Dr. Hans von Bülow gerichteter Brief: „Schöneberger-Ufer 31, 12. Oktober. Verehrter Freund! In Lassalle's eben eingetroffenem Testament ist Ihnen der Apollo mit Untersatz legirt. Entschuldigen Sie mich, daß ich

„Meine sämmtlichen Briefschaften und Papiere der Gräfin (Hatzfeldt), die gelehrten und schriftstellerischen Aufsätze und Notizen unter diesen Papieren soll sie an Bucher ausliefern. Das Eigenthum an meinen sämmtlichen schriftstellerischen und gelehrten Werken vermache ich Herrn L. Bucher."

Auf die Differenzen, die wegen dieses Testaments entstanden, werden wir später zurückkommen.

Ich lasse hier noch eine Anzahl Briefe folgen, welche Bucher während „der Pause" theils an Freunde theils an die Seinigen gerichtet hat, und welche manchen bisher dunklen Punkt dieser Übergangsperiode erhellen.

Berlin, 7. April. 1861.

Lieber Vater.

Am 30 März reiste ich von London ab; am 2 April in der Nacht[1]) traf ich in Havelberg ein, und am folgenden Morgen beim Frühstück war ich

---

so lange unsichtbar gewesen bin; der Umzug und die Einrichtung haben mich ganz in Anspruch genommen. Hoffentlich geht es Ihnen fortschrittlich besser! Ganz der Ihrige L. Bucher.

[1]) Es war sogar tiefe Nacht: denn Bucher hatte auf der Eisenbahnstation, woselbst er aussteigen wollte, das Abrufen des Kondukteurs überhört, war also über den Bestimmungsort hinausgefahren, und mußte vier Stunden warten, bis ihn ein Zug nach der gewünschten Station zurückführte. Was Bucher bei dieser Gelegenheit ausgestanden hat, beschreibt er in humorvoller Weise in den „Bildern aus der Fremde", Bd. I S. 412—416.

in der liebenswürdigen Familie von Arthurs Braut [2]) so heimisch, als ob ich sie seit Jahren gekannt. Helene ist ein Mädchen, das jeden Mann glücklich machen würde. Ich unternehme keine Schilderung des rechten Osterfestes, das ich nachträglich in Havelberg gefeiert; es gehören so viel Züge zu dem Bilde, daß sie nur in langen Gesprächen wiedergegeben sind.

Seit gestern bin ich hier, habe die Zeit benutzt, und mich schon überzeugt, daß gegründete Hoffnung auf eine gesicherte und ehrenvolle Stellung vorhanden ist.

Die angeknüpften Unterhandlungen müssen ohne Unterbrechung fortgeführt werden; und um da ein Resultat bringen zu können, werde ich die Freude, Dich wiederzusehen, auf acht, vielleicht auf vierzehn Tage verschieben müssen. Ich gehe direkt von hier nach Cöslin. — — —

Sobald ich den Tag der Abreise bestimmen kann, schreibe ich wieder.

Cöslin, 21. April.

An den Superintendenten Ungnad in Havelberg.

Verehrter Freund!

Sie werden mir, hoffe ich, den Namen gestatten, der mir von selbst in die Feder kommt, und werden

[1]) Tochter des Superintendenten Ungnad in Havelberg.

aus meinem langen Schweigen nicht geschlossen haben, daß ich Havelberg in dem Berliner Strudel vergessen. Ich will nicht die rabulistische Entschuldigung benutzen, daß ich ja nur versprochen, von hier aus zu schreiben. Die Wahrheit ist, daß ich vor Besuchen, empfangenen und abgestatteten, und vor mancherlei Unglücksfällen in Berlin nicht zum Schreiben kommen konnte. Der Unglücksfälle waren hauptsächlich zwei, erstens Zahnschmerzen, die mich bisher verfolgt und sich seit gestern in einen geschwollenen Backen verwandelt haben; zweitens eine Rede, welche mir die Frau Doktorin Perlewitz[1]) am Schlusse der ersten Woche hielt. Nach einer längeren Einleitung über die Hochachtung, die sie für alle ihre Gäste und für mich insbesondere empfinde, über die Ähnlichkeit, die ich nach ihrem und ihrer Schwester gleichlautendem Urteil mit ihrem verstorbenen Bruder habe, über die Gemütsverwirrung, in welche der Tod des Bruders sie gestürzt, kam sie zur Sache: „Sie kommen in der Regel nach elf Uhr nach Hause — nicht immer, ach Gott nein! Gestern waren Sie schon um 8 Uhr zu Hause! Ach Gott ja, ich habe es wohl bemerkt — aber in der Regel kommen Sie nach elf. Und nun steht in meinem

[1]) Perlewitz, ein Hotel garni in der Jerusalemerstraße, in der Nähe der Stadt London, wo Lothar Bucher später wohnte.

Kontrakt, daß ich das Haus um elf Uhr schließen muß, und einen Hausschlüssel darf ich auch nicht geben und der Nachtwächter darf auch meinen nicht haben; und also klingeln Sie das Mädchen auf — ach Gott — Sie können nicht anders, das sehe ich ja, — und dann ist das Mädchen den andern Morgen müde."

Ich schnitt den Faden ihrer Beredsamkeit ab mit der Erklärung, daß ich mit Vergnügen ausziehen würde, und quartierte mich in der Stadt London ein, wo ich etwas mehr zu zahlen hatte, aber unendlich mehr Comfort und gar keine Reden genoß.

Mein Entschluß über die Zukunft ist noch nicht gefaßt . . . Es ist aber so gut als gewiß, daß ich definitiv nach Berlin übersiedeln werde, und entweder bei der Nationalzeitung eintreten werde, oder in eine andere Stellung. Sobald ich selbst im Reinen bin, werde ich in Betreff Arthurs Schritte thun, entweder gewonnene Verbindungen benutzen, oder verlangen, daß man Anerbietungen guter Dienste, die ich selbst ablehne, ihm soll zu Gute kommen lassen.

Bei meinem Freunde in Vorpommern [1]) bin ich noch nicht gewesen, sondern vorgestern direkt hierher gereist. Papa ist wohl.

[1]) Rodbertus-Jagetzow.

Mit den besten Grüßen an Ihre verehrte Frau Gemahlin, an Helene, Victor[1]) und Dr. Faustus[2]) verbleibe ich herzlich und ergebenst

der Ihrige

L. Bucher.

Cöslin, 2. Mai 1861.

An den Superintendenten Ungnad in Havelberg.

Mein verehrter Freund!

Übermorgen, Sonnabend, treffe ich wieder in Berlin ein, und wenn Sie meinen Bruder am Sonntag oder Montag dorthin spediren wollen, so könnte ich anstatt Ihrer die bewußte Operation superintendiren. Ich werde wieder in der Stadt London am Dönhofsplatz logiren, und hatte anfangs den Gedanken, gleich ein Zimmer mit zwei Betten zu nehmen und Arthur dorthin einzuladen. Bei näherer Erwägung aber scheint es mir besser, wenn er in einem benachbarten Orte, etwa in Perlewitz untergebracht wird. Ich werde nämlich viele Besuche haben, die sich unnöthiger Weise, es

[1]) Ein Bruder von Frau Helene Bucher, jetzt Eisenbahn-Betriebssekretär in Berlin.

[2]) Dr. Faustus wurde Arthur Bucher oft von Lothar sowie von dem Superintendenten Ungnad in Havelberg genannt, teils weil er als älterer Mann, damals 39 Jahre alt, sich zum erstenmal verliebt hatte, theils wegen seiner großen Gelehrsamkeit.

ist wahr — vor ihm geniren dürften, und unter den Besuchern wird Rodbertus sein, der Kirchenpatron, dem ich den Candidaten gern in bärbeißiger Verfassung vorstellen möchte[1]).

Die beiden Stellen meines vorhergehenden Briefes, die Sie citiren, hätte ich allerdings besser in die umgekehrte Ordnung gestellt; es ist ziemlich gewiß, daß ich übersiedle; übrigens sind meine Entschlüsse noch nicht gefaßt. Ich werde gleich erwähnen, weshalb ich mich übertrieben diplomatisch ausgedrückt hatte. Faktisch stand die Sache, als ich schrieb, so: meine Übersiedlung nach Berlin war fest beschlossen, der Zweifel bezog sich nur auf die Stellung, die ich dort einnehmen sollte. Inzwischen ist mein Entschluß völlig gereift, und der Zweifel dahin erledigt, daß ich einstweilen in eine journalistische, von der Regierung unabhängige Stellung eintrete, und abwarte, wie der offizielle Hase laufen wird; er ist jetzt gerade etwas kränklich[2]).

---

[1]) „Bärbeißig“, weil sich Arthur einige Zähne hatte einsetzen lassen. Arthur Bucher wollte damals, um heiraten zu können, bald in den Besitz einer Predigerstelle gelangen, und Rodbertus war Patron einer solchen.

[2]) Aus vorstehender Stelle ist zu ersehen, daß Bucher schon damals, also fast 4 Jahre vor seinem Eintritt in das Ministerium, mit der Regierung Fühlung genommen und die Absicht hatte, seine Kraft derselben zur Verfügung zu stellen.

Daß ich mich so dunkel ausdrückte, geschah unter dem frischen Eindruck der Erfahrung, wie schnell das Publikum einer kleinen Stadt aus dem leichtesten Faden ein dickes Gespinnst verfertigt. Ich hatte dem Vater von Berlin aus geschrieben, daß mir Aussichten auf eine feste und zusagende Beschäftigung eröffnet seien. In seiner sehr natürlichen Freude darüber hatte er zu mehreren Bekannten gesprochen, und als ich hier ankam, erfuhr ich von mehreren Seiten, daß ich die und die Anstellung im Ministerium habe; man wisse es ganz genau, ich habe es ja meinem Vater gemeldet. Es ist am Besten, wenn er auch aus Havelberg nur vollendete Thatsachen erfährt, und dazu kleine Plaudereien, an denen ja kein Mangel sein wird.

Ich habe hier mit meinen alten Freunden, namentlich mit der Familie Möllhausen, sehr glückliche Tage verlebt. Vorgestern waren wir alle bei dem Präsidenten von Bähr, heut sind wir bei der Geheimräthin Braun. Arthur wird Ihnen von den Personen zu erzählen wissen. In diesem Kreise ist alles unverändert; übrigens fühle ich mich wie der aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrte Soldat. Ende Juni rechne ich mit Sack und Pack

---

Herr v. Bismarck kam bei der damaligen Kombination jedenfalls nicht in Betracht; er war damals Gesandter in Petersburg.

von London in Berlin einzutreffen, vielleicht schon früher. Meinen Wunsch, Sie auf dem Wege nach London noch einmal zu sehen, muß ich mir aber versagen, da ich in Süddeutschlaud ein Rendezvous wahrzunehmen habe. Auch der Besuch in Wien muß vertagt werden. Ich werde gestört und muß schließen, wenn der Brief heute noch abgehen soll. Herzliche Grüße an den runden Tisch von mir und dem Vater.

Ihr treu ergebener

L. Bucher.

Berlin, 20. August 1861, Werdersche Rosenstraße 3.

An den Superintendenten Ungnad in Havelberg.

Mein verehrter Freund.

— Die Recensionen[1]) habe ich nicht vergessen; bis jetzt hat sich aber nichts finden wollen; das ganze Feld liegt bei den politischen Blättern noch sehr im Argen. . . .

Von mir selbst habe ich wenig oder nichts zu melden. Sonntag war ich wieder in meinem Tuskulum, von dem Arthur Ihnen wohl gesagt haben wird. Für die nächste Zeit ist mancherlei zu thun, was ich im Grunde für dummes Zeug halte, was

[1]) Der Gegenstand erhellt aus dem Briefe nicht.

aber doch gethan werden muß, wenn meine verehrten Landsleute einen Begriff von Ventilation[1]) bekommen sollen.

Ich empfehle mich Ihrer Frau Gemahlin, grüße Viktor und verbleibe ganz

der Ihrige

L. Bucher.

8. Oktober 1861.

An Herrn Superintendent Ungnad in Havelberg.

— — Arthur schreibt mir wegen der Wahlen[2]). Ich könnte aber auf Havelberg in keinem Falle reflektiren, da der Taddl[3]), den ich sehr verehre, entweder selbst eintreten oder jemanden empfehlen will[4]).

---

[1]) Gemeint ist wohl der Aufsatz Bucher's über das „Lüften", abgedruckt in den Bildern aus der Fremde Bd. I., S. 424—430.

[2]) Auch nach seinem Austritt aus dem Auswärtigen Amte war Bucher von verschiedenen Seiten die Wahl ins Parlament angeboten worden. Er hat dafür nie Sinn gehabt und jedes Mal dankend abgelehnt.

[3]) Ein Achtundvierziger, gleich Bucher.

[4]) In derselben Zeit kam Bucher der Aufforderung, einen Vortrag in Havelberg zu halten, nach. Von nah und fern strömten die Leute dem Versammlungslokal zu, in Erwartung einer feurigen Freiheitsrede à la 1848. Wer beschreibt die enttäuschten Gesichter, als Bucher, der den Gegenstand seines Vortrags für sich behalten hatte, über die „Türkischen Bäder" zu sprechen anfing.

Berlin, 29. März 1864.

Liebe Helene,

Deine und Deiner Eltern freundliche Einladung, zum zweitenmal eine Osterzeit in Havelberg zu verleben, würde ich um so lieber annehmen, als ich meines Kränkelns und meiner Arbeiten wegen in dem letzten Vierteljahr so wenig von Euch gesehen habe. Aber angesichts der finstern Wolken[1]) muß ein jeder auf seinem Posten bleiben, ich kann unmöglich jetzt um Urlaub bitten. Aus meiner Häuslichkeit habe ich nichts zu berichten, als daß mein Kanarienvogel seit einigen Tagen verheiratet ist, sich aber an dem Biscuit, welches der Diener ihm zur Feier des Ereignisses gegeben hatte, übernommen zu haben scheint.

Herzliche Grüße an die Deinigen

Lothar.

[1]) Anspielung auf die kriegerischen Verwickelungen mit Dänemark. 18. April 1864 Erstürmung der Düppeler Schanzen.



XIII.

Im Auswärtigen Amte.

(Dezember 1864 — 15. Mai 1886).

Bereits im August 1864 wußte Bucher, daß er als Hilfsarbeiter in das Auswärtige Amt einberufen werde. Bis zum Dezember wurde das Geheimnis sorgsam bewahrt. Am 1. Dezember erfolgte der Eintritt.

Über die Art und Weise, wie sich der Eintritt in den Königlichen Dienst vollzog, sind verschiedene Lesarten verbreitet. Der „Straßb. Post“ wurde darüber von einem Freunde des Blattes folgendes mitgeteilt: Im Jahre 1864 traf ich auf einer Gebirgspartie mit Dr. Stein, dem Redakteur der „Bresl. Ztg.“, zusammen. Stein war ein vertrauter Freund Lothar Bucher's; beide waren im Jahre 1848 als Mitglieder der Nationalversammlung in Berlin gewesen, wo sie fast täglich mit dem damaligen Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen in einer Restauration in der Nähe des Theaters zusammentrafen. Den späteren Eintritt Lothar Bucher's in das Auswärtige Amt hat

letzterer dem Dr. Stein brieflich wie folgt erläutert: Bei Gelegenheit einer Sitzung des Ministeriums sagte der damalige Justizminister Graf zur Lippe: „Heute ist mir etwas Merkwürdiges passirt; Lothar Bucher hat sich um Zulassung zur Rechtsanwaltschaft beworben. Natürlich kann man den Mann nicht anstellen.“ „Was?“ ruft Bismarck, „Bucher will in den Staatsdienst? Na, wenn Sie ihn nicht nehmen, nehme ich ihn.“ Allgemeines Erstaunen. Darauf schreibt Bismarck an Bucher. Dieser, bekanntlich auch Mitbegründer des Nationalvereins, schreibt darauf an Bismarck: „Exzellenz kennen meinen nationalen Standpunkt, welchen ich niemals verleugnen werde . . .“ Darauf schreibt Bismarck: „Ihren nationalen Standpunkt kenne ich freilich sehr genau, aber den brauche ich grade zur Durchführung meiner Politik, und ich werde Ihnen nur Arbeiten zur Ausführung übertragen, welche sich im Geiste Ihrer nationalen Bestrebungen bewegen.“ Darauf erfolgte die sofortige Erklärung Bucher's, daß er in diesem Falle die gebotene Stellung gern annehme.

Von andrer Seite ist mir folgendes verbürgt worden: Im Dezember 1864 schrieb Rudolf Schramm, welcher vor mehreren Jahren als Generalkonsul in Mailand verstorben ist [1]), an den Minister-Präsidenten

[1]) Vergl. Bd. II. S. 301, Note.

von Bismarck-Schönhausen, Lothar Bucher sei im Wolff'schen Telegraphenbüreau mit Dingen, die seiner nicht würdig seien, beschäftigt. Er habe infolge der in England gemachten Erfahrungen die Fühlung mit seinen ehemaligen politischen Freunden verloren und würde vielleicht für das Ministerium zu haben sein. Diesen Gedanken ergriff der Minister-Präsident sogleich mit großer Lebhaftigkeit; Bismarck meinte, Bucher schon 1849 im Abgeordnetenhause an der Bildung seines walzenartigen Schädels angesehen zu haben, daß er nicht unter seine damaligen Fraktionsgenossen gehörte, und nachdem er sich überzeugt hätte, daß es, so wie er gedacht, nicht ginge, würde er voraussichtlich ein treuer, und, vermöge seiner ganz außerordentlichen Begabung, sehr ausgezeichneter Mitarbeiter der gegenwärtigen Regierung werden können.

Im Auftrage Bismarck's schrieb Herr von Keudell [1]) an L. Bucher, der ihn alsbald besuchte und seine Bereitwilligkeit zu einer versuchsweisen Beschäftigung im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erklärte.

---

[1]) Herr von Keudell, der nachmalige deutsche Botschafter in Rom, bearbeitete von 1864 bis 1872 im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bez. Auswärtigen Amte die Personalien und Kassensachen und manches im Gebiet der auswärtigen wie der inneren Politik, was der Chef ihm persönlich überwies.

Herr von Keudell war mit dem jüngeren Bruder Bucher's, dem später als Kunstkenner in österreichische Dienste getretenen Bruno Bucher, gut bekannt geworden und kam dem neuen Kollegen mit Herzlichkeit entgegen. Sein Empfang in der politischen Abteilung war anfänglich etwas kühl, indessen wußte er sich bald durch seine vorzüglichen, und dank seiner schönen Handschrift leicht lesbaren Konzepte, sowie durch sein bescheiden zurückhaltendes Wesen die Achtung und Sympathie des Unterstaatssekretärs von Thiele zu gewinnen.

Die Zahl der in beiden Abteilungen, der politischen und der nichtpolitischen, beschäftigten vortragenden Räte war damals noch sehr beschränkt. Das preußische Staatshandbuch führt auf: Abeken, von Bülow, von Kehler, Theremin und von Keudell.

Wenn der Justizminister nach der ersteren Lesart Lothar Bucher wirklich die Justizkarriere verschloß, so muß man ihm dafür jedenfalls Dank wissen. Ich meine nicht, daß er ein schlechter Advokat geworden wäre — im Gegenteil; aber seine ganze Fähigkeit kam doch nur in der schließlich gewählten Laufbahn zur Entfaltung. Bucher's Seele war, wie treffend bemerkt wurde[1]), nicht wie der harte, glänzende Granit,

[1]) Deutsche Warte v. 29. Okt. 1892, Nr. 254.

auf dem der Griffel oft ausgleitet, ausspringt, sondern wie der weichere Marmor, in den die rasche, ungeduldige Hand eines stürmisch schaffenden Geistes leichter die Züge gräbt — kurz, Bucher war kein Thatenmensch, sein Geist war nicht eigentlich schöpferisch, sondern aufnehmend, verständnisvoll. Er hatte, so trivial wie das klingt, eine vorzügliche geistige Verdauung, er war — der Magen anderer und konnte mancherlei vertragen. Und was er in sich aufgenommen hatte, was gleichsam sein Fleisch und Blut geworden war, das stellte er dann mit wunderbarer Treue dar, als ob es sein Erzeugnis sei, er es geboren hätte. Das wußten zwei Männer, die viel zu sagen und zu thun hatten, und darum schlossen sie sich ihm an, oder vielmehr, sie schlossen ihn sich an, denn er war ihnen eine Art Seelenspiegel, nach welchem auch das Genie verlangt, wie die schöne Frau nach dem geschliffenen Kristall. Ich meine Bismarck und Lassalle.

Bucher's amtliche Laufbahn hat nichts Außergewöhnliches aufzuweisen. Am 12. März 1867 wurde derselbe Wirklicher Legationsrat und vortragender Rat, am 6. März 1872 Geheimer Legationsrat und am 29. Dezember 1876 Wirklicher Geheimer Legationsrat. Seine Stellung zur Disposition erfolgte am 13. Mai 1886.

Darüber, was Bucher beim Eintritt in das Auswärtige Amt erwartete, sind die Ansichten sehr verschieden. Die Einen glauben, es habe ihn die Hoffnung geleitet, daß Bismarck der liberalen Bourgeoisie einen derben Possen spielen und so etwas wie den von Rodbertus befürworteten Staatssozialismus durchführen werde. Andre meinen, er habe geglaubt, die erreichbaren Ziele der Sozialdemokratie durch Bismarck realisieren zu können. Von diesen Kombinationen trifft keine zu. Bucher that und wollte nichts, als sich und seine Feder in den Dienst Bismarck's stellen und zwar vorbehaltlos — ganz sicher, daß das Schiff, in das er gestiegen, von dem richtigen Steuermann gelenkt werde und sein ihm unbekanntes Ziel erreiche. Weil die Prämisse falsch, haben darum auch alle diejenigen unrecht, die von einer Zaghaftigkeit seines Charakters, von erfahrenen Enttäuschungen und davon sprechen, daß ihm das Geschick nie einen vollen Sonnenblick des Lebens gegönnt habe. Die so urteilen, haben gar keinen Begriff von dem, was Bucher als Glück ansah. Sie messen ihn mit ihrem winzigen Maßstab, ziehen ihn auf ihr eigenes niederes Niveau herab und verkennen dabei ganz den Philosophen Bucher, dem das Vertrauen und die Freundschaft Bismarck's höher stand als Ministerposten, Großkreuze und Excellenzen.

Der Eintritt Bucher's in das Ministerium hatte nur für diejenigen etwas Verblüffendes,[1]) die in Bismarck nichts sahen als den preußischen Junker und in seinem neuen Hilfsarbeiter nichts als den Steuerverweigerer, den Großdeutschen, den Demokraten, den Sozialisten. Aber beide hatten, seitdem sie sich am 27. April 1850 am Büffet des Abgeordnetenhauses kennen gelernt hatten, reichlich benutzte Lehrjahre hinter sich. Wie Bismarck von jeher, so war Bucher etwa seit Mitte der Fünfziger ein Feind des Parlamentarismus, nennen wir es deutlicher der Parlamentsherrschaft; ein Parlament aber wollten sie beide und zwar ein auf breitester liberaler Basis (allgemeines Stimmrecht) beruhendes. In der Thesis, daß der Staat nicht mit verschränkten Armen dastehen und ruhig zusehen dürfe, wie der wirtschaftlich Stärkere den Schwachen aussaugt, begegneten sie sich gleichfalls beide, ebenso in der Verachtung aller Phrase, in der Freiheit von allen Vorurteilen. Bismarck nahm die guten Kräfte, wo er sie fand, und fragte nicht ängstlich nach ihren Vorakten. Unter ihm haben — und zwar gleichzeitig — Männer von den verschiedensten politischen Anschauungen und Richtungen gedient. Neben Bucher gab es Platz

[1]) Que diable va-t-il faire dans cette galère? höhnten die Einen. Klügere Leute fragten sich: wird Bismarck den Bucher heben, oder Bucher den Bismarck?

für den „Nichtsalsfreihändler“ Otto Michaelis und für den Kreuzzeitungsmann und Kathedersozialisten Hermann Wagener. Der „Achtundvierziger“ hat Bucher in den Augen des Ministerpräsidenten am wenigsten geschadet; war er doch nicht der Einzige seines Zeichens, der im Ressort des Auswärtigen Amtes schließlich eine ehrenvolle Stellung fand [1]).

Bismarck fühlte sich zu Bucher hingezogen, weil er in ihm alle Faktoren vereint wußte, die der vertraute Berater eines leitenden Staatsmannes besitzen muß: politischen Scharfblick, Kenntnis der Menschen und der Geschichte, Beredsamkeit, Sprachentalent, einen blühenden Stil, eine gewisse Assimilierungsgabe, Charakterfestigkeit und einen auf das Innere gerichteten, bescheidenen Sinn. Umgekehrt fühlte sich Bucher zu Bismarck hingezogen, weil dieser die Macht besaß, seine politischen Ideen in Thatsachen umzusetzen, weil er von der Größe dieses Mannes und der Größe seiner Ziele durchdrungen war, und weil ihm derselbe die Mittel bot, aus einem ihm widerstrebenden privaten Dienstverhältnis herauszukommen. Bucher war sich seiner glänzenden und seiner schwachen Seiten genau bewußt, und wenn er sie abwog, mußte er sich sagen, daß es für ihn besser sei, sich nicht selbst als „Meister“

[1]) Ich erinnere nur an Froebel und Rudolf Schramm.

niederzulassen, sondern als erster „Geselle“ in eine berühmte Werkstatt einzutreten, der ein ganzer Mann vorstand.

Und wenn Bucher auch wirklich seinen Ehrgeiz hatte — und welcher große Mensch besäße ihn nicht —, so ist derselbe schließlich doch reichlich befriedigt worden. Durfte er sich doch rühmen, sich in die Gedanken seines Herrn und Meisters so hineingegrübelt zu haben, daß er fast die Vorsehung spielte, indem er unmittelbar auf das Gehirn wirkte, das Deutschlands Geschicke zu so erheblichem Teil bestimmte[1]).

Im Fortschritt wehte, als Bucher in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wie es damals hieß, eintrat, ein ähnlicher Wind wie während der 99 Tage im Freisinn. Man hatte „Beziehungen“ und wußte ganz bestimmt, daß Bismarck sich nicht drei Monate länger halten könnte. Die Einen freuten sich über Bucher's Thorheit, Wohlwollende bedauerten ihn.

In dem Konflikt mit dem Abgeordnetenhause — die Geschichte desselben ist noch nicht geschrieben — handelte es sich um zwei mit einander verschlungene Fragen:

1) Um die Konsequenzen des Art. 108 der Verfassung,

[1]) Vergl. den Nekrolog Bucher's in der „Nation“ vom 15. Okt. 1892.

2) um die Kosten der Armee-Reorganisation[1]). In beiden hatte Bismarck recht.

Nach dem Wehrgesetz von 1814 ist jeder dienstfähige Preuße auch dienstpflichtig, der Rahmen des Heeres sollte also groß genug sein, um alle Dienstfähigen aufzunehmen und auszubilden. Daß die Volksvertretung nicht die Geldmittel zur Ausführung eines bestehenden Gesetzes verweigern darf, wird auch in Rotteck's Staatslexikon, der Bibel der Liberalen, anerkannt. Bei der Zunahme der Bevölkerung und während der langen Friedensjahre war aber der Rahmen so sehr zusammengeschrumpft, daß nur etwa die Hälfte der Dienstfähigen ausgebildet wurde. Die Reorganisation, welche der König durchführen wollte, erforderte nicht mehr Geldmittel als die volle Ausführung des Wehrgesetzes[2]) von 1814.

Nichts lag näher, als daß sich Bismarck auch die publizistischen Fähigkeiten seines neuen Hilfsarbeiters zu Nutzen machte, und zwar nicht bloß für die periodische Presse, sondern auch für größere litte-

[1]) Danach sollte das Heer um 117 Bataillone und 72 Schwadronen verstärkt, die Infanterie ungefähr um ein Vierteil ihres bisherigen Standes vermehrt werden. Später ermäßigte die Regierung um etwas die früheren Forderungen.

[2]) Vergl. Rodbertus: Über den Preußischen Verfassungskonflikt in der Deutschen Revue vom Mai 1883, S. 206.

rarische Arbeiten, die Zwecken seiner Politik gerade dienten.

Der neue Hilfsarbeiter war noch nicht 4 Monate im Amte, als bereits aus seiner Feder, aber anonym, ein Werk erschien:
Preußens altes Recht an Schleswig-Holstein[1]).

Die Einleitung lautet:

„Seit die Möglichkeit nahe getreten war, daß die in Dänemark und den Herzogtümern Schleswig-Holstein regierende Königliche Familie in direkter Linie erlöschen und infolgedessen die vierhundertjährige Union zwischen beiden Staaten sich lösen werde, ist die Erbfolge in den Herzogtümern zum Gegenstande einer fast unübersehbaren Litteratur von wissenschaftlichen Arbeiten und Parteischriften geworden. Dieser während zwanzig Jahren aufgehäuften Materialien hatte sich die Tagespresse bemächtigt, in ihnen haben die vor die Bundesversammlung getretenen Prätendenten nach Waffen gesucht: so dürfte es nicht Wunder nehmen, wenn die Vorstellung entstanden wäre, daß in den von namhaften Rechtsgelehrten verfaßten Begründungsschriften alles für die Entscheidung des Erbfolgestreites Wesentliche, wie in dem Sach- und Streitstande eines Prozesses, konzentriert sein müsse.

---

[1]) Berlin, 1865. Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). 10 Seiten.

Diese Vorstellung wäre eine irrige; auch dem preußischen Königshause stehen Ansprüche zu, die von Publizisten des vorigen Jahrhunderts verzeichnet, von G. W. von Raumer vor dreißig Jahren unter Mitteilung der betreffenden Urkunden in der Litteratur angemeldet, von Helwing 1846 ausführlich entwickelt, aber von Feind und Freund wenig beachtet worden sind. Es wäre vermessen, sich in Vermutungen darüber zu ergehen, weshalb die Krone Preußen bisher dem Streite schweigend zugeschaut, und ob und wann sie einen Zeitpunkt für geeignet erachten werde, ihr Recht zu verlautbaren. Aber schon jetzt ist es eine Pflicht, eine recht eigentlich sittliche Pflicht der Publicistik, die Thatsachen, auf denen diese Ansprüche beruhen, zugänglicher zu machen, als sie bisher gewesen sind, den zahlreichen Kreisen in den Herzogtümern, in Preußen, in dem übrigen Deutschland, welche eine innige Verbindung der Herzogtümer mit Preußen, um jener schönen, aber gefährdeten Nordmarken selbst und um des großen Vaterlandes willen, wünschen, zu der beruhigenden Überzeugung zu verhelfen, daß ihre Wünsche von Rechten getragen werden."

Die am 20. April 1865 herausgekommene Schrift „Preußens altes Recht an Schleswig-Holstein" ist verfaßt, als sich noch nicht absehen ließ, wie die schleswig-holsteinische Sache verlaufen würde. Spätere Ereig-

nisse machten es unnötig, die Ansprüche des Prinzen von Augustenburg durch Zurückgehen auf das brandenburgische Erbrecht aus dem Felde zu schlagen. Das am 1. September desselben Jahres erstattete Gutachten des Kronsyndikats lautete dahin, daß Preußen und Österreich als Rechtsnachfolger König Christians IX. nicht verpflichtet seien, Erbansprüche andrer Mitglieder des Oldenburgischen Hauses anzuerkennen. Wer sonst succedieren solle, das wurde bei Königgrätz ausgemacht. Den kleinen Nutzen aber hat die mühsame Arbeit immerhin gehabt, zwei gang und gebe, auf Unkenntnis der dem Verfasser nicht geläufigen plattdeutschen Sprache beruhende Irrtümer zu berichtigen: daß „up ewig ungedeelt“ nicht die Trennung der beiden Herzogtümer von einander, sondern ihre Zerstückelung verbietet (ungetrennt würde in der Sprache jener Zeit ungescheeden lauten); und daß „vnse Gemoet“ in der Deklaration König Johanns, Schwiegervaters des Kurfürsten Joachims I. von Brandenburg, nicht „unser Gemüt“ bedeutet, was vnse Gemäuhd lauten würde, sondern: unser Vertrag. Darauf, ob ein Vertrag vorhanden oder nicht, kam es gerade an (Seite 6 und 124).

Im Mai 1865 legte das preußische Staatsministerium den Kammern eine Denkschrift vor, betreffs der außerordentlichen Ausgaben, welche durch den Krieg gegen Dänemark veranlaßt waren (Haus der Ab-

geordneten, Aktenstück No. 144). Der Nachweisung der letzten Kriegskosten ging eine politische Einleitung voraus, welche die Stadien betrachtete, welche die Herzogtümer-Frage seit 1850 durchgemacht hatte. Dieser Teil der Staatsschrift entstammt der Feder von L. Bucher.

Bucher hat im Laufe der Jahre in verschiedenen Decernaten der auswärtigen Politik gearbeitet, vorwiegend war er bei den preußisch-römischen Verhandlungen und in der englischen Abteilung thätig; aber bei dem Zusammenhange, in welchem die europäische Politik der verschiedenen Länder steht, wurde sein Votum in der allgemeinen Politik auch über die Beziehungen zu andern Ländern gehört und beachtet. Die Vorzüge seines Stils sind bekannt; derselbe zeichnete sich durch elegante Einfachheit und Klarheit aus; das Phrasenhafte und Überflüssige in der Stilistik lag ihm fern. Es ist daher ein Irrtum, wenn Blätter anführen, daß besonders Thronreden und Proklamationen aus seiner Feder stammten. Die sonore Phrase mit möglichster Einschränkung ihres praktischen Inhalts ist in der Bucher'schen Stilistik nicht heimisch und widerstrebte seiner Geschmacksrichtung. In dieser Hinsicht waren beispielsweise Wagener und Abeken fruchtbarer, soweit die Thronreden überhaupt Anlaß zu phrasenhafter Stilistik bieten. Die Entstehung der Thronreden läßt die einzelnen unter den vielen Mit-

arbeitern schwer erkennen, da diese Aktenstücke aus Beiträgen aller einzelnen Ressorts, die darin Erwähnung finden, entstehen und die Sichtung der Beiträge in Staatsministerialsitzungen zu erfolgen pflegt.

Kurze Zeit nach dem Eintritt Bucher's in den Staatsdienst erwuchsen demselben Widerwärtigkeiten aus Anlaß des Testamentes von Ferdinand Lassalle [1]), welches von seiner Mutter, welche die verschiedenen Legate nicht anerkennen wollte, angefochten wurde. Gleich ihr verlangten auch der Rechtsanwalt Holthoff, Bucher, Alexi und die Gräfin Hatzfeldt die gerichtliche Entscheidung.

Nach einem neunmonatlichen Prozesse sah die Familie Lassalle's ein, daß sie gegen das auf legalem Wege zu stande gekommene Testament nichts werde erreichen können, und sie war daher zu einem Vergleiche geneigt. Derselbe ging dahin, daß die Mutter Lassalle's die Gültigkeit des von ihrem Sohne aufgesetzten letzten Willens zugab, es jedoch ablehnte, dem Obersten Rüstow, Willms, von Hofstetten und Herwegh die ihnen ausgesetzten Legate anzuerkennen, diese vier Erben vielmehr auf den Civilweg zur Geltendmachung ihrer Forderungen verwies. Diesem Abkommen stimmten auch die

[1]) Vgl. oben S. 56. u. Dr. Ad. Kohut, Ferdinand Lassalle's Testament und Erben. Großenhain. Verlag von Baumert u. Ronge, S. 16 f.

Testamentsvollstrecker Holthoff und Bucher bei. Dasselbe wurde in Berlin am 31. Mai 1865 vor dem Rechtsanwalt Emil Leonhardt von allen Interessenten, Bucher nicht ausgenommen, vollzogen. Zwei Tage später richtete Bucher an die Gräfin Hatzfeldt folgendes Schreiben:

Gnädige Frau!

Nachdem ich Sie am Montag Abend gesehen hatte, kam am folgenden Tage der Assessor Friedländer zu mir mit den Vorschlägen der Frau Lassalle. Ich nahm mir Bedenkzeit und kam zu dem Entschlusse, darauf einzugehen. So annehmbar die Vorschläge, juristisch betrachtet, im Interesse aller Legatare sind, so würde ich mich aus Rücksicht auf Ihr Gefühl[1]) nicht überwunden haben, darauf einzugehen, wenn Sie mir nicht am Montag als Resumé Ihrer Mittheilungen gesagt hätten:

„Wir stehen auf verschiedenem Boden; ich stehe auf dem Boden des Sentiment, nennen Sie es des Wahnsinns!"

Ohne diesen Worten eine outrirende Deutung zu geben, fühlte ich, sobald sie gefallen waren, daß

[1]) Dies bezieht sich u. a. darauf, daß die Gräfin Hatzfeldt Bucher gesagt hatte, sie wolle keinen Vergleich, sondern ihr Recht.

sie entscheidend werden müßten, und der Eindruck war der Grund, weshalb ich es unterließ, die Fried-land'schen Briefe zu lesen, die Sie — ein Beweis von Vertrauen — zum Durchlesen mir hingereicht hatten. In der Nacht machte ich es mir klar, daß ein Auseinandergehen unausbleiblich; am zweit-folgenden Tage erhielt ich den Beweis, daß Sie, gnädige Frau, während der fünf Wochen seit Ihrer Rückkehr von Breslau mit mir gebrochen hatten. Es bekümmert mich, von der nächsten Freundin des verstorbenen Freundes zu scheiden, an der zu halten mein Vorsatz und mein Wunsch gewesen war; ich weiß, daß Sie zwischen Freund und Feind kein Mittel kennen; und ich bin unparteiisch genug, auch jetzt zu Ihnen zu wiederholen, was ich seit dem vorigen Herbste häufig über Sie gesagt habe: ein jeder Mann müßte sich eine Freundin wünschen, wie Lassalle gehabt. Aber ich weiß, daß nichts was ich sage und noch sagen könnte, Sie umstimmen wird; ich begnüge mich daher, Sie zu erinnern, daß es sich nicht mehr um die Willensfortsetzung des Erblassers (sein eigenes Wort, wie Sie wissen) sondern um Ihren Willen handelt. Gewiß haben Sie die Überzeugung, daß die beiden Willen identisch sind; mir aber bleibt in diesem nach dem Tode entstandenen, von dem Testator nicht vorher-

gesehenen Konflikte kein anderer Maßstab als der: wie ich meinen letzten Willen ausgeführt, meine eigene Mutter behandelt zu sehen wünschen würde.

gez. Bucher.

Eine spätere Korrespondenz Bucher's mit der Gräfin Hatzfeldt betrifft die Veröffentlichung gewisser Lassalle'scher Papiere.

Berlin, 15. Januar 1866.

An die Gräfin Hatzfeldt.

Ew. Hochgeboren

habe ich von dem Urtheil in Kenntniß gesetzt, welches Herr Rodbertus über die Entwürfe Lassalle's und die Rathsamkeit einer Veröffentlichung oder Benutzung derselben ausgesprochen hat. Heute erhalte ich eine ausführliche schriftliche Motivirung dieses Urtheils. Da Ew. Hochgeboren mit einem biographischen Werke über L. und mit der Fortsetzung einer agitatorischen Thätigkeit beschäftigt sind, und da ich eine richtige Behandlung jener Entwürfe für unendlich viel wichtiger halte im Interesse des Verstorbenen, als alle die Punkte, die Ew. Hochgeboren zum Gegenstande von Streitigkeiten zu machen sich gefallen, so setze ich mich über alle Bedenken hinweg, die zu nehmen ich so viel Grund hatte und schicke Ew. Hochgeboren mit dem

Ersuchen und unter der Bedingung der Rückgabe [1]) hiermit das Rodbertus'sche Schreiben vom 12. d. M., welches zu dem Schlusse gelangt, daß man dem wissenschaftlichen Andenken Lassalles keinen ärgeren Streich spielen könnte, als wenn man den Agitationsplan veröffentlichte, in dem Lassalle ganz mit dem so heftig von ihm bekämpften Proudhon übereinstimmt. Rodbertus versteht die Sache und ist frei von jeder Eifersüchtelei. Ich glaube daher den Willen Lassalle's zu exekutiren, indem ich diese Scripta vernichte.

gez. Bucher.

Auf diesen Punkt ist später noch zurückzukommen.

In einem Aufsatze des praktischen Arztes Dr. Gittermann, worin er uns über die Lebensgewohnheiten seines berühmten Patienten manchen wertvollen Beitrag lieferte, ist bestritten worden, daß die in Bd. II., S. 270 f. mitgeteilte Denkschrift Bucher's über seine Beziehungen zu Lassalle von ersterem Bismarck vorgelegt worden sei. Als Beleg für die Richtigkeit meiner Darstellung lasse ich hier das betreffende Anschreiben folgen.

Zur Vorlage an den Minister-Präsidenten Herrn von Keudell übergeben und von letzterem zurückerhalten.

---

[1]) Ist nicht erfolgt.

Hochgeborener Herr Graf!

Hochgebietender Herr Ministerpräsident!

Auf Anregung des Herrn Legationsrath von Keudell bitte ich um die Erlaubniß, Eurer Excellenz eine Darlegung meiner Bekanntschaft mit Lassalle ehrerbietigst vorlegen und auch auf gewisse nach seinem Tode eingetretene Verhältnisse ausdehnen zu dürfen. Bucher.

Berlin, 10. November 1865.

Im Jahre 1865 erwuchs Bucher eine bedeutende Arbeitslast durch die Verwaltung Lauenburgs, das in Folge der Konvention von Gastein an Preußen gefallen war, und welches derselbe unter seinem Chef bis 1867 zu säubern und zu ordnen hatte. Bucher hatte alles aus dem Groben herauszuarbeiten, sowie in hundert Beziehungen Mißbräuche abzustellen und der Billigkeit zu ihrem Recht zu verhelfen; alles unter der Leitung des Chefs, der indes gerade in dieser Periode längere Zeit schwer krank in Putbus auf Rügen verweilte, so daß sein Rat in die Verlegenheit kam, regieren zu sollen und doch keine Vollmacht zu haben[1]).

In seinen Erinnerungen an Lothar Bucher erzählt W. Gittermann in den Grenzboten folgende hierher

[1]) Vgl. Busch, Graf Bismarck und seine Leute. Bd. 1, S. 391.

gehörende kleine Geschichte: „Nach Annexion des Herzogtums Lauenburg wurde Bucher mit der Aufgabe betraut, die Verwaltung des Ländchens nach preußischem Muster zu organisieren. In Lauenburg müssen die wunderbarsten Zustände geherrscht haben, denn es fand sich eine Reihe ganz unnötiger Staats-ämter, die in den Händen adeliger Herren und mit einem unverhältnismäßig hohen Einkommen dotiert waren. So gab es für den Sachsenwald, der jetzt, als Eigentum des Fürsten Bismarck, von einem Oberförster verwaltet wird, einen Oberforstmeister und verschiedene andere hohe Forstbeamten. Die Herren mußten nun zur Regelung der Pensionsfrage ihr Einkommen angeben, da man selbstverständlich alle diese Ämter einziehen wollte. Als Bucher eines Abends während der Tafel von dem Fürsten nach dem Stande dieser Angelegenheit gefragt wurde, erzählte er zur allgemeinen Belustigung, daß von dem Herrn Oberforstmeister 11000 Thaler Einkommen angegeben seien, und daß er hoffe, diese Stelle durch einen Forstassessor besetzen zu können. Da sagte die Fürstin Bismarck: „Ach lassen Sie die Stelle nicht eingehen, wenn es einmal mit meinem Mann als Minister nicht mehr geht, dann wäre das ja für ihn ein Ruheposten!“

Alte Zeugen gegen das neue Budgetrecht[1]).

Während des Konflikts erinnerte sich L. Bucher, daß die demokratische Partei und nicht diese allein die Bestimmungen der oktroyierten Verfassung über die Finanzen ebenso ausgelegt hatte, wie von dem Ministerium Bismarck geschah. Dieser Veranlassung dankt die obenstehende von Bucher verfaßte Brochüre ihre Entstehung. Die Schrift wurde natürlich totgeschwiegen.

Die Einleitung möge hier vollständig abgedruckt werden.

„Die Staatsregierung und die Majorität des Abgeordnetenhauses legen die Bestimmungen der Verfassung über die Finanzen verschieden aus. Die Auslegung der Regierung ist in wenig Worten zu geben:

> Kommt in einem Jahre ein Gesetz über den Staatshaushalts-Etat nicht zu stande, weil die zu jedem Gesetz erforderliche Übereinstimmung zwischen der Krone und den beiden Häusern des Landtages nicht erreicht ist, so muß die Verwaltung ohne Etatsgesetz geführt werden.

Wie das Abgeordnetenhaus die Verfassung in diesem Punkte deutet und welche praktische Anwendung es von seiner Deutung machen will, darüber hat

---

[1]) Berlin 1866, Verlag von A. Bath. 31 Seiten.

es, obgleich von der Regierung wiederholt dazu aufgefordert, bisher keine umfassende und präzise Erklärung abgegeben.

Die Zeitungen haben neuerdings berichtet, daß die Budget-Kommission sich mit dieser Aufgabe beschäftigt habe. Die zweite Gruppe der von dem Referenten Dr. Virchow der Kommission vorgelegten Resolutionen beziehe sich auf „den Anteil, den die Faktoren der gesetzgebenden Gewalt an der Feststellung des Etatsgesetzes haben.“ Nach der „Kölnischen Zeitung“ vom 14. Februar wird darin namentlich die Pflicht der Regierung konstatiert, mit dem Abgeordnetenhause den Etats-Entwurf zu vereinbaren und seine Annahme im Herrenhause zu vertreten. Für den Fall, daß die Vereinbarung mit dem Abgeordnetenhause nicht zu stande komme, habe die Regierung entweder den Etats-Entwurf zurückzuziehen und umzuarbeiten, oder die Auflösung und Neuwahl des Abgeordnetenhauses, oder eine Änderung im Ministerium zu veranlassen. Gegenüber der in voriger Session vom Finanzminister aufgestellten Budget-Theorie werde der Regierung die Pflicht zugesprochen, ein von beiden Häusern des Landtages angenommenes Budgetgesetz dem Könige zur Vollziehung vorzulegen und bei ihm zu vertreten.

Die Virchow'schen Anträge, berichtet die „Kölnische Zeitung" weiter, erfüllten das ministerielle Begehren auf das allergenaueste: sie würden für die Mitglieder der Budget-Kommission metallographiert; den Wortlaut schon jetzt bekannt werden zu lassen, erscheine den bei der Beratung Beteiligten nicht wünschenswert. Ein Regierungs-Kommissar habe der Verlesung nicht beigewohnt (ist die Regierung zu der betreffenden Sitzung eingeladen worden?). Demnächst hat man nur erfahren, daß die Budget-Kommission diese Resolutionen abgelehnt habe. Das Begehren der Regierung ist also noch immer unerfüllt.

Zweck dieser Blätter ist, daran zu erinnern, daß lange vor Ausbruch des gegenwärtigen Konfliktes Männer der verschiedensten politischen Farben teils in der oktroyierten Verfassung vom 5. Dezember 1848, teils in der wesentlich gleichlautenden revidierten Verfassung vom 31. Januar 1850 dasselbe gelesen haben, was die Regierung darin liest, und nur darauf, was in der beschworenen Verassung steht, kommt es an, nicht darauf, ob es der Theorie der einen entspricht und den Wünschen der andern genügt."

Auf der letzten Seite bemerkte Bucher:

„Wer über ähnliche Materialien, die in großer Masse vorhanden sein müssen, zu verfügen hat und dieselben der Verlagshandlung zur Benutzung ein-

senden will, kann sich der sorgfältigen Konservirung und prompten Rückgabe versichert halten."

Wenn die königliche Bibliothek schon damals wie jetzt eine reiche und katalogisierte Sammlung von politischen Flugschriften aus den Jahren 1848 und 1849 besessen hätte, so würde der Verfasser das von ihm gebrachte Beweismaterial noch weit erdrückender haben gestalten können.

Am 25. April 1866 wußte die „Augsburger Allgemeine Ztg." zu berichten, Bucher sei von Bismarck mit der Ausarbeitung der später veröffentlichten preußischen Vorschläge für das Bundesreformprojekt betraut worden. Ich fragte Bucher, ob es damit seine Richtigkeit habe. „Lauter Konfusion" — war seine Antwort. „Nachdem Bismarck sich nach dem österreichischen Kriege zu seiner Erholung nach Putbus begeben hatte, legte ihm Herr von Savigny den Entwurf der Norddeutschen Verfassung nach den ihm dazu gegebenen Materialien vor. Im Dezember 1866 zurückgekehrt, fand Bismarck den Entwurf ungeeignet, und diktierte mir einen andern, welcher dann mit geringen Änderungen von Sr. Majestät genehmigt und der am 17. Dezember zusammentretenden Gesandten-Konferenz vorgelegt wurde.

Wagener hat mit dem Entwurf und seiner ferneren Bearbeitung nichts zu thun gehabt.

Ich wurde zum Protokollführer bestellt und war Amanuensis von Savigny" [1]).

Aus dem Nekrologe, welchen Moritz Busch in der Leipziger Illustrirten Ztg. v. 29. Okt. 1892 seinem Freunde L. Bucher geschrieben hat, ging durch alle Zeitungen die Notiz, Bucher habe im Jahre 1871 nach dessen Angaben die Verfassung des Deutschen Reichs — beiläufig in etwa 24 Stunden, geschrieben. Diese Angabe ist nicht zutreffend. Die Reichsverfassung ist nur eine Wiederholung der Verfassung des Norddeutschen Bundes, unter Berücksichtigung der in Versailles mit den süddeutschen Staaten nach monatelangen Verhandlungen abgeschlossenen Verträge, und insofern kann man von einer Niederschrift der Reichsverfassung in 24 Stunden nicht wohl sprechen, ohne damit eine falsche Vermutung wachzurufen.

Wahrscheinlich schwebte dem berühmten Verfasser von „Graf Bismarck und seine Leute" ein hingeworfenes Wort Bucher's vor, welches sich auf den oben erwähnten Vorgang bezog.

Die durch den Krieg von 1866 erwachsenen Kosten wurden bekanntlich von Preußen zunächst aus den Beständen des Staatsschatzes und durch die Verwertung verfügbarer Effekten des Staates bestritten. Als der

[1]) Man vergl. die veröffentlichten Protokolle in der Drucksache des ersten Reichstags.

Krieg fortschritt, verlangte die preußische Regierung am 1. August 1866 behufs Rückerstattung dieser Fonds und zur weiteren Kriegführung von der Volksvertretung zunächst den Betrag von 60 Mill. Thlr. Der betreffenden Vorlage (Haus der Abg. 9. Legisl. Per. I. Sess. 1866 No. 20) war eine Denkschrift beigefügt, welche die politischen Vorgänge vom Februar 1865 bis zum Ausbruch des Krieges entwickelte. Auch diese politische Staatsschrift entstammt der Feder Bucher's. —

In einer Besprechung meiner Biographie über Bucher ist behauptet worden, derselbe sei der Verfasser des berühmten Schriftstücks des Auswärtigen Amts, worin 1866 den besiegten Südstaaten die Vorteile eines Bündnisvertrages mit dem Norddeutschen Bunde entwickelt wurden. „Diese Staatsschrift gehört zu den vorzüglichsten Leistungen der Bismarck'schen Staatskunst, und Lothar Bucher hätte nur diese eine Leistung aufzuweisen nötig gehabt, um innerhalb der deutschen Diplomatie einen Ehrenplatz für alle Zeiten zu behaupten." Möglich —verbürgt ist mir aber Bucher's Anteil an der Redaktion der erwähnten Depesche nicht.

Eine Untersuchung, welche von den Depeschen, die zu Bucher's Zeiten das Auswärtige Amt verlassen haben, auf seine Rechnung zu schreiben seien, scheint

mir aber überhaupt eine unfruchtbare Arbeit. Mit vollem Recht ist hierauf eingewendet worden: Wer vor der Geschichte die Verantwortung trägt, der bleibt schließlich auch der Urheber einer That. Wenn Lothar Bucher beispielsweise den Fürsten Bismarck zu einer bestimmten Maßregel veranlassen wollte, so dachte er unwillkürlich diese Maßregel schon in dem Geiste des früheren Kanzlers. Wenn Bucher selbst Reichskanzler gewesen wäre, hätte er wahrscheinlich anders gehandelt. Geheimrat Geffcken hat, wie man sich erinnert, einst den ersten Entwurf zu dem Aufruf verfaßt, den Kaiser Friedrich später an das Volk und an den Fürsten Bismarck richtete. Herr Geffcken war genötigt, diese Aufrufe so zu halten, wie sie allenfalls den Absichten des Kronprinzen entsprachen. Wenn er für seine Person zu reden und zu entscheiden gehabt hätte, würde er vermutlich anders gesprochen haben. So wird auch das Verhältnis zwischen dem Fürsten Bismarck und seinem treuesten Gehilfen gewesen sein. Nicht als ob der eine nur der Empfangende, der andre nur der Gebende gewesen wäre. Beide Männer fanden sich durch wahlverwandtes Empfinden zu einander gezogen, und sie ergänzten sich gewissermaßen gegenseitig, und keiner machte dem andern das Autorrecht an einer Entschließung streitig. Fürst Bismarck brauchte in seinem umfangreichen Berufe Männer von Geist und Kennt=

nis. Er hielt sich hier einen viel erfahrenen Ratgeber, den er sein Konversationslexikon nannte, er suchte sich dort einen feinen Stilisten, der nicht nur Gedanken scharf zu erfassen, sondern auch die Form elegant zu feilen wußte. Dieser Stilist war Lothar Bucher[1]). Der subtile Geist Bucher's hatte sich eben so in die Geistesgänge seines Meisters eingesogen, daß er, man könnte beinahe sagen, von dessen Gehirnthätigkeit direkt gespeist wurde[2]).

Man thut, wie gesagt, am besten, den „Kollektivbegriff Bismarck" für das Werk seiner Zeit hinzunehmen und nicht kleinlich zu forschen, in welchem Falle einmal der und in welchem jener die Feder geführt und auf das Konzept den Streusand geschüttet hat. Und diese Anschauungsweise liegt sicher auch im Geiste von Bucher. In einem seiner Londoner Artikel schrieb er einmal den charakteristischen Satz: „In der Politik kommt alles darauf an, nicht was, sondern von wem es gesagt wird." —

In Bucher's Referat fiel auch die Ausführung des berühmten § 5 des Prager Friedens, die er mit dem dänischen Gesandten in Berlin, von Quade, zu vereinbaren hatte, die jedoch von Dänemark in Er-

[1]) Berliner Börsen-Ztg. v. 19. Okt. 1892, Nr. 489.

[2]) Berliner Tageblatt v. 13. Okt. 1892.

wartung besserer Konstellationen so lange verzögert wurde, bis jener Paragraph durch eine Vereinbarung Österreichs und Preußens beseitigt war. —

Im Januar 1867 arbeitete Bucher für den Chef ein Promemoria über die englische Papiersteuer aus. In dem gedachten Promemoria gab Bucher zunächst einige Bemerkungen über die Entstehung und das Wesen der Steuer und fügte dann hinzu: „Im Jahre 1861 wurde sie auf das Geschrei der Zeitungen, ausgenommen Times, der Papiermüller, der Verleger, der Schriftsteller und der von ihnen aufgehetzten Schulmeister abgeschafft, weil sie auf der Intelligenz laste; bedeutende wirtschaftliche Autoritäten, namentlich Mac-Culloch, hatten sie verteidigt. Solange die Steuer bestand, hielt ein Zoll auf eingeführtem Papier ihr das Gleichgewicht." Zufolge einer späteren Aufzeichnung Bucher's hatte Graf Bismarck die oben erwähnte Steuer als die Erstlingssteuer des Norddeutschen Bundes ins Auge gefaßt.

Daß Graf Bismarck die Grundlagen, worauf derselbe das Finanzsystem des Norddeutschen Bundes aufzubauen gedachte, mit dem Geheimen Legationsrat Bucher besprach, hängt damit zusammen, daß zu dieser Zeit die Verfassung des Bundes noch nicht zu stande gekommen war, es somit auch noch an einer Behörde fehlte, wo selbst die Vorarbeiten in Betreff der

Bundesfinanzen hätten bearbeitet werden können. Das Reichskanzler-Amt wurde erst im darauffolgenden Jahre gegründet. Bucher kannte die englische Papiersteuer von seinem zehnjährigen Aufenthalte in London; es ist nicht anzunehmen, daß derselbe für die Einführung dieser Steuer in das Finanzsystem des zu schaffenden Norddeutschen Bundes eintrat. Das Steuerprojekt wurde bekanntlich von dem Grafen Bismarck nicht weiter verfolgt.

Die englische Rede- und Preßfreiheit und die Fenierprozesse.[1]

Die zahlreichen Prozesse, welche im Jahre 1868 vor irischen Gerichtshöfen wegen aufrührerischer Reden und Druckschriften verhandelt wurden, waren dazu angethan, die vagen Vorstellungen von der englischen Preßfreiheit zu berichtigen, welche in Deutschland seit unvordenklichen Zeiten von den Liberalen gehegt und gepflegt waren. Aber die deutschen Zeitungen schwiegen darüber, viele aus politischen Gründen, alle im Interesse

[1] Aus dem Königlich Preußischen Staats-Anzeiger. Berlin 1868. Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). 43 Seiten. Neuerdings abgedruckt in: Kleine Schriften politischen Inhalts von L. Bucher. Stuttgart 1893. C. Krabbe.

des Zeitungsgewerbes. Bucher gab sich die Mühe, die Gerichtsverhandlungen aus der „Times“, die er täglich ganz las, zu übersetzen, konnte sie aber nirgends wo unterbringen als im „Staats-Anzeiger“; auch der damalige Redakteur der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ hatte sich geweigert, sie aufzunehmen. Nachdem die Prozesse beendigt waren, schrieb Bucher eine kleine Abhandlung über die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand des englischen Rechts, betreffend die Rede- und Preßfreiheit, die weiter ausgeführt unter dem obigen Titel als besonderer Abdruck erschien und natürlich gleichfalls totgeschwiegen wurde. Heute, nachdem Gladstone vermöge einer Nachbildung der Loi des Inspects vom 21. September 1793 eine Anzahl von Parlamentsmitgliedern und Journalisten in Kilmainham Prison im Verwaltungswege eingesperrt hat, heute, nachdem unter dem Ministerium Salisbury Kriminalprozesse wegen Redens und Druckens so an der Tagesordnung waren, daß sie dem deutschen Leser nicht ganz vorenthalten werden konnten, würde mancher, wenn er die kleine Schrift läse, sich im Stillen eingestehen, daß er ganz verkehrte Vorstellungen gehabt habe. Aber der Tag ist noch fern, an dem man das öffentlich anerkennen und die sich daraus für die Gesetzgebungspolitik ergebenden Folgerungen ziehen wird.

März 1868. Im Frühjahr 1868 wurde dem Grafen Bismarck eine Broschüre über die Auswanderungsfrage eingeschickt, worüber er sich durch Bucher einen Inhaltsauszug machen ließ. Sie gab diesem eine erwünschte Gelegenheit zu einem Seitenhieb auf die Früchte der Manchesterwissenschaft. Im Eingang der Bucher'schen Aufzeichnung heißt es: „Hamburg hat nie ein Landgebiet gehabt, ist eine Kolonie von Leuten, die ihr Glück machen wollen, zeigt, wohin „die wirtschaftliche Freiheit" (Manchesterwissenschaft) führt, wo ihr weder eine Staatsgewalt noch ein Grundbesitz gegenüberstehen, sondern sie den Staat gestaltet."

Am 1. April 1868 übersandte Graf Bismarck dem Minister Delbrück die erwähnte Broschüre mit dem Inhaltsauszuge des Geheimen Legationsrats Bucher. Er wird daran keine Freude gehabt haben!

Dem Fürsten Bismarck wird fälschlich die Äußerung in den Mund gelegt, daß in der Presse Leute der Regierung nur dienen, wenn sie etwas von ihr haben wollen. Einer der wenigen, die ohne Eigennutz für ihn schrieben, war Lothar Bucher.[1]) Er hatte seine Feuerprobe als Korrespondent der „National-Zeitung" bestanden, kannte aus langjähriger Erfahrung das Wesen und die

[1]) Berliner Börsen-Ztg. Nr. 489 vom 19. Oktober 1892.

Geheimnisse der Presse, und verstand wie kein zweiter, dem Gedankengang und den Absichten des Chefs den richtigen Ausdruck zu geben. Die Zeitungsartikel, die er in amtlichem Auftrage geschrieben, haben sicher alle Hand und Fuß gehabt. Anfechtungen erfuhr die offiziöse Presse erst, als für dieselbe mit Hilfe des Welfenfonds ein großer Apparat in Bewegung gesetzt wurde. Mit dieser Art der Bearbeitung der öffentlichen Meinung hatte Bucher nichts zu thun. Sie verwirklichte freilich auch Bismarck's Ideale nicht. Ein offiziöses Blatt des Auswärtigen Amts hat es außer der „Provinzial-Korrespondenz" nie gegeben. Es giebt aber Dinge, die eine Regierung weder in dem amtlichen (Staats-Anzeiger), noch in einem offiziösen Blatte sagen kann, und für Fälle dieser Art ließ sich Bismarck in der „Nord. Allgemeinen Zeitung" soviel weißes Papier offen halten, als er brauchte, um gelegentlich seine Meinung zu äußern. (Reichstagsrede des Fürsten Bismarck vom 9. Februar 1876).

Daß speziell die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" demselben manche Not verursachte, dafür bürgt die Note, welche im August 1871 der „Staats-Anzeiger" über das Verhältnis der „Nordd. Allg. Zeitung" zur Regierung brachte.[1])

---

[1]) Abgedruckt in dem Werke: Aus der Wilhelmstraße. Erinnerungen eines Offiziösen. Berlin. Verlag von Richard

Daß Bucher mitunter, wenn auch lange nicht so häufig, als man gewöhnlich annimmt, für die „Nordd. Allg. Ztg." zu schreiben hatte, weiß ich aus seinem eigenen Munde.[1]) Für jemanden, der seine Schreib-

Eckstein Nachfolger. S. 216. Im Februar 1880 brachte die „Nordd. Allg. Ztg." einen Artikel, in dem sie sich (Nr. 90 des Blattes) seltsamer Weise selbst dementieren mußte. Sie widerrief — ohne ein Wort hinzuzusetzen — die Tags vorher gebrachten sensationellen Nachrichten über die Befestigungsanlagen an der russischen Westgrenze

[1]) In einem Artikel: „Die offiziöse Presse" im Kulturkämpfer, III. Jahrgang, Heft 50, S. 30 heißt es: Noch giebt es einen Mann, welcher gewissermaßen über der ganzen offiziösen Presse schwebt und die leitende Kontrole in oberster Instanz übt, dieser Mann wird wenig genannt, aber seine Wirksamkeit ist eine sehr intensive. Seit 1865 ist Lothar Bucher der persönliche Beirat, der stete Begleiter und Gesellschafter Bismarck's. Bucher wird nicht Direktor, nicht Unterstaatssekretär, nicht Staatssekretär, nicht Minister, obwohl er dazu gewiß eher das Zeug hätte, als andre, die es wurden. Vermutlich wollte er's auch gar nicht werden. Vermutlich wollte Bismarck ihn aber auch nicht aus seiner unmittelbaren Nähe lassen, weil er ihn nicht entbehren kann. So blieb Bucher seit 17 Jahren in wesentlich derselben Stellung und er ist vielleicht der einzige Mann, der sich mit dem Kanzler zu stellen weiß, und vor dem Bismark Respekt hat. Bucher kennt die Presse des In- und Auslandes wohl noch genauer als selbst Geheimrat Hahn; er weiß vielleicht noch besser, wie man ihr beikömmt, sie inspirieren und dirigieren kann, und zur englischen Presse soll er noch

weise kennt, ist es unschwer, nachträglich die Artikel heraus zu finden, welche seiner Feder entstammen. Hier mag nur einer angeführt werden, der ganz Bucher ist und darum der Vergessenheit entrissen werden möge. Derselbe wurde von der „Nordd. Allg. Ztg.“ am 7. Februar 1868 (Nr. 33) gebracht und lautet:

„Wenn die Rede davon ist, daß der Staat das Recht und vielleicht gar die Pflicht habe, sich darum zu bekümmern, wie und mit welchen Wirkungen für das Ganze einzelne Industrie- und Handelszweige betrieben werden, so muß man von seiten der Partei, welche sich früher die Freihandelspartei nannte und jetzt offiziell „die in der Berliner Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft vertretene Partei“ sich nennt, auf eine Klage und einen Protest wegen Eingriffs in „die wirtschaftliche Freiheit“ gefaßt sein. Und so groß ist der Zauber des Wortes „frei“, daß es auch in dieser Verbindung immer noch einzelne Hörer erwärmt. Die „Stuttgarter Demokratische Korrespondenz“ z. B.

---

immer intime Beziehungen haben. Herr Bucher schreibt auch diplomatische Noten, aber in der Hauptsache ist und bleibt er, der Wirkliche Geheime Legationsrat, doch Wirklicher Geheimer Ober-Offiziosus, und wenn die offiziöse Presse in den letzten Jahren in ihren Leistungen und Erfolgen so sehr zurückging, so ist dies wahrlich nicht Bucher's Schuld.“

hat unter die Freiheiten ihres Programms auch den Freihandel aufgenommen, schwerlich zur besonderen Erbauung ihrer revolutionären Freunde in der Schweiz. Indessen wird sogar der „Times“ vor der wirtschaftlichen Freiheit bange; sie hat in der Nummer vom 4. d. M. ein Zeugnis abgelegt, das aus ihrem Munde sehr bemerkenswert ist. Sie schildert, wie die Baumwollen-Manufaktur in England betrieben wird, und wie dieser Betrieb in Indien wirkt und auf England zurückwirken wird. Die Fabrikanten und Exporteure scheinen danach die wirtschaftliche Freiheit soweit auszudehnen, daß sie unter allen Umständen bis hart an die Schwelle des Kriminalrechts, und wenn keine Verfolgung zu befürchten ist, auch über diese Schwelle hinausreicht. Exporteure geben den Fabrikanten den Auftrag, Thon in das Leimwasser zu mischen, „kannenweise“ hatte der eine vorgeschrieben. Es mag, sagt die „Times“, wohl reiche Fabrikanten geben, die einen solchen Auftrag ablehnen, auch wenn er ein großer ist; aber unbemittelte sind nicht in der Lage, sich solche Kunden zu verschlagen. Dabei läßt die „Times“ für diesmal die Gelegenheit vorübergehen, auf das sittliche Argument für jene wirtschaftliche Freiheit hinzudeuten, welches, wenn auch verhüllt, den Kern der freihändlerischen Ethik bildet und, verhüllt ausgesprochen, so lauten würde: Diese Fabrikanten sind

zu arm, um rechtlich sein zu können, also macht euch erst sehr reich, dann könnt ihr hinterher sehr tugendhaft sein! Die Folgen davon, daß einige Fabrikanten erst wenig Geld haben, also noch viel Thon beimischen müssen, oder umgekehrt ausgedrückt, für jetzt noch viel Thon beimischen müssen, um künftig sehr tugendhaft sein zu können, bestehen nach der „Times“ darin, daß der Kattun nicht erst, wenn er in Indien verkauft und in Gebrauch genommen ist, in Fetzen zerfällt, sondern daß die Ballen schon bei der Ankunft in Kalkutta „innen schwarz und verfault sind, so daß man händevoll herausreißen und umherstreuen kann“; und das hat die weitere bedauerliche Folge, daß die Ware dem Exporteur zurückgeschickt wird. Aber auch die Fälle, wo dieses äußerste Malheur nicht eingetreten, wo der Kattun bis in die Hände der Eingeborenen gelangt und erst in diesen Händen zergangen ist, haben die bedenkliche Folge gehabt, daß die Hindus überhaupt kein englisches Fabrikat mehr kaufen wollen, auch das ehrlichgearbeitete nicht.

Die „Times“ versucht das Übel vorerst dadurch zu heilen, daß sie den Fabrikanten zu Gemüte führt, ihre Fabriken würden durch die indischen und amerikanischen zum Stillstande gebracht werden. Wir müssen gestehen, daß wir zu diesem Kurmittel wenig Vertrauen haben, wollen aber auf diesen Punkt, der

uns für die deutsche Industrie sehr wichtig scheint, heute nicht weiter eingehen. Dagegen ist zum völligen Verständnis der Sache etwas hinzuzusetzen, was die „Times“ diesmal nicht erwähnt. Wir entnehmen es aus ihren eigenen früheren Jahrgängen.

So lange die ostindische Compagnie bestand und die Verwaltung Indiens nicht von dem Parlament abhängig war, wurde in Indien von eingehenden Manufakturwaren ein Zoll von 10 Proz. erhoben, der einen Teil der Verwaltungskosten deckte und die einfache, einheimische Industrie in ihrem 130 Mill. umfassenden Markte schützte. Auf das anhaltende Geschrei der Fabrikanten in England nach wirtschaftlicher Freiheit wurde dieser Zoll für Baumwollwaren auf 5 Proz. herabgesetzt und der Ausfall durch eine Einkommensteuer in Indien ersetzt.

Wie die direkten Steuern daselbst eingetrieben werden, darüber giebt ein in den fünfziger Jahren erschienenes Blaubuch nicht vergessenen Aufschluß. Im Jahre 1862 bat eine Deputation von Baumwollfabrikanten den Minister für Indien, auch noch die 5 Proz. aufzuheben, „da die englische Industrie durch die indische ruiniert werde“ — in Indien! Der Minister antwortete: Der indische Markt sei in den letzten Jahren überfüllt worden; es liege viel englische Ware unverkäuflich dort. Im Jahre 1860 sei doppelt

so viel nach Indien verschifft worden wie 1858, und 1861 trotz der Knappheit des Rohmaterials ebensoviel wie 1860. „Wenn die englischen Fabrikanten sich beklagten, daß die indischen sie zu verdrängen suchten, so müsse man sich doch erinnern, daß sie selbst zuerst die indische Industrie ruiniert hätten." Da uns der indische Tarif nicht vorliegt, so müssen wir es dahingestellt lassen, ob unsere Erinnerung richtig ist, daß auch die 5 Proz. seitdem aufgehoben sind. Aber selbst wenn nicht, so dürfte die Sache auch denen Stoff zum Nachdenken über Freihandel geben, die zwar weder Fabrikanten noch Arbeiter sind, aber Einkommensteuer zahlen." —

Etwa 1869 legte L. Bucher dem Kanzler nahe, das Werk von Rodbertus über die Grundrententheorie zu lesen. Bismarck schob das Buch bei Seite. Der Krieg mit Frankreich lag schon damals in der Luft, Bismarck fand keine Zeit, sich mit so heterogenen Fragen zu beschäftigen. Rodbertus hätte gern mit Bismarck Fühlung genommen, denn er hielt denselben „für einen großen Mann in der auswärtigen Politik" (cf. dessen Briefe ꝛc., herausgegeben von Dr. Rud. Meyer, Bd. IV. S. 435.)[1])

[1]) Vom 3. Dezember 1869 datiert ein Schreiben des Geheimen Legationsrats Bucher an den Präsidenten des Bundeskanzler-Amts, worin er im Auftrage des Grafen Bis-

In den Krieg mit Frankreich ist Bismarck mit Abeken, Keudell, Hatzfeldt und Bismarck-Bohlen ausgezogen; aber bereits am 4. Oktober wurde Bucher zur Ergänzung des diplomatischen Generalstabs des Kanzlers in das Hauptquartier einberufen und er blieb demselben bis zum Schlusse des Feldzugs attachiert. Als Bucher in Versailles ankam, war die Wohnung des Chefs bereits vollgepfropft wie ein Ei, weshalb er außerhalb derselben in der Avenue de Paris untergebracht wurde.

Der Kanzler hatte ihn wohl hauptsächlich zur Bearbeitung der deutschen Frage (augenblicklich die Vorbedingungen für die Umwandlung des Norddeutschen Bundes in ein Deutsches Reich) nach Versailles berufen; es gab aber für ihn verhältnismäßig wenig zu thun, da Delbrück einen großen Teil dieses Zweiges der Geschäfte an sich genommen hatte.

Bei den gemeinsamen Mahlzeiten, von denen M. Busch in dem Werke „Graf Bismarck und seine Leute"[1]) berichtet, war Bucher jedenfalls nicht derjenige,

---

marck ein Gutachten darüber einforderte, ob es zweckmäßig sei, das Privilegium der Preußischen Bank zu erhalten.

[1]) Man vgl. auch den Aufsatz „Lothar Bucher" Ein Lebensbild von Moritz Busch: in der Gartenlaube, 1878, S. 150. Aus dem Artikel der Gartenlaube ist der betreffende Abschnitt in „Graf Bismarck und seine Leute" übergegangen.

der die Kosten der Unterhaltung bestritt. Dies war überhaupt gar nicht seine Art. Nicht, daß er kein geselliges Talent gehabt hätte — im Gegenteil; aber das Schweigen war ihm einmal zur Gewohnheit, fast zur zweiten Natur geworden. Das Wort war ihm wie zu einer wertvollen Münze geworden, die man wohl Einem gegenüber ausgiebt, aber nicht in einem großen Kreis ohne Zweck hinwirft. Dafür war aber auch das, was er sprach, nie banal, niemals unbedeutend.

Als das Gespräch einmal das Thema der Toleranz berührte, erzählte Bucher, daß die schottischen Presbyterianer zu Ende des vorigen Jahrhunderts jemand, der Thomas Payne's Buch von den Menschenrechten einem andern nur geliehen, zu einundzwanzigjähriger Deportation verurteilt und sofort in Ketten gelegt hätten. Als die Rede auf die Erklärung kam, mittelst welcher Rußland sich von einem Teile des Traktats vom Jahre 1856 loslöste, und von Bismarck bemerkt wurde, daß diese Erklärung ein neuer Beweis sei für die Durchsichtigkeit der russischen Politik, meinte Bucher: „Sie haben ja jetzt schon Kriegsschiffe im Schwarzen Meere; die von Sebastopol sind gehoben, und sie konnten, wenn man sagte: ihr dürft hier keine haben, antworten: nun, wir können sie ja nicht herausbringen, da 1856 die Passage von

Kriegsschiffen durch die Dardanellen verboten worden ist."

Im Dezember 1870, da Graf Bismarck erkrankt war, kam auch die Frage seines Rücktrittes zur Sprache, und einer von „seinen Leuten" meinte, dann dauere es keine vier Wochen, so müßten sie ihn wieder annehmen. Bucher kannte aber seinen Meister besser und sagte positiv, soweit er ihn kenne, werde er, einmal abgetreten, nicht wieder annehmen. Er fühle sich in Varzin, fern von Geschäften und Verdruß aller Art, gar zu wohl. Am liebsten sei er in Wald und Feld. „Glauben Sie mir," hätte die Gräfin Bismarck einmal zu ihm gesagt, „eine Wruke (Feldrübe) interessiert ihn mehr als Ihre ganze Politik."

Ein andres Mal erzählte er, daß der Chef ein großer Freund der Natur und malerischer Gegenden sei. Mehrmals habe er mit ihm die Nachbarschaft von Varzin durchstreift und dabei habe er gewöhnlich zu Ende gesagt: „Sie werden uns jetzt zum Essen erwarten, aber sehen Sie dort den Hügel, da müssen wir noch hinauf, da giebts noch eine Aussicht."

Bucher war nie ein starker Esser; unter der Suite Bismarck's in Versailles, die durchgehends wohl genährt aussah, machte er, wie der Kronprinz Fried-

rich bemerkte, die einzige Ausnahme. Sein Getränk war Rotwein; nur einmal konnte er es sich nicht versagen, eine Flasche köstlichen Pfälzerwein, Himmelstau von den Bergen der Haardt, zu ehren.

Was ich in dem Werke von Busch vermisse, ist die Nachricht über die Zusammenkunft des Kanzlers mit Otto von Corvin, welche Bucher vermittelte. Corvin war damals als Kriegs-Korrespondent der „Neuen Freien Presse" und der „Gartenlaube" häufig bei dem Geh. Legationsrat Bucher, der niemals das Haus verließ, in welchem Bismarck sein Quartier und Bureau aufgeschlagen hatte, da er jeden Augenblick erwarten mußte, zum „Chef" gerufen zu werden. Ein hastiger Spaziergang im Garten hinter dem Hause war die einzige Erholung, die sich Bucher in Versailles gönnen konnte. Die Stunde nach dem Mittagessen war die günstigste für einen Besuch. Als Corvin eines Abends Bucher seine Karte in das Zimmer sandte, ließ er ihn ein wenig länger warten als gewöhnlich, und als er kam, ging er mit ihm in ein Zimmer im ersten Stock. Sie hatten sich eben eine Cigarre angesteckt, als die Thür sich öffnete und der Kanzler eintrat.

Der Letztere hatte übrigens selbst den Wunsch geäußert, Corvin kennen zu lernen. Vorher hatte er sich noch bei Bucher erkundigt, ob in seinem früheren

politischen Verhalten zu Deutschland ein unehrenhaftes Moment (wenn ich mich recht erinnere, Ausstoßung aus der Armee) vorliege. Als Bucher diese Frage verneinte, erhielt er den Auftrag, die Zusammenkunft zu vermitteln. Bucher war bei derselben nicht bis zum Schluß anwesend. Bismarck hatte sich den alten Freiheitskämpfer älter vorgestellt und äußerte diese Beobachtung gegenüber Herrn von Corvin, worauf der letztere erwiderte: „Ich will Ihnen ein gutes Mittel zur Verjüngung verraten, es ist — 7 Jahre Zellengefängnis.“ —

Man hat Moltke den großen Schweiger genannt. Im Vergleich zu Bucher war er ein redseliger Herr. Während des Aufenthalts in Versailles unternahmen eines Abends nach vollbrachter Tagesarbeit Geheimrat von Holstein und Bucher einen Spaziergang. Sie wandelten gut eine halbe Stunde schweigsam nebeneinander, ohne ein Wort zu reden. An der Hausthüre angelangt, sagte von Holstein: „Hören Sie, viel haben wir heute nicht gesprochen.“ „Je nun“ – antwortete Bucher — „es kommt ganz auf die Gewohnheit an. Während meines Londoner Aufenthalts kam ich eines Tags spät abends nach Hause. Ich hatte der Wirtin noch ein Wort zu bestellen; es wollte mir aber nicht zur Kehle heraus; erst kurz vor Mitternacht kam ich dahinter, daß ich

stockheiser war; es war das erste Wort, das ich an jenem Tage gesprochen." Ob ihm bei seiner Schweigsamkeit die Wahrung des Amtsgeheimnisses schwer geworden sein mag? Gleichfalls in Versailles kam eines Tags ein Reporter zu ihm mit der Erkundigung über Bismarck's Befinden. Bucher beugte sich bedächtig an sein Ohr und lispelte, kaum hörbar: „Ich weiß es nicht".

Nachstehend lasse ich eine Aufzeichnung Bucher's über eine politische Erinnerung folgen, welche Fürst Bismarck in einer der langen Winternächte während des französischen Krieges in Versailles einem hohen Herrn erzählte, und zu deren Weiterverbreitung Bucher die Genehmigung des Chefs erhielt, der selbst, wie man sehen wird, dreizehn Jahre lang ein politisches Geheimnis sorgsam gewahrt hatte.

Am 5. März 1857 waren die Konferenzen zur Schlichtung des zwischen Preußen und der Schweiz ausgebrochenen Streites eröffnet worden. Der Kaiser Napoleon, über die Vorgänge in Berliner Hof- und Regierungskreisen stets wohl unterrichtet, wußte offenbar, daß der König mit Bismarck auf vertrauterem Fuße stand als mit anderen Gesandten, ihn mehrmals als Ministerkandidaten ins Auge gefaßt und einmal das bestimmte Verlangen gestellt hatte, daß er Minister des Auswärtigen werden, Herr von Man-

teuffel das Präsidium behalten und dazu das Finanz-Ministerium übernehmen sollte, — eine Kombination, welche den Beifall weder des Herrn von Manteuffel noch des Herrn von Gerlach gefunden hatte. Der Kaiser, der dies Alles wußte, ließ Bismarck zu sich in die Tuilerien bitten. Er hatte in dem Neufchateler Handel ein großes Entgegenkommen gegen Preußen an den Tag gelegt, und das zum Teil deswegen erreichte Verständnis mit der Schweiz hatte die Aufträge Bismarck's erledigt. Unabhängig von diesen abgemachten Händeln, aber augenscheinlich in der Voraussetzung, daß er für seine Haltung auf ein Entgegenkommen Preußens in anderen Dingen zu rechnen habe, setzte der Kaiser seinem Gaste auseinander, wie ungerecht es sei, ihn zu beschuldigen, daß er nach der Rheingrenze strebe. Das linksrheinische deutsche Ufer mit etwa drei Millionen Einwohnern würde für Frankreich eine unbequeme, unhaltbare Grenze sein; die Natur der Dinge werde dann Frankreich dahin treiben, auch Luxemburg, Belgien und Holland zu erwerben oder doch in eine entschiedene Abhängigkeit zu bringen. Das Unternehmen hinsichtlich der Rheingrenze werde daher Frankreich früher oder später zu einer Vermehrung von zehn bis elf Millionen thätiger, wohlhabender Einwohner führen. Eine solche Vermehrung der französischen

Macht werde von Europa unerträglich befunden werden, — „devrait engendrer la coalition“, werde schwerer zu behalten, als zu nehmen sein, — „un dépôt que l'Europe un jour viendrait reprendre“; eine solche an Napoleon I. erinnernde Prätension sei für die gegenwärtigen Verhältnisse zu hoch; man werde sagen, Frankreichs Hand sei gegen jedermann, und deshalb werde jedermanns Hand gegen Frankreich sein. Vielleicht werde er unter Umständen zur Befriedigung des Nationalstolzes „une petite rectification des frontières“ verlangen, könne aber ohne solche leben. Wenn er wieder eines Krieges bedürfen sollte, würde er denselben eher in der Richtung nach Italien suchen. Einerseits habe dieses Land doch immer eine große Affinität mit Frankreich, anderseits sei das letztere an Siegen zu Lande schon reich genug. Eine viel pikantere Befriedigung würden die Franzosen in einer Ausdehnung ihrer Seegrenze finden. Er denke nicht daran, das Mittelmeer gerade zu einem französischen See zu machen, „mais à peu près“. Der Franzose sei kein Seemann von Natur, sondern ein guter Landsoldat, und eben deshalb seien Erfolge zur See ihm viel schmeichelhafter. Dies allein sei das Motiv, welches ihn hätte veranlassen können, zur Zerstörung der russischen Flotte im Schwarzen Meere zu helfen, da Rußland, wenn der-

einst im Besitz eines so vortrefflichen Materials, wie die griechischen Matrosen, ein zu gefährlicher Rival im Mittelmeere werden würde. (Bismarck hatte den Eindruck, daß der Kaiser in diesem Punkte nicht ganz aufrichtig war, daß ihm die Zerstörung der russischen Flotte leid that, und daß er sich nachträglich eine Rechtfertigung für ein Unternehmen zurecht machte, in das er, wie England in den Krimkrieg nach dem Ausdruck seines auswärtigen Ministers, „wie ein steuerloses Schiff hineingetrieben" war.) Als Ergebnis eines solchen Krieges denke er sich ein Verhältnis der Intimität und Abhängigkeit Italiens zu Frankreich, vielleicht die Erwerbung einiger Küstenpunkte. Zu diesem Programm gehöre notwendig, daß Preußen ihm nicht entgegen sei. Frankreich und Preußen seien aufeinander angewiesen; er halte es für einen Fehler, daß Preußen 1806 nicht, wie andre deutsche Mächte, zu Napoleon gehalten hätte. Es müsse für Preußen wünschenswert sein, sein Gebiet durch die Erwerbung Hannovers und der Elbherzogtümer zu konsolidieren. Für eine solche Kombination sei es aber erforderlich, daß Preußen seine Marine verstärke. Es fehle an Seemächten zweiten Ranges, die durch Vereinigung ihrer Streitkräfte mit der französischen das jetzt erdrückende Übergewicht Englands aufhöben. Eine Gefahr für sie

selbst und für das übrige Europa könne darin nicht liegen, weil sie sich ja zu einseitig egoistisch-französischen Unternehmungen nicht hergeben würden. Zunächst wünsche er, sich der Neutralität Preußens zu versichern für den Fall, daß er mit Österreich in Krieg geriete. Bismarck möge den König über dieses alles sondieren.

Bismarck antwortete, er sei doppelt erfreut, daß der Kaiser diese Andeutungen gerade ihm gemacht habe, einmal, weil er darin einen Beweis von Vertrauen sehen dürfe, und zweitens, weil er vielleicht der einzige deutsche Diplomat sei, der es über sich nehmen würde, diese ganze Eröffnung zu Hause, auch seinem Souverän gegenüber, zu verschweigen. Er bäte den Kaiser dringend, sich dieser Gedanken zu entschlagen; es läge außer aller Möglichkeit, daß der König Friedrich Wilhelm IV. auf dergleichen einginge; eine ablehnende Antwort sei unzweifelhaft, wenn demselben die Eröffnung gemacht würde. Dabei bleibe im letzteren Falle die große Gefahr einer Indiskretion, einer — gar nicht übel gemeinten — vertraulichen Äußerung darüber, welchen großen Versuchungen Preußen widerstanden habe. Wenn irgend eine andre deutsche Regierung in die Lage versetzt würde, über dergleichen Äußerungen nach Paris zu berichten, so werde das für Preußen so wertvolle gute Vernehmen mit Frank-

reich gestört werden. „Vous vous embourberiez!“ sagte Bismarck (etwa: „Sie würden in Sumpf geraten und stecken bleiben!“)

Der Kaiser fand diesen selten gebrauchten Ausdruck sehr richtig und anschaulich und wiederholte ihn. Die Unterredung schloß damit, daß er Herrn von Bismarck für diese Offenheit seinen Dank aussprach.

Der Leser wolle bemerken, daß 1 $^3/_4$ Jahre später der bekannte Neujahrsgruß an den österreichischen Gesandten erfolgte.

Wie aus Busch's Werk bekannt ist, trugen während des Feldzugs gegen Frankreich im Hauptquartier zu Versailles anfangs nur Keudell, Graf Bismarck-Bohlen, Graf Hatzfeld und Abeken Uniform. Später wurde der Gedanke angeregt, dem gesamten Personal der fest Angestellten in der Begleitung Bismarck's diesen Schmuck zu teil werden zu lassen. Hierauf bezieht sich der folgende von Bucher an den Rechtsanwalt Horwitz [1]) gerichtete Brief:

Versailles, 9. Dezember 1870.

Verehrtester!

Meinen verspäteten, aber darum nicht weniger schönsten Dank, daß Sie mir die Miethsangelegenheit

[1]) Derselbe ist kein Verwandter von Bucher, wie ich zur Berichtigung bemerke.

in Ordnung gebracht haben. Im Austausch gegen das literarische Porträt schicke ich Ihnen ein photographisches, und da mir geschrieben wird, daß in irgend einer illustrirten Zeitung eine arge Caricatur von mir geholzschnittet ist, so lege ich ein zweites Exemplar bei für den Fall, daß etwa ein Berliner Photograph seine Rechnung dabei zu finden glaubt es zu vervielfältigen. Mir geht es gut, abgesehen von der Ungeduld. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau.

Your truly

Bucher.

Nach Beendigung des Krieges traf Bucher am 9. März 1871 früh 7½ Uhr in Begleitung des Reichskanzlers vom Kriegsschauplatz wieder in Berlin ein.

Am 5. Mai 1871 reiste Bucher in Begleitung des Chefs gemeinschaftlich mit dem Legationsrat Graf Hatzfeldt und dem Legationssekretär Grafen von Wartensleben nach Frankfurt a. M. zum Friedensschlusse. Am 10. Mai erfolgte die Unterzeichnung des Friedensinstruments. Bei dem Diner, welches am folgenden Tage der Oberbürgermeister Mumm dem Fürsten Bismarck zu Ehren gab, hatte sich Bucher wegen Unwohlseins entschuldigen lassen. Am 11. Mai erfolgte die gemeinschaftliche Rückkehr nach Berlin.

Auch bei der Ratifikation des Friedensvertrags mit Frankreich, welche am 19. Mai 1871 in Frankfurt a. M. erfolgte, befand sich Bucher gleichfalls im Gefolge des Fürsten Bismarck. —

Wir nähern uns jetzt dem Zeitpunkte, da Bucher den Fürsten Bismarck Jahr ein Jahr aus längere Zeit nach Varzin begleitete. Wer da glaubt, das seien für den „vortragenden Rat" ruhige Tage gewesen, der irrt gewaltig. Wenn jemand die Berge von Zuschriften sähe, mit denen die Welt in ihrer wohlmeinenden Schreibseligkeit und ihrem zudringlichen Egoismus die paar Wochen wohlverdienter Muße, die der Sommer dem Fürsten gewähren sollte, zu vereiteln trachtete, so würde er in Erstaunen geraten. Man erinnert sich noch der alle Jahre zu Beginn des Sommers in der „Nordd. Allg. Ztg." erscheinenden Notiz, in welcher sich Fürst Bismarck derartige Belästigungen dringend verbat. Trotzdem wollte der Strom der privaten Zuschriften nicht abnehmen. Manche meinten besonders klug zu sein, wenn sie ihre Wünsche an den Legationsrat Bucher adressierten und diesem dann zumuteten, die Ruhe des Chefs durch Vortrag des Inhalts ihrer Schreiben zu stören, wobei die Zudringlichen in der Regel mit der stereotyp gewordenen Formel begannen: „Ich weiß zwar sehr wohl, daß Sie wenig Zeit haben,

und der Fürst noch weniger, hoffe aber, daß hier eine Ausnahme statthaft sein wird."

Bucher erwuchs die Arbeit, jeden Eingang einzeln zu prüfen und dann darüber zu befinden. Ein Teil der Piecen wanderte in den Papierkorb, einzelne wurden den zuständigen Ressorts überwiesen, einzelne gaben dem Chef Gelegenheit zu einer persönlichen Kundgebung, andre ließ derselbe, nachdem er sie mit einem gewaltigen V. (bedeutete Vortrag) bezeichnet hatte, durch Bucher nach seinen Direktiven beantworten. Auf diese Weise kam mancher Privatmann in den Besitz eines wertvollen Bucher-Autographs. Nur ein paar solcher von Bucher gezeichneten Kanzleischreiben mögen hier abgedruckt werden, um dem Leser eine Idee von Form und Inhalt zu geben.

I.

An den deutschen Turner- und Schützenverein zu Porto-Alegre (Brasilien).

Varzin, 23. Juli 1872.

Mit dem Dienste bei Sr. Durchlaucht dem Reichskanzler beauftragt, habe ich die Ehre, dem Vorstande des deutschen Turner- und Schützenbundes in Porto-Alegre anzuzeigen, daß der Fürst die unterm 10. März übersandte Ernennung zum Ehrenmitgliede mit vielem Vergnügen entgegengenommen

und mich beauftragt hat, den Landsleuten jenseits des Meeres seine Freude über ihre Theilnahme an den Geschicken des Heimathlandes und seinen Dank für ihre wohlwollenden Gesinnungen auszusprechen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

L. Bucher,
Geh. Legationsrath.

II.

An Herrn Dr. Götze in Seehausen.

Berlin, den 22. September 1873.

„Ew. Wohlgeboren haben mittelst gefälligen Schreibens vom 24. v. Mts. dem Herrn Reichskanzler das Dedikations-Exemplar der von Ihnen herausgegebenen „Urkundlichen Geschichte der Stadt Stendal" überreicht. Fürst Bismarck hat von dieser Arbeit mit Interesse Kenntniß genommen und mich beauftragt, Ihnen seinen verbindlichsten Dank für die ihm durch deren Zusendung erwiesene Aufmerksamkeit zu erkennen zu geben. Indem ich diesem Auftrage zu entsprechen die Ehre habe, benutze ich diese Gelegenheit zur Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung.

Bucher.

III.

An den Fruchthändler Hermann Ballach in Budapest.

Varzin, 8. Oktober 1874.

Euer Wohlgeboren beehre ich mich im Auftrage des Fürsten Bismarck anzuzeigen, daß die vier Wassermelonen, welche Sie ihm zu übersenden die Güte hatten,[1]) richtig angekommen sind. Se. Durchlaucht hat diese Früchte, die ihm von einer Reise in Ungarn und von seinem Aufenthalte in Rußland wohl bekannt sind, mit vielem Vergnügen entgegengenommen, sich von dem Safte erquickt, und läßt Ihnen für Ihre freundliche Aufmerksamkeit seinen verbindlichsten Dank sagen. Er würde Ihnen den Empfang schon früher angezeigt haben, wenn er nicht vorausgesetzt hätte, daß das von Berlin aus, wohin die Sendung adressirt war, schon geschehen sei.

Ergebenst

Bucher m. p.

---

[1]) Dieselben hatten ein Gesamtgewicht von 180 Pfund.

IV.

An den Berliner Korrespondenten des „New-York Herald“.

Wilhelmstraße 76. Januar, 16., 1875.

Mein Herr!

Ich beehre mich Ihnen den Empfang Ihres gestrigen Schreibens zu bestätigen, in welchem Sie meine Vermittelung behufs eines Interview mit dem Fürsten Bismarck nachsuchen. In Erwiderung hierauf beehre ich mich Ihnen mitzutheilen, daß, selbst wenn der Gesundheitszustand des Fürsten demselben nicht eine längere Unterredung überhaupt verbieten würde, ich doch auch sonst Grund zu der Annahme habe, daß Seine Durchlaucht nicht geneigt sein würde, dem Repräsentanten eines Blattes eine Unterredung zu bewilligen, welches so feindselig gegen seine Person und seine Politik ist, wie der „New-York Herald“.

Ihr ergebener Diener

L. Bucher.

Im Juni 1873 gab es eine kleine Preßhetze gegen Bucher, die wegen ihres mehr als persönlichen Interesses eine Erwähnung verdient. Eine der größeren Zeitungen hatte in einem augenscheinlich inspirierten Artikel ausgeführt, dem Reichskanzler würde

das Leben erleichtert sein, wenn er, wie in andern Staaten üblich, einen Generalsekretär hätte, der ihm einen Teil des persönlichen Verkehrs mit den Ministern und Diplomaten abnehmen könnte. Als nach einigen Tagen verlautet hatte, Bucher sei von Bismarck für die Stellung ausersehen, entstand in der Berliner Presse eine gewisse Bewegung, deren Quellen teils dicht neben Bucher, teils ein Haus weiter leicht zu erkennen waren. Das Signal gab die „Spenersche Zeitung" am 15. Juni:

„Der Geheime Legationsrat Dr. Lothar Bucher hat sich wegen eines Augenleidens von den Geschäften zurückgezogen (nicht wahr) und dürfte in diesem Sommer schwerlich nach Varzin gehen (versah bis zum 1. August seine Geschäfte in Berlin, war von Mitte September bis Mitte Dezember in Varzin). Übrigens soll er nicht geneigt sein, die Leitung des projektierten Generalsekretariats zu übernehmen, weil der ursprüngliche Plan nicht die Billigung *hervorragender Persönlichkeiten im Reichskanzler-Amte und am Hofe findet.*"

Das Thema wurde, auch in der englischen und französischen Presse, fleißig behandelt und erweitert, wobei sich eine rührende Besorgnis um die Gesundheit Bucher's offenbarte, der, beiläufig bemerkt, von seinem Eintritt in das Auswärtige Amt bis 1882, wo er von einem schweren rheumatischen Leiden befallen wurde, nie

einen Tag krankheitshalber ausgespannt hat. Es ist später bekannt geworden, daß Bismarck nicht wegen der hervorragenden Persönlichkeiten, auch nicht wegen des Hofes mit dem Generalsekretär nichts zu thun haben wollte, sondern wegen eines widersprechenden preußischen Ministers den ursprünglichen Gedanken aufgegeben hat. Später hat er bekanntlich seinen Plan in andrer Gestalt, in der Reichskanzlei, verwirklicht.

Im Jahre 1873 interessierte sich Fürst Bismarck lebhaft für eine Beseitigung der Mißstände auf dem Gebiete des Eisenbahn-Tarifwesens. In dieser Sache schrieb Bucher unterm 18. November 1873 aus Reinfeld bei Barnow an den Präsidenten des Reichs-Eisenbahn-Amts Scheele:

„Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich den Bericht vom 16. d. Mts., Tarif Erhöhungen betreffend,[1]) nebst Anlagen zurückzusenden. Seine Durchlaucht beauftragt mich, seine Randbemerkungen in Folgendem zusammenzufassen.

[1]) Dieser Bericht verbreitete sich über den von den preußischen Ressortministern ausgehenden Antrag, daß zunächst der Einpfennigtarif um 20 Proz., und vorbehaltlich weiterer Prüfung (dem Antrage der Privatbahnen entsprechend) auch die übrigen Gütertarifsätze gleichmäßig erhöht werden möchten.

Die Dringlichkeit vermöge er nicht anzuerkennen. Wenn überhaupt Erhöhungen stattfinden sollten, so müßten sie zuerst von Privatunternehmern ausgehen, dann von einzelnen Staaten. Am wenigsten erwünscht wäre ein Vorgehen Preußens mit seinen brillanten Finanzen; indessen könne er bei der Stellung, welche er zu den preußischen Geschäften eingenommen habe, daraus keine Kabinetsfrage machen. Nicht so vinkulirt würde er einem Antrage Badens gegenüber sein, sich abwehrend und Bedingungen machend verhalten. Keinenfalls würde er auf eine Erhöhung der Tarife für erste Lebensbedürfnisse — allerdings ein elastischer Begriff — eingehen. Er wolle diese Bedürfnisse vorläufig definiren als solche, welche zum täglichen Leben des gemeinen Mannes gehören. Für diese müsse das Reich den Pfennigtarif festhalten oder zu erreichen suchen. Die Erhöhung müsse anfangen mit dem Personengelde erster und zweiter Klasse und allenfalls mit dem Transport entbehrlicher Waaren. Gegen andere müsse das Reich und namentlich das Reichs-Eisenbahn-Amt sich absolut abwehrend verhalten. Als Reichskanzler verweigere er jede Mitwirkung; wie er sich als preußischer Minister verhalten werde, bleibe abzuwarten." [1])

---

[1]) Im Hinblick auf die prekäre Lage des Privateisenbahnbaues und die schwachen Betriebseinnahmen der deutschen

Am Schlusse des Jahres 1873 fanden in Berlin Konferenzen zwischen Delegierten der deutschen und österreichisch-ungarischen Regierung statt, in welchen über die Aufgaben des Staates bei Regelung der sozialen Frage verhandelt wurde. Für Preußen wurde neben dem Geh. Ober-Regierungsrat Wagener auch der Geh. Legationsrat Bucher als Kommissar bestellt, und zwar der Letztere als Vertreter des Auswärtigen Amtes. Bucher nahm aber an den Beratungen nicht teil, blieb vielmehr während derselben bei dem Chef in Varzin. Eine Veröffentlichung des Resultates der Konferenz hat nicht stattgefunden.

Inwieweit Bucher mit der Instruktion des sich im Jahre 1874 über dem Haupt des Botschafters Arnim zusammenziehenden Prozesses befaßt war, ist nicht bekannt. Von den zahlreichen Erlassen an den Exbotschafter, welche im Laufe des Prozesses verlesen wurden oder durch die Schrift „Pro nihilo" bekannt geworden sind, ist von Bucher keiner gezeichnet. Dagegen wissen wir aus dem Buche von Hansen „Les coulisses de la diplomatie" S. 256, daß derselbe schon im Jahre 1872 in die Lage kam, dem Botschafter eine wenig erfreuliche Mitteilung zu machen. Graf

Bahnen vermochte Fürst Bismarck seinen gegen die allgemeine Tariferhöhung erhobenen Einspruch auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten.

Arnim hatte Bismarck über einen Besuch Hansen's berichtet, der ihm von der Notwendigkeit einer Lösung der schleswigschen Frage sprach. Daraufhin ließ der Kanzler durch Bucher Arnim sagen, der Schritt Hansen's finde seine, Bismarck's, Mißbilligung, und der Fürst habe es überdies taktlos von Arnim gefunden, daß derselbe darüber ihm berichtet habe.

Die erstaunliche Thätigkeit, welche Fürst Bismarck auf dem Gebiete der Handelspolitik und Zolltarifreform entfaltete, datiert erst seit dem Jahre 1879. Der Umschwung in seiner persönlichen Anschauung hatte sich aber bereits vier Jahre früher vollzogen; die Sache kam nur nicht in die Öffentlichkeit, nur die Akten wußten davon zu erzählen. Mit das interessanteste Dokument ist in dieser Beziehung das nachstehende Schreiben des Geh. Legationsrats Bucher an den Staatssekretär v. Bülow d. d. Varzin, 13. Oktober 1875:

„Ew. Excellenz beehre ich mich im Auftrage des Herrn Reichskanzlers

1. ein Promemoria des Ministers Delbrück vom 12. d. Mts., welches ohne Begleitschreiben hier eingegangen ist,[1])

---

[1]) Das von dem Minister Delbrück ausgearbeitete Promemoria führte die neuesten Phasen der italienischen Handelspolitik

2. ein in Beantwortung desselben von mir aufgesetztes Promemoria vom heutigen Tage, beide auf die Zollverhältnisse zu Italien bezüglich, mit dem Anheimstellen zu übersenden, von dem Promemoria zu 2 eine Abschrift nehmen und dasselbe sodann dem Herrn Delbrück unter Couvert zugehen zu lassen.

Der Fürst bittet, daß Ew. Excellenz Sich über den Gegenstand auf kein Verhandeln einlassen, sondern nur, wenn derselbe von der anderen Seite zur Sprache gebracht werden sollte, oder sonst bei gebotener Gelegenheit, den Inhalt der beiden Promemorias, ohne Sich über unsere künftige Zollpolitik auszusprechen, als Beschwerdepunkt geltend machen wollen."

Das in vorstehendem Schreiben erwähnte Promemoria Bucher's hat folgenden Wortlaut:

— — „Seine Durchlaucht ist der Ansicht, welche er der Beurteilung der Sachverständigen überläßt, aber öffentlich zu vertreten geneigt ist, daß gegenüber den Staaten, welche ihre Tarife zum Nachteil der deutschen Ausfuhr erhöhen, nichts anderes thunlich sei, als Repressalien gegen

---

des Näheren aus und stellte fest, was Deutschland davon zu erhoffen habe.

ihre Produkte. Die von der Volkswirtschaft dagegen zu erhebenden Bedenken würden von den politischen Gründen überwogen."

Ein so kluger Mann, wie Delbrück war, wußte, was diese Kundgebung bedeutete; er bat um seinen Abschied und wurde bereits am 31. Mai 1876 in seiner Stellung als Präsident des Reichskanzler-Amts durch den Großherzoglich hessischen Ministerpräsidenten Hofmann ersetzt. Der Freihandel à outrance hatte damit den entscheidenden Schlag erhalten.

Es ist behauptet worden, Bucher sei es gewesen, der den Fürsten Bismarck von den wirtschaftlich liberalen Grundsätzen der Schule der Freihändler zum modernen Staatssozialismus bekehrt habe. Bucher selbst hat diese Annahme mir gegenüber als „ganz irrig" bezeichnet. „Ich habe" — so bemerkte er — „dazu keine Gelegenheit gehabt. Nicht Personen haben den Fürsten zum Schutzzollsystem geführt, sondern die Thatsachen, der Niedergang der Industrie und das Zurückgehen der Landwirtschaft und des allgemeinen Wohlstandes als Folgen des bis dahin großgezogenen Manchestertums."

Ebenso stand im Jahre 1864, als Bucher in das Ministerium eintrat, Bismarck's Plan, wie das Los der Arbeiter zu verbessern sei, bereits lange fest. Ich verweise in dieser Beziehung auf sein unterm

12. April 1863 an den Handelsminister Grafen Itzenplitz gerichtetes Schreiben,[1]) worin in nuce bereits das ganze Programm enthalten ist, für dessen Verwirklichung der erste Reichskanzler in den achtziger Jahren eingetreten ist. —

Am 11. Mai 1878 wurde auf den Kaiser Wilhelm während einer Spazierfahrt Unter den Linden von Hödel ein Schuß abgefeuert. Bismarck war schon damals überzeugt, daß die Regierung eine Waffe zur Bekämpfung der sozialdemokratischen Umtriebe brauche, und er legte unterm 20. Mai dem Reichstag einen bezüglichen Gesetzentwurf vor. Der Vater dieses ersten, vom Reichstag bekanntlich abgelehnten Sozialistengesetzes war Bucher.[2]) Er hatte einfach eine englische Parlamentsakte gegen die Fenier für diesen Zweck entsprechend umgestaltet und nur die auf die Presse bezüglichen Bestimmungen erheblich gemildert. Er konnte sich nicht denken, daß unser landläufiger Liberalismus geringeren Selbsterhaltungstrieb haben würde als der englische. Der Reichstag ließ es bekanntlich nach dem zweiten Nobiling'schen Attentat (2. Juni 1878) darüber zur Auflösung kommen, worauf dann der folgende die verschärfte Vorlage annahm.

---

[1]) Abgedruckt in meinem Werke „Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck." Bd. 1, S. 12.

[2]) Münchener Allg. Ztg. vom 30. Oktober 1892 Nr. 302.

Mitte Juni 1878 veröffentlichte Karl Marx, der wissenschaftliche Vertreter des Sozialismus und ehemalige Chef der „Internationale“, in der „Daily News“ nachstehendes Schreiben:

Nach einem Telegramm von Reuter's Büreau ist Herr Legationsrat Bucher designiert zum „secretaire archiviste“ des Kongresses. Sollte dieser Herr Bucher etwa der Lothar Bucher sein, der während seiner langen Verbannung in London als ein begeisterter Parteigänger des Herrn Urquardt glänzte, dessen russenfeindliche Doctrinen er Woche für Woche in seinen Korrespondenzen an die Berliner „National-Zeitung“ zum Ausdruck brachte; derselbe Lothar Bucher, der nach seiner Rückkehr nach Berlin so feurig Lassalle's Lehren befürwortete, daß der letztere ihn zu seinem Testamentsvollstrecker ernannte, ihm ein jährliches Einkommen vermachte, indem er das Herausgaberecht seiner Werke ihm hinterließ? Kurz nach Lassalle's Tode trat Lothar Bucher in das preußische Auswärtige Amt, wurde zum Legationsrat gemacht, er wurde Bismarck's Vertrauter und Adlatus. Er hatte die Naivetät, mir einen Brief zu schreiben, worin er mich einlud, natürlicherweise mit der Sanktion seines Herrn und Meisters, die Redaktion der Börsenabtheilung des

„Preußischen Staats-Anzeigers" zu übernehmen Die pekuniären Bedingungen dieser Stellung zu bestimmen, wurde mir überlassen, indem mir ausdrücklich versichert wurde, daß ich volle Freiheit genießen sollte, „die vorkommenden finanziellen Operationen und diejenigen, die sie ausführten, von meinem eigenen, „wissenschaftlichen" Standpunkt aus zu behandeln."

Nach diesem seltsamen Vorkommnis amüsierte es mich nicht wenig, als ich die Beiträge des Herrn Lothar Bucher, Mitgliedes der „Internationalen Arbeiter-Association", fortwährend in den Spalten des von Philipp Becker in Genf herausgegebenen Organs der „Internationale", betitelt „Der Vorbote", fand. Wenn hier keine Verwechslung der Person vorliegt, und wenn es wahr ist, daß die russische und die deutsche Regierung dem Kongreß gelegentlich der Attentate von Hödel und Nobiling internationale Maßregeln gegen die Ausbreitung des Sozialismus vorlegen wollen, — so ist Herr Bucher allerdings der Mann dazu, dem Kongreß mit aller Autorität zu sagen, daß die Organisation, die Thätigkeit und die Lehren der deutschen Sozialdemokratie nicht mehr mit den Attentaten zu thun haben, als mit dem Untergang des „Großen Kurfürst" oder mit dem Zusammentritt des Kongresses

in Berlin. Der Schrecken, den man durch Verhaftungen in Deutschland genährt hat, und der Staub, den man durch die Preß-Reptilien hat aufwirbeln lassen, dienen ausschließlich dem Zwecke eines Wahlrufs, durch den man einen Reichstag zusammenbringen will, der bereit ist, Deutschland mit allen finanziellen Mitteln auszustatten, während zu gleicher Zeit über das deutsche Volk von neuem jenes alte politische Regime verhängt werden soll, das in alle Winde verweht ist durch den Orkan von 1848.

Ich bin, geehrter Herr, Ihr ergebener

Karl Marx.

Der Brief von Marx[1]) erregte natürlich unter denen, die weder diesen noch Bucher kannten, großes Aufsehen; ein Blatt, von dem Bucher sagen konnte, „Gott bewahre mich vor meinen Freunden", verfiel auf die Ungeschicklichkeit, Marx der Unwahrheit zu zeihen und die Existenz des Bucher'schen Schreibens schlechtweg in Abrede zu stellen. Dies veranlaßte Bucher, selbst das Wort in der „Nordd. Allg. Ztg." zu ergreifen, indem er diesem Blatte nachstehende Mitteilung zugehen ließ:

[1]) Wieder aufgewärmt wurde der Vorgang von dem Abgeordneten Bebel in der Sitzung des Reichstags vom 16. September 1878.

Erst heute kommt mir das englische Original des Schreibens zu Händen, welches von dem Dr. Karl Marx in London an die „Daily News" gerichtet und in Übersetzung von fortschrittlichen und nationalliberalen Blättern verbreitet worden ist. Jemand, ich glaube ein Italiener, hat gesagt, man könne in drei Zeilen so viel Schiefes zusammendrängen, daß 3000 Zeilen dazu erforderlich seien, es grade zu renken. Etwas, wie solche 3000 Zeilen zu schreiben, dazu fehlt es mir einstweilen an Zeit und an einem triftigen Anlaß; aber zwei Berichtigungen und eine Ergänzung zu dem Briefe des Dr. Marx lassen sich in Kürze machen.

Herr Marx behauptet, ich hätte ihn, natürlich mit Zustimmung des damaligen Ministerpräsidenten, jetzigen Reichskanzlers, aufgefordert, die Redaktion der Börsenabtheilung des „Preußischen Staats-Anzeigers" zu übernehmen. Folgendes ist die Wahrheit. Im Jahre 1865 bat der Redakteur des „Staats-Anzeigers" mich, ihm jemanden in London nachzuweisen, der von Zeit zu Zeit eine sachverständige Besprechung der Bewegungen des dortigen Geldmarktes liefern könne. Ich erinnerte mich, daß der im vorigen Jahre verstorbene Banquier Gerstenberg in London mir u. a. erzählt hatte, Herr Marx habe für ein Wiener „Bour-

geois Blatt“ korrespondirt. Der Name des Blattes ist mir entfallen; vielleicht kennt ihn jemand in Wien. Ich fragte daher Herrn Marx, ob er die gewünschten Artikel liefern wolle, in denen es auf eine objektive Behandlung ankäme. Von des Herrn Marx „eigenem wissenschaftlichen Standpunkte“ steht nichts in meinem Briefe. Nachdem längere Zeit vergangen war, antwortete mir Herr Marx, er schreibe nicht für ein reaktionäres Blatt. Niemand, nicht einmal der Redakteur des „Staats-Anzeigers'“ hat von dieser Korrespondenz gewußt oder erfahren.

Das in Genf erscheinende Journal der Internationalen, „Der Vorbote“, habe ich mit mehreren ähnlichen jahrelang gehalten, wie ich auch ultramontane halte, und den Preis an die in dem Blatte bezeichnete Adresse eingesandt. Dies sind meine „Beiträge“, von denen Herr Marx mit einem doppelsinnigen Ausdrucke spricht.

Endlich eine Ergänzung. Herr Marx sagt, Lassalle habe mir ein jährliches Einkommen vermacht, indem er mir das Verlagsrecht seiner Werke überlassen. Es ist richtig, daß Lassalle in seinem Testament, dessen Inhalt im Jahre 1864 von vielen Zeitungen veröffentlicht wurde, mir das litterarische Eigenthum an seinen Schriften vermacht hat; aber seine freundschaftliche Absicht, mir dadurch

eine Einnahme zuzuwenden, hat sich nicht erfüllt. Noch im Laufe desselben Jahres entsagte ich, in einem an den damaligen Präsidenten des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins gerichteten Schreiben, den mir aus dem Testament zustehenden Rechten in betreff der agitatorischen Schriften Lassalle's. Seinen „Heraklit" und sein „System der erworbenen Rechte" hatte er auf eigene Kosten drucken lassen und sich von den Verlegern Rechnungslegung über den Verkauf ausbedungen. Beide Verleger, der eine ein Fortschrittsmann, der andere nationalliberal, können mir bezeugen, daß sie mir bis jetzt weder Rechnung gelegt noch etwas gezahlt haben; freilich habe ich sie nie erinnert. Wie es mit dem Verlage von Lassalle's Drama „Hutten"[1]) und seiner Gedächtnißrede auf Fichte steht, weiß ich nicht genau. Beide Schriften sind Zeugnisse seines deutschen Sinnes; beide haben keinen Absatz gefunden.

Berlin, den 20. Juni.

Bucher.

Nachstehend bringe ich auch noch den Brief zum Abdruck, den Karl Marx als Entgegnung hierauf in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichte. Derselbe lautet:

---

[1]) Bucher meint hier das Drama „Franz von Sickingen".

„In einer Erklärung vom 20. Juni erklärt Herr Lothar Bucher, 3000 Zeilen wären erforderlich um die in meinem Brief an die „Daily News“ zusammengedrängten Schiefheiten gerade zu renken. Dreißig Zeilen sind mehr als genug, um den Wahrheitswerth Bucher'scher „Berichtigungen“ und „Ergänzungen“ ein für allemal festzusetzen.

Der Brief, worin mich Herr Bucher für den „Staatsanzeiger“ zu kirren suchte, datirt vom 8. Oktober 1865. Es heißt darin u. a.: „In betreff des Inhalts versteht es sich von selbst, daß Sie nur Ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugung folgen; jedoch wird die Rücksicht auf den Leserkreis — haute finance — nicht auf die Redaktion, es rathsam machen, daß Sie den innersten Kern nur eben für den Sachverständigen durchscheinen lassen.“ Dagegen besagt die „Berichtigung“ des Herrn Bucher, daß er bei Herrn Marx anfrug, ob er die gewünschten Artikel liefern wolle, indem es auf eine objektive Behandlung ankäme. Von des Herrn Marx „eigenem wissenschaftlichen Standpunkte“ steht nichts in meinem Briefe.“

Ferner heißt es im selbigen Brief:

„Der „Staatsanzeiger“ wünscht monatlich einen Bericht über die Bewegungen des Geldmarktes (und natürlich auch des Waarenmarktes, soweit

beide nicht zu trennen). Ich wurde gefragt, ob ich nicht jemanden empfehlen könnte, und erwiderte, niemand würde das besser machen als Sie. Ich bin in Folge dessen ersucht worden, mich an Sie zu wenden."

Also eröffnete Herr Bucher, nach seinen eigenen unzweideutigen Worten, seine „Korrespondenz" mit mir auf das Gesuch von irgend jemand. Dagegen betheuert seine „Berichtigung":

„Niemand, nicht einmal der Redakteur des „Staatsanzeigers", hat von dieser Korrespondenz gewußt oder erfahren."

Soviel über Herrn Bucher's Berichtigungsmethode. Nun noch ein Muster von seiner Ergänzungsmethode!

Mein Brief an die „Daily News" spricht nur von der „naiven" Anfrage des Herrn Bucher bei mir, verliert aber kein Wort über meine Antwort an ihn. Er jedoch, im Drang dem „sonderbaren Vorfall" den Charakter der Trivialität aufzustempeln, muß mich „ergänzen" und dichtete daher, „Herr Marx habe ihm geantwortet, er schreibe nicht für ein reaktionäres Blatt."

Wie sollte ich dergleichen Gemeinplatz antworten auf einen Brief, dessen „innerster Kern"

nicht „nur eben" durchscheint, sondern augenblendend durchblitzt, in folgendem Schlußpassus:

„Der Fortschritt (er meint die liberale oder Fortschritts-Bourgeoisie) wird sich noch oft häuten, ehe er stirbt; wer also während seines Lebens noch innerhalb des Staates wirken will, der muß sich ralliiren um die Regierung[1])."

London, den 27. Juni 1878. Karl Marx.

In einem Artikel der „Nation" (7. Jahrgang 1890 Nr. 43) bin ich ersucht worden, wenn mein Werk an die Episode Marx-Bucher vorrückt, recht freigebig mit Worten zu sein. Ich will deshalb mit dem nicht zurückhalten, was mir Bucher am 13. Mai 1889 über die Sache mitgeteilt hat:

[1]) Die „Berliner Freie Presse" vom 2. Juli 1878 Nr. 151 bemerkt hierzu: „Wenn wir den von Marx zitierten Schlußpassus des Bucher'schen Schreibens recht verstehen, so wollte Herr Bucher damit sagen: „Ich bin Sozialist, da aber der Sozialismus, zu Folge des mehrfachen Häutungsprozesses, den die Liberalen noch durchzumachen haben, zur Zeit (d. i. vor etwa 15 Jahren) noch nicht genügende Aussichten auf Erfolg hat, so muß jeder Sozialist, der während seines Lebens für seine Partei innerhalb des Staates wirken will, sich an die Regierung anschließen. Herr Legationsrat Bucher ist dieser seiner Überzeugung bis auf den heutigen Tag noch nicht untreu geworden, wir haben Beweise dafür, deshalb mag Herr Bucher dementieren, wie er will, er bleibt doch der Königliche sozialdemokratische Geheime Legationsrat."

„Ich bin — bemerkte derselbe -- mit Marx nur einmal zusammen getroffen. Während ich 1862 für die „National-Zeitung“ über die Ausstellung schrieb, kam Lassalle nach London. Nach einem Besuche bei Marx sagte er, er möchte gern den Marx'schen Kindern, die nach einem zwölfjährigen Aufenthalt noch nichts von der Umgebung der Stadt gesehen hätten, das Vergnügen einer Landpartie bereiten, könne aber eine solche wegen mangelnder Orts- und Sprachkenntnis nicht selbst unternehmen und drang in mich, einen Ausflug zu planen und zu führen. Ich that ihm den Gefallen und führte die Gesellschaft nach Virginia Waters. Abgesehen von Scherzen Lassalle's über die Fortschrittspartei war von Politik keine Rede.

Im Jahre 1865 — ich war schon im Auswärtigen Amt beschäftigt, aber noch nicht angestellt — wurde ich von dem Kurator des „Staatsanzeigers“ gefragt, ob ich jemanden in London wisse, der über die Bewegung des dortigen Geldmarkts Korrespondenzen liefern könne. Die Fortschrittspartei war damals in voller Arbeit, Preußen zu einer Julimonarchie zu machen und hatte dabei natürlich die Börse zur Bundesgenossin. Nachdem der Konflikt alte Geschichte geworden ist, kann man das Ding ja beim rechten Namen nennen.

Es war mir bekannt, daß nach Octroyierung der Preßverordnung vom 1. Juni 1863 eine Beratung

darüber stattgefunden hatte, wie man die Geldmacht „dieses“ Ministeriums kirre machen könne

London war damals noch, wie Rothschild sich vor einem Ausschusse des Unterhauses ausgedrückt hatte, die Metropole der Geldwelt, der Mittelpunkt des Finanzsystems.

Es wäre also nützlich gewesen, nicht fortschrittlich, nicht Louis Philippisch gehaltene Berichte über die Londoner Fondsbörse zu haben. Marx konnte die geben; es kam auf den Versuch an. Ich schrieb an ihn, erinnerte an die Begegnung mit Lassalle und fragte, ob er periodisch objektiv gehaltene Artikel über den Londoner Geldmarkt für den „Staatsanzeiger“ liefern wolle. Er antwortete erst nach längerer Zeit, entschuldigte die Verspätung mit einer Reise und lehnte es ab „für ein reaktionäres Blatt“ zu schreiben. Von meinem Briefe habe ich keine Abschrift behalten; er scheint denselben bewahrt zu haben, that wenigstens so, als er 13 Jahre später meine an ihn gerichtete Anfrage zu einem Angriff auf mich benutzte. Er ließ jedoch nicht den Text meines Briefes drucken, was doch das Einfachste und Schlagendste gewesen wäre, sondern gab erst in der „Daily-News“, dann im „Frankfurter Journal“ und, wie es scheint, später noch in andern Blättern Bruchstücke, welche durch die Hinzufügung von Gänsefüßchen nicht echt werden; es ist

nicht wahr, daß ich ihm „die Redaktion der Börsenabteilung des Staatsanzeigers" angetragen habe, was ja auch ein handgreiflicher Unsinn gewesen wäre. Der Kurator des „Staatsanzeigers" hat erst 1878 durch die Zeitungen erfahren, welchen Versuch ich 1865 gemacht hatte.

In der „Daily News" erzählt Marx ferner, daß er „die Beiträge des Herrn Lothar Bucher, Mitgliedes der internationalen Arbeiter-Assoziation, fortwährend in den Spalten des von Philipp Becker in Genf herausgegebenen Organs der Internationale, betitelt „Der Vorbote" gefunden habe." Ich war 1860 in indirekte Beziehungen zu J. Ph. Becker geraten, indem ich ihm durch eine Mittelsperson raten ließ, das deutsche Werbebureau, welches er in Genua errichtet hatte, aufzugeben. Er that das, die Italiener entzogen ihm sein Traktament und er bat einen Deutschen in London, ihm zu Hilfe zu kommen. Ich steuerte zu der Sammlung bei. Im Jahre 1863 oder 1864 fing Becker an, mir die von ihm herausgegebene Monatsschrift (oder Wochenschrift?) „Der Vorbote" regelmäßig zuzusenden. Dieselbe war nicht Organ der Internationale aus dem einfachen Grunde, weil diese damals noch gar nicht existierte; sie ist am 28. September 1864 in London gestiftet worden. Ich sah in der Zusendung eine Erkenntlichkeit für 1860 und

konnte das umsomehr, als die Berichte über die Verhandlungen der verschiedenen Arbeitervereine in der Schweiz, welche den Hauptinhalt des Blattes bildeten, bewiesen, daß J. Ph. Becker, revolutionär wie er war, doch in dem deutschen Verein das deutsche Interesse gegenüber den Franzosen und Italienern wahrte. Nach etwa einem Jahre schickte ich ihm den Abonnementsbetrag — Postanweisungen nach der Schweiz giebt es erst seit dem 1. September 1868 — so gut derselbe sich in Einthalerscheinen ausdrücken ließ, ich weiß nicht mehr ob zwei oder drei Thaler, drückte meine Befriedigung darüber aus, daß er sich wie in Genua halte und verlangte die fernere Zusendung des Blattes, das ich denn auch noch ein- oder zweimal bezahlt habe. Plötzlich, mitten im Jahre, hörte die Zusendung auf. Den Grund ersah ich, als ich später einmal das Blatt, welches von einem Polizeibeamten gehalten wurde, in die Hand bekam: Becker war der Internationale beigetreten. Ob und in welcher Form er in dem Blatte über meine Zahlungen quittiert hatte, darum habe ich mich nicht bekümmert. Daß Marx dies alles ebenso gut wie ich gewußt, braucht nicht gesagt zu werden.

Der Versuch, mich bei der Regierung zu verdächtigen, einige Wochen später von der Gräfin Sophie

Hatzfeldt freilich nicht so plump wiederholt[1]), fand auch in Blättern nichtsozialdemokratischer Farbe eine mehr oder weniger verschämte Unterstützung." — —

Die Darstellung, welche erst kürzlich noch Ferdinand Wolff von dem Vorgange gegeben hat[2]), ist also ganz unzutreffend, und zum Beweise, daß „der diplomatische Legationsrat" sich durch den Marx'schen Angriff nicht aus seiner Ruhe bringen ließ, lasse ich hier noch ein Schreiben folgen, welches derselbe in der Sache an Elsi Sander gerichtet hat.

Berlin, 16. Juni 1878.

Euer Wohlgeboren

danke ich verbindlich für die Mittheilung über den Marx'schen Angriff[3]), auf den ich noch nicht auf-

---

[1]) Davon wird weiter unten die Rede sein.

[2]) In seinem Artikel: „Die rechte Hand Bismarck's" in der „Neuen Zeit", X. Jahrgang, I. Band, S. 472.

[3]) Auf dem sozialdemokratischen Parteitage hat „Genosse" Liebknecht u. a. in Bezug auf den Fürsten Bismarck kürzlich geäußert: „Es ist nicht gelungen, den Sozialismus vor den Wagen des militärischen Junkertums zu spannen. Bismarck hatte alles versucht, uns zu gewinnen. Marx sollte an die Spitze des „Staatsanzeigers" treten, ich an der „Norddeutschen Allgemeinen" bleiben. Ich sollte alles Mögliche schreiben, sogar für Anarchismus. Das Bürgertum sollte zwischen den Wogen des Despotismus und des Proletariats zerrieben werden. Darauf sollte das absolute Regiment erstehen." Dazu bemerkten

merksam geworden war, bitte aber, von jedem Versuche, die Verbreitung zu hindern, abstehen zu wollen. Daß Marx sich ärgert, begreife ich; ich ärgere mich über dergleichen Dinge schon seit Jahren nicht mehr.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Bucher.

Die „Waage", Wochenblatt für Politik und Litteratur, herausgegeben von Dr. Guido Weiß, brachte in Nummer 26 vom 28. Juni 1878 einen Leitartikel, überschrieben „Bucher und Urquhart", welcher vor Ärger darüber diktiert war, daß der Angriff von Karl Marx das Ziel verfehlt hatte. Nun sollte ein andrer Vorstoß folgen.

1. Wurde behauptet, Urquhart[1]) habe bereits im Frühjahr 1859 den Minister von Schleinitz um

---

die „Hamburger Nachrichten": „Die Erfindung ist von verblüffender Dreistigkeit und verdient die Heiterkeit, mit der sie überall aufgenommen worden ist. Herr Liebknecht ist Sozialdemokrat und braucht es als solcher mit dem Zeugnis nicht so genau zu nehmen; er sollte aber doch seiner Phantasie auf der Rednertribüne nicht gar zu weit die Zügel schießen lassen. Derartige persönliche Beziehungen zum Fürsten Bismarck, wie er sie fingiert, haben weder ihm noch Marx gegenüber jemals bestanden."

[1]) Über sein Verhältnis zu Bucher und sein Hauptwerk, das Portfolio, habe ich mich bereits in Bd. I. verbreitet.

Pardon für Bucher gebeten, der „angesichts von dem, was jetzt im Werke sei, alle leeren Spekulationen aufgegeben habe und verabscheue". Nun wäre dieser Schritt Urquhart's für Bucher an sich noch nicht einmal eine Schande gewesen; indessen hat Bucher von diesem Schriftenwechsel vor dem Erscheinen des Artikels in der „Waage" nie ein Wort gehört, und er hat den ganzen Vorgang für erfunden erklärt[1]), da er innerlich unglaubwürdig ist.

2. Wurde ein Urteil Urquhart's über Bucher mitgeteilt, das derselbe nur in einem Zustande geschrieben haben kann, da ihn der gesunde Menschenverstand verlassen hatte. „Bucher" — so schrieb der phantasiereiche Kelte — „in ganz Deutschland als Demokrat und Republikaner bekannt, und in Bezug auf seine Fähigkeiten ohne gleichen, habe Bismarck's Wege wundervoll geebnet, die Opposition der Liberalen nicht nur vernichteet, sondern auch diese in Anhänger verwandelt. Sie nehmen an, daß Bucher von Bismarck Bürgschaften erhalten hatte, und glaubten deshalb, daß er dem Hause Hohenzollern nicht diene, sondern es nur benutze, und daß sein eigentlicher Zweck sei, die Republik zu gründen und sich zu deren Haupt zu machen." Dieser Gedankensprung schien selbst der „Waage" zu toll, und sie bedauerte die unklare Satzbildung, die es

[1]) Vgl. Bd. II., S. 191.

zweifelhaft erscheinen lasse, ob Bucher oder Bismarck der famose Plan, das Haus Hohenzollern zu hintergehen, zugeschrieben werden sollte.

3. Erklärte Urquhart es als den Meisterstreich des ihm verhaßten Bismarck, daß der mächtige Mann, sobald er die Zügel der Regierung in der Hand hatte, ihm seine tüchtigsten Schüler und Anhänger abwendig machte, Bucher und Gneist. — Nun, wir können den schottischen Kritiker trösten. Schon in England war es dem Scharfsinn Bucher's nicht entgangen, daß Urquhart ein ebenso excentrischer als begabter Kopf war, und er dachte nicht daran, zeitlebens sein Schützling zu bleiben. Eine kurze Zeit, als Bucher noch als ganz unbekannter Flüchtling in London lebte, wußte Urquhart, der sich durch seine zahlreichen Schriften und politischen Arbeiten einen großen Namen bereitet hatte, ihm zu imponieren. Später gingen Bucher auch über diesen Freund die Augen auf. An der Abspenstigmachung von Gneist ist Bismarck wohl ebenso unschuldig[1]).

Um das Kreuzfeuer zu vervollständigen, veröffentlichte das berüchtigte sozialdemokratische Blatt „Berliner

[1]) Es setzt noch einen Seitenhieb auf Bucher's Abgeschiedenheit, die so wirkungsvoll geworden, daß dem phantasiebegabten Verfasser von Pro Nihilo daraus die düsteren Umrisse einer grauen Eminenz sich verdichteten.

Freie Presse" im Juli 1878 eine Serie von Artikeln. Schon in früheren Nummern hatte das Blatt seine giftigen Pfeile gegen Bucher unter dem Titel „Excellenz Bucher als Sozialdemokrat", „Ein internationaler Geheimrat", „Der königliche sozialdemokratische Geheime Legationsrat Bucher" versendet[1]).

In einer Serie von neun Artikeln[2]) sollte jetzt der Beweis geführt werden daß Bucher in seinem politischen Leben mit Begeisterung und hohem Eifer durchaus nur die Grundsätze der echten Demokratie, d. h. der Sozialdemokratie vertreten habe. Sehen wir uns das erdrückende Beweismaterial etwas näher an.

1. Bucher habe 1848 in der Nationalversammlung auf den Bänken der „Linken" gesessen. Richtig, aber auf denselben Bänken saßen damals auch von Unruh und Gneist.

2. Bucher habe in einer Reihe prinzipiell wichtiger Abstimmungen vom 8. Juni bis 15. November

---

[1]) Es handelte sich damals um Besprechungen des Angriffs von Marx gegen Bucher aus Anlaß der Staatsanzeiger-Angelegenheit. Am 25. Juni 1878 druckte das Blatt an auffallender Stelle den Brief ab, den Bucher am 20. April 1863 an das Zentral-Komitee zur Gründung eines deutschen Arbeitervereins gerichtet hatte (vgl. Bd. II., S. 299).

[2]) Man vergl. die Nr. 154, 155, 157, 156, 158, 160, 161, 162 und 163 vom 5., 6., 7., 9., 10., 12., 13., 14. und 16. Juli 1878.

1848 sich auf die Seite der Freidenkenden gestellt[1]). War aber etwas andres von ihm damals zu erwarten? Sollte er die prinzipielle Anerkennung der Revolution mit der Rechten verhindern, sollte er für die Todesstrafe stimmen[2]), sollte er sich der Ausarbeitung eines Gesetzes zum Schutze gegen Polizeiwillkür widersetzen[3])? Sollte er für Beibehaltung des Adels und der Orden und für den Zusatz „Von Gottesgnaden" in dem Titel des Königs stimmen[4])?

[1]) Bei Gelegenheit der Abstimmung des Antrags Berends, lautend: „Die hohe Versammlung wolle — in Anerkennung der Revolution — zu Protokoll erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. März sich wohl ums Vaterland verdient gemacht haben." Eine Woche später stimmte Bucher für den Antrag Waldeck, aus eigener Machtvollkommenheit eine Kommission mit der Ausarbeitung eines Verfassungs-Entwurfs zu betrauen.

[2]) Abstimmung vom 4. August 1848 (vgl. Bd. I. S. 32 ff.).

[3]) Abstimmung über den Antrag Rodbertus am 5. August 1848. Bei Beratung des Bürgerwehrgesetzes stimmte Bucher dafür, daß sämtliche Führer von den Wehrmännern zu wählen seien, und für die Bewaffnung derselben auf Staatskosten.

[4]) Zum Vorwurf werden Bucher noch gemacht seine Abstimmungen am 7. September für den Antrag Stein (Pflicht der Offiziere, mit Aufrichtigkeit an der Verwirklichung des durch die Revolution gewonnenen Rechtszustandes mitzuwirken); am 22. für den Antrag Waldeck (Zurückziehung des Wrangel'schen Armeebefehls) und seine Haltung nach der von Manteuffel beschlossenen Vertagung der Nationalversammlung, endlich sein Steuerverweigerungsbeschluß am 15. November 1848.

3. Bucher sei wegen seiner Abstimmungen von der Regierung in „das schwarze Buch von der aufgelösten preußischen Nationalversammlung“ (Berlin, R. Decker, 1848) aufgenommen worden[1]. Ganz richtig, aber die Proskriptionsliste umfaßte 240 Mitglieder der bekanntlich nur aus 350 Köpfen zusammengesetzten Nationalversammlung, und zwar sämtliche Abgeordnete, die nicht zu der Rechten, den ausgesprochenen Reaktionären und den ganz farblosen Opportunitätspolitikern gehörten.

4. Auch in der ersten Session der zweiten Kammer[2] habe Bucher nichts gesprochen, was nicht mit den Prinzipien der konsequenten, d. h. der sozialen Demokratie durchaus vereinbar wäre[3]. Aber seinen Anträgen, insbesondere in der Frage des Berliner Be-

---

[1] Die ihm beigegebene Charakteristik lautet: „Bucher, Assessor (Stolpe), stimmte gegen ein Gesetz zum Schutze der Abgeordneten und in allen Fragen mit der äußersten Linken. Er erklärte die Verjährung für eine willkürliche Institution und den Satz von der Heiligkeit des Eigentums für einen Anachronismus.“

[2] In der kurzen Session vom 26. Februar bis 27. April 1849 ergriff Bucher 11 Mal das Wort.

[3] Erwähnt werden Bucher's Reden über die Gerichtsorganisation (3. April), die Verwendung preußischer Landwehr im Kriege mit Dänemark (23. April) und über den Belagerungszustand in Berlin (25. und 26. April).

lagerungszustandes, wurde doch von der Mehrheit des Hauses Folge geleistet.

5. Habe Bucher noch „schlimmere Dinge“ auf dem Gewissen, den Verkehr mit manchem andern Roten und manch' krassen revolutionären Artikel in dem von Kinkel dazumal in den Rheinlanden herausgegebenen „Spartakus“. Nun, wenn Bismarck sich am Büffet des Abgeordnetenhauses mit Bucher unterhalten durfte, so durfte der letztere wohl auch gelegentlich mit Leuten wie Kinkel, Michael Bakunin und Dr. d'Esser verkehren. Eine revolutionäre Preßthätigkeit desselben ist übrigens nicht bewiesen.

6. Sei er nach seiner Flucht über den Kanal in das sogenannte „Schwarze Buch“ aufgenommen worden, d. h. in das Register aller als Sozialisten und Republikaner Verdächtigen, der Hochverräter und Attentäter[1]).

---

[1]) Der Titel des Buches lautet: Die Kommunisten-Verschwörungen des neunzehnten Jahrhunderts. Im amtlichen Auftrage zur Benutzung der Polizeibehörden in sämtlichen deutschen Bundesstaaten auf Grund der betreffenden gerichtlichen und polizeilichen Akten dargestellt von Dr. jur. Wermuth, königlich hannoverscher Polizei-Direktor und Dr. jur. Stieber, königlich preußischer Polizei-Direktor. Berlin 1853. Druck von A. W. Hayn. Der II. Teil, welcher 1854 erschien, enthält die Personalien der in den Kommunisten-Untersuchungen vorkommenden Personen.

Das ist richtig. Nach vielen Bemühungen ist mir die Einsicht in das Buch gelungen; Wermuth und Stieber haben Bucher in der That auf den Index gesetzt und zwar mit folgendem Signalement:

„Bucher, Adolph Lothar, aus Stolpe, flüchtig in London, früher Assessor an einem preußischen Oberlandesgerichte und Mitglied der äußersten Linken der preußischen Nationalversammlung, wurde im Steuerverweigerungsprozesse seines Dienstes entsetzt und zu 15 monatlicher Festungsstrafe verurteilt. Er ist der Londoner Korrespondent der „National-Zeitung“, und fortwährend in Briefwechsel mit den demokratischen Notabilitäten, namentlich geht dies aus einem Briefe an ihn vom 24. September 1851 hervor, als dessen Autor der Dr. med. Kleefeld ermittelt ist.“

Daß Bucher's Name im „Schwarzen Buche“ figurierte, war ihm nicht unbekannt, und es ist ihm die Thatsache auch einmal schlecht bekommen, wie er selbst in seiner italienischen Reisebeschreibung erzählt. Damals waren die Bourbonen in Neapel noch am Ruder und hatten gleich andern „liberalen“ Regierungen eine strenge Paßkontrolle eingeführt. „Reisende durften nicht anders landen, als in der Polizeistube, (!) die zwei Thüren, eine nach der Wasserseite und eine nach der Straße hatte.“ Als nun das Schiff, auf dem Bucher sich befand, in den Hafen von Neapel

eingelaufen war, wurden sämtlichen Reisenden die Pässe zur Prüfung abgenommen. Alle wurden eingelassen bis auf sechs, nämlich einen Amerikaner, vier Franzosen und Bucher.

„Als Grund der Weigerung gab der „Intelligente" (so bezeichnet Bucher einen der betreffenden Polizeibeamten) an: Die Pässe seien nicht von der neapolitanischen Gesandtschaft unsrer Wohnorte visiert." „Ob es denn kein Mittel gebe, die Strenge des Gesetzes zu mildern?" — „O ja; die Behörden seien so nachsichtig wie möglich; wir möchten uns an die betreffenden Konsuln und Gesandten wenden oder an einflußreiche Privatpersonen, die sich für uns verbürgen könnten." Womit er sich sehr artig, aber mit Zurücklassung eines Sbirren empfahl. Die sechs Verdammten verfaßten also sechs Episteln und schickten sie durch einen Bootsmann ab. „Nach einer Stunde kam das Boot zurück und brachte dem Amerikaner, Mr. Klacke, die Erlaubnis, zu landen. Er trennte sich ungern von mir und erbot sich, durch Torlonia jede verlangte Kaution für mich bestellen zu lassen . . . Wieder nach einer halben Stunde kam die Erlaubnis für die vier andern, die Franzosen waren. Ich ging leer aus, hatte auch von Anfang an wenig Hoffnung (!) gehabt. Denn ich hatte die Thorheit begangen, mir einen Paß mit meinem wahren Namen zu beschaffen, und ich

wußte, daß seit Rettung der Gesellschaft die hohen europäischen Regierungen Konversations-Lexika über alle Verdächtigen und Mißliebigen ausarbeiten lassen und einander „vertraulich“ mitgeteilt hatten, so schlecht sie auch übrigens zu einander stehen mochten.

Schon vor Jahren war mir die betreffende Stelle des von den vereinigten Polizei-Direktoren Germaniens verfaßten Schwarzen Buchs zugesandt worden, in dem ich unter den Kommunisten erscheine (!!) und mit der erschwerenden Bemerkung, daß ich Korrespondent für eine Zeitung sei, für die ich nie eine Zeile geschrieben, und die mir alle halbe Jahre einmal einen Knüttel an den Kopf zu werfen pflegte, weil ich kein Vertrauen zu dem herrlichen Palmerston hätte. Ähnliche wertvolle Auskunft mochte die neapolitanische Regierung von ihrer Polizei-Agentur in London erhalten haben.“

7. Sei er der Verfasser des „Parlamentarismus, wie er ist“, eines Buches, das die moderne festländische Staatsform kurzer Hand samt dem verrotteten Rechtsboden zu den Toten werfe. Nun, auf dieses Buch durfte Bucher mit Stolz blicken. Als die erste Auflage im Jahre 1855 erschien, war dasselbe ein litterarisches Ereignis. Bucher zeigte damit, daß er durch seinen Aufenthalt in London nicht die Augenschärfe des Fremden eingebüßt hatte, der zwar bei seinem Eintritte in ein fremdes Land viel deutlicher

sieht als der an den alten Schleppgang gewohnte Eingeborene, aber endlich in der Umgebung die Sinnesschärfe verliert, gleich dem Manne des Urwaldes durch seinen Übergang zum Kulturmenschen. Bucher nannte sein Werk selbst ein Pamphlet — ich möchte es ein politisches A B C- und Lesebuch nennen, das noch heute allen, welche lernen wollen, angelegentlich zur Lektüre empfohlen werden darf [1]).

8. Habe er intimen Umgang mit Ferdinand Lassalle gepflogen. Mit diesem letzteren zu verkehren, schätzten sich aber auch zur Freude und zum Genusse Männer wie Böckh, Humboldt, Hans von Bülow und Professor Frerichs!

9. Habe Bucher in dem Band II., S. 299 abgedruckten Briefe an das Leipziger Centralkomitee sich mit demokratischem Gruße für den Sozialismus entschieden und sich bereit erklärt, über die Manchesterpartei und ihre Stellung zu den gegenwärtigen Staatsaufgaben einen Vortrag zu halten.

Wieder richtig. Zu dem Vortrag ist es aber nicht gekommen. Vielmehr waren mit dem kurz darauf erfolgten formellen Rücktritt Bucher's vom „Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Verein“ dessen Beziehungen zu der Sozialdemokratie auf immer abgebrochen. Und

[1]) Zu vergleichen die günstigen Rezensionen des Buches in dem „Wanderer“ und in der „Ostdeutschen Post“.

wenn der Vereins-Sekretär am 13. August 1863 über Bucher klagte, daß er keine Antwort gebe, so hat Bernhard Becker ganz mit Recht hieraus geschlossen, daß „Bucher sich still zurückgezogen“.

10. Der Schlußartikel setzt dem ganzen Unsinn die Krone auf, indem behauptet wird, Bucher sei vom Reichskanzler dadurch gewonnen worden, daß dieser ihm die Möglichkeit gewährte, von einer aller Kontrolle durch Parlament und Presse völlig unnahbaren Vertrauensstellung aus gegen die ihm tödlich verhaßte Bourgeoisie und für den Staatssozialismus zu werben[1]).

---

[1]) Bucher wird hinter jeder arbeiterfreundlichen Kundgebung Bismarck's vermutet: hinter der Erklärung des Staatsministeriums vom Februar 1865, es sei angemessen zu erwägen, in wie weit durch positive Mittel, insbesondere durch Förderung von Produktiv-Gesellschaften die Lage der Arbeiter zu fördern sei, hinter der Rede Bismarck's über die schlesische Weber-Deputation vom 15. Februar 1865, hinter der Anlegung des Dr. Dühring durch den Geh. Rat Hermann Wagener, der Vorliebe Bismarck's für Reichseisenbahnen und Staatsmonopole, der Entsendung der Staatssozialisten Rudolph Meyer und Hermann Wagener zum Katheder-Sozialisten-Kongreß in Weimar als Delegierte unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Intentionen des Reichskanzlers, hinter der Berufung des sozialistisch angehauchten Professors Heinrich von Scheel, eines Gesinnungsgenossen von Schäffle und Ad. Wagener, als Regierungsrat in das Statistische Amt. Und diese Thatsachen, an denen Bucher sicher ganz unschuldig war, sollen beweisen, daß der Umsturz

Es waren kaum einige dieser Artikel erschienen, als — nach einer Mitteilung der „Süddeutschen Post" vom 29. Oktober 1882 — gegen Ende der ersten, bezw. Anfang der zweiten Juliwoche auf dem Redaktionsbüreau der „Berliner Freie Presse" ein sehr fein equipierter Diener erschien und ein von der Gräfin . . . unterzeichnetes Billet an die Redaktion überbrachte, welches die Aufforderung enthielt, zu einer bestimmten Stunde eine Vertrauensperson in das „Hotel de Magdebourg" zu entsenden. Dieser Einladung Folge leistend, begab sich der damalige Redakteur, Herr Leopold Schapira, in das Hotel. Die Frau Gräfin hatte nun mit Herrn Schapira eine längere Konversation. Der Inhalt dieses Gesprächs bezog sich der Schapiraschen Aussage zufolge auf folgende Punkte:

1. Sollte dem Geheimrat Bucher dadurch, daß man ihn durch Veröffentlichung seiner Korrespondenz mit Lassalle, welche die Frau Gräfin in Händen hatte, kompromittierte, ein, wie letztere meinte, vernichtender Schlag beigebracht werden. Der Sturz Bucher's, welchen die Frau Gräfin wegen der bekannten Vorgänge nach dem Tode Lassalle's unversöhnlich haßte, sollte aber gleichzeitig

---

der bestehenden Gesellschaftsordnung in Wirklichkeit von Bucher besorgt werde, dem der Sozialismus mit Hamlet zurufen könne: „Brav, alter Maulwurf! Wühlst so hurtig fort? O trefflicher Minierer."

2. dem Fürsten Bismarck verhängnisvoll werden, welcher damals, wie man sich erinnert, mit den „Unterröcken“ in einer nichts weniger als harmlosen Fehde sich befand. Erwähnt wurde hierbei ausdrücklich eine sehr hochstehende Dame, von welcher die Frau Gräfin anführte, daß sie die schleunigste Entfernung des Reichskanzlers von seiner allmächtigen Stellung für ein vitales Interesse Deutschlands resp. Preußens erachte,

3. Endlich war von den Bedingungen die Rede, unter welchen die Sozialdemokratie ihre oppositionelle Haltung verändern und unter der Ägide des „Staatssozialismus“ zunächst wenigstens in eine neutrale Position zur Regierung treten könne. Die Frau Gräfin bemerkte, daß, da der Reichskanzler in 16 Jahren noch keine Zeit gefunden, für die Arbeiter etwas zu thun, auch in der Folge von ihm nichts zu erwarten sei. Bucher habe sich auch in dieser Hinsicht nicht bewährt. Es fehle indessen keineswegs an hochgestellten und einflußreichen Personen, welche von der Dringlichkeit und Notwendigkeit der eingreifendsten sozialen Reformen völlig durchdrungen wären.

Herr Schapira hatte nach dieser ersten noch mehrere weitere Unterredungen mit der Frau Gräfin. Jedenfalls bekam er damals auch die Originale der Bucherschen Briefe zur Kopierung und weiteren Verwendung ausgehändigt.

Soweit der Berliner Korrespondent der „Süddeutschen Post". Was an seiner Erzählung Wahres und was Dichtung ist, bleibe dahingestellt. Thatsache aber ist, daß kurze Zeit darauf:

1. die „Berliner Freie Presse" in einer Artikelreihe sieben Briefe Bucher's an Lassalle veröffentlichte, welche über das Verhältnis der beiden Männer neues Licht verbreiteten, und daß

2. der Reichstagsabgeordnete Bebel in der Sitzung des Reichstags vom 16. September 1878 Bismarck wegen seines Verkehrs mit Lassalle zu kompromittieren suchte. Die Antwort darauf ist ihm der Reichskanzler nicht schuldig geblieben (Stenogr. Bericht über die Sitzung vom 17. Sept. 1878, S. 66 ff.). —

Im Jahre 1878, als die große Preßhetze gegen Bucher insceniert wurde, wurde ihm auch vorgeworfen, daß er Lassalle's litterarischen Nachlaß nicht mehr verwertet habe. „Bucher hätte" — so wurde ihm vorgeworfen — „am Schluß (seit seiner Erklärung vom 20. Juni 1878) die verbrauchte Fabel vom Germanentum Lassalle's nicht auf ein Drama[1]) stützen sollen, das ihm selbst dem Titel nach nicht mehr bekannt war: damit konnte er wahrlich nicht die aus

[1]) Bucher sprach in der Hitze des Gefechts von dem Drama „Hutten", während es „Franz von Sickingen" benannt war.

seinen eigenen Angaben so schreiend hervortretende Erkenntnis verdecken, daß selten das Vertrauen eines Mannes, der dem Freunde mit dem litterarischen Eigentumsrechte natürlich auch die Pflicht der Sorge für sein litterarisches Andenken hinterläßt, sich so grob getäuscht hat, als hier geschehen ist."

Hierauf ist zu bemerken: ultra posse nemo tenetur. So lange Bucher noch im Amte war, konnte man von ihm, der außer den Mahlzeiten keine freie Stunde hatte, nicht erwarten, daß er sich an eine Herausgabe der Gesamtwerke Lassalle's mache. Also Impietät ist es sicher nicht gewesen. Bucher spricht sich hierüber des Näheren in der Vorrede zur zweiten Auflage von Lassalle's „System der erworbenen Rechte" aus, die hier, auch aus andern Gründen, wörtlich mitgeteilt zu werden verdient.

„Obwohl bei seinem Erscheinen von der Tagespresse spröde aufgenommen, ist „Das System der erworbenen Rechte" allmählich in so viele Hände gelangt, daß eine neue Auflage erforderlich geworden ist. Daß das Werk sich den Eingang in die Bibliothek des Gelehrten, des Rechtslehrers wie des Altertumsforschers, erzwingen würde, war mit Gewißheit vorauszusehen; aber auch keinem Praktiker mit wissenschaftlichem Sinne wird „die Kollision der Gesetze" mehr fremd und entbehrlich sein. Beläge davon beizubringen, wie das

Werk in der Rechtsprechung und in der Litteratur gewirkt haben mag, nachzuweisen, wie es in der Gesetzberatung der verflossenen dreizehn Jahre hätte benutzt oder erprobt werden können, das wäre der geeignetste Dank für die freundschaftliche Gesinnung gewesen, in welcher der Verfasser mir das litterarische Eigentum seiner Schriften vermacht hat; und in diesem bescheidenen Maße seine große Arbeit zu ergänzen und ihren Inhalt den nur mit den Tagesereignissen beschäftigten Lesern näher zu bringen, habe ich beabsichtigt und begonnen, jedoch neben meiner, nur selten dieses Gebiet streifenden Berufsthätigkeit nicht durchführen können.

Andre Erwartungen Lassalle's freilich, wissenschaftliche und politische, die einen in der Vorrede ausgesprochen, die andern an vielen Stellen, namentlich im ersten Bande durchleuchtend, haben sich nicht erfüllt. Es giebt und gab wohl schon, als er schrieb, keine Hegelianer mehr, welche nun die andern Rechtsgebiete so, wie er das römische Erbrecht, hätten bearbeiten können. Und so richtig auch seine Ahnung war, an der Schwelle einer neuen Zeit zu stehen, so hat doch die Geschichte Deutschlands nicht die Entwickelung genommen, welche er bei der Abfassung dieses Werkes vorherzusehen und vielleicht durch dasselbe zu fördern glaubte. Ein ohne mein Zuthun veröffent-

lichter Brief, den ich, damals Privatmann, ihm am 22. Januar 1862 geschrieben habe[1]), läßt erkennen, welches Ziel er damals im Auge hatte, und enthält die Gründe, aus denen ich von der Verfolgung desselben abriet.

Hätte er die neue Zeit, hätte er das Plebiscit vom 8. Mai 1870 und den April des folgenden Jahres erlebt, so würde er jetzt wohl seine Behandlung der französischen Revolution durch eine Betrachtung darüber bereichern, daß es einem Volke nicht leicht wird, seinen eigenen Willen zu erkennen, daß sich mit Sicherheit nur aus einem weiten Abstande das Geschehene unter die historischen Geistesbegriffe einordnen und sagen läßt, ob einem Volke in einer bestimmten Phase „das Richtige zum Bewußtsein gekommen ist“, und daß nicht jede Zerstörung eines symbolischen Gebäudes einen Bastillesturm bedeutet und einen 4. August im Gefolge hat. Sicherlich würde er nicht die Feder gegen das deutsche Schwert geführt und nicht die Pariser Kommune für „die endlich entdeckte Form, kraft deren man zur Emanzipation der Arbeit gelangen wird“ [2]), erklärt haben.

---

[1]) Vgl. Bd. II. S. 259.

[2]) Karl Marx in „La guerre civile en France“. Brüssel 1871 bei Truyts. S. 25. Vgl. Bernhard Becker, Geschichte und Theorie der revolutionären Kommune. Berlin 1879. S. 350 ff.

An einem seiner Gesellschaftsabende, gern besucht von Männern wie Böckh, Pfuel und Friedrich Förster, hielt ich ihm aus dem Kopfe einen Satz Lessing's entgegen. Ich habe mich erst jetzt überzeugt, daß mein Citat nicht ganz wörtlich war; aber so, wie ich es gab. schickt es sich wohl zum Abschluß dieser Erinnerung an Lassalle:

„Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, welche richtige Blicke in die Zukunft thaten und nur diese Zukunft nicht erwarten konnten. Wozu die Geschichte sich Jahrhunderte Zeit nimmt, das soll in dem Augenblicke ihres Daseins reifen.“

Berlin, im Juli 1880.

L. Bucher.“

Auf die Frage, warum Bucher nicht später, ich meine nachdem er aus dem Dienste geschieden war, sich an eine Bearbeitung des gesamten litterarischen Nachlasses von Lassalle machte, komme ich später zurück. — —

Daß Bucher in dem sogenannten Kulturkampfe, soweit die Depeschen im Auswärtigen Amte das Licht erblickten[1]), die Feder führte, habe ich bereits ange-

[1]) Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß bei manchen kirchenpolitischen Depeschen sich die Thätigkeit des Aus-

deutet. Ein Teil dieser Korrespondenz ging mit der Unterschrift Bucher's hinaus, so ein Erlaß an den Botschafter Prinzen Reuß wegen der Mitteilung eines päpstlichen Schreibens an den früheren Erzbischof Melchers, welche hier abgedruckt werden mag.

Berlin, den 4. März 1880.

Auszug.

Eurer Durchlaucht gefälliger Bericht vom 1. d. Mts. — Nr. 109 — hat dem Herrn Reichskanzler vorgelegen, der mit der Art und Weise, wie Sie die Mittheilung des päpstlichen Schreibens an den früheren Erzbischof Melchers entgegen genommen haben, ganz einverstanden ist. Ein bestimmtes Urtheil muß er sich vorbehalten, bis sich der Umfang des angekündigten Nachgebens übersehen, namentlich erkennen läßt, ob unter den sacerdotes, welche die Ordinarii Dioecesium berufen, auch die Succursalpriester und die Kapläne verstanden sind, und von welchen Gegenleistungen des Staates das Zugeständniß abhängig gemacht wird. Ohne der im Gange befindlichen Berathung mit den preußi-

wärtigen Amtes darauf erstreckte, die vom Ressortminister, also im Kultus-Ministerium ausgearbeiteten Elaborate zu übernehmen, um sie dann, mit den nötigen Kurialien versehen, an den Bestimmungsort gehen zu lassen.

schen Herren Ministern vorgreifen zu wollen, würde Fürst Bismarck über die Wahl der Adresse, an welche der Papst diese Kundgebung gerichtet hat, hinwegsehen.

J. A.:
gez. Bucher.

Seiner Durchlaucht dem Kaiserlichen Botschafter
Prinzen Heinrich VII. Reuß
Wien.

Meine persönliche Bekanntschaft mit Bucher datiert aus dem Jahre 1880. Aus dieser Zeit bewahre ich noch folgende Zuschrift auf:

Wilhelmstraße 76, 11. November 1880.

Euer Hochwohlgeboren
habe ich im Auftrage des Herrn Reichskanzlers etwas einzuhändigen und bitte ergebenst morgen Vormittag auf dem Amte vorsprechen zu wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Bucher.

Tags darauf sprach ich vor und erhielt von Bucher Weisungen, welche sich auf die Herausgabe meiner später unter dem Titel „Preußen im Bundestag" erschienenen Frankfurter Berichte des Fürsten Bismarck bezogen. — —

Am Vorabend des Jahres 1881 schrieb Bucher die Vorrede zur zweiten Auflage seiner Schrift: „Der Parlamentarismus wie er ist.“

„Da der Verleger“ — heißt es daselbst — „in dessen Eigenthum meine Schrift über den Parlamentarismus neuerdings übergegangen ist, dieselbe wieder aufzulegen sich entschlossen hat, so kann ich nicht umhin, an die Umstände zu erinnern, unter denen das Buch geschrieben ist. Schon der heute sonderbar aussehende Titel, den ich 1854 gewählt habe, läßt erkennen, daß dasselbe polemischer Natur ist. Es richtet sich gegen die, wie ich sie genannt habe, mythologischen Vorstellungen von dem englischen Staatswesen, die von je bei den Altliberalen bestanden und seit 1850 auch auf die Demokraten übergingen, die 1848 von französischen Vorbildern erfüllt waren. Bei ihnen verquickten sich diese Vorstellungen mit einer wirthschaftlichen Theorie, die wenige Jahre zuvor bei den englischen Liberalen herrschend geworden war, die aber so „frei“ ist, sich mit jedem politischen System, heiße es Bonapartismus oder Kreuzzeitung, vortrefflich einzurichten. In die beginnende Umwandlung der demokratischen Partei, der ich 1848 angehört hatte, fällt die Entstehung des Buches; dasselbe bezeugt zugleich die Umwandlung, die mit mir selbst vorging und vorgehen mußte, weil ich reiche Gelegenheit zum Lernen

fand und benutzte. Ungeduldig darüber, daß ich, der ich die englischen Dinge sah, mich fortwährend von denen sollte berichtigen lassen, die nur über England gelesen hatten, und als Entgegnung auf die eintönige Forderung von „Parlamentarismus auf allen Gebieten" schrieb ich das Buch; aus dem Stoff zu Artikeln, die ich in der Tagespresse nicht hätte unterbringen können, erwuchs eine etwas dick gerathene Controversschrift wider die Verehrer des englischen Regierungssystems, aber auch wider gewisse Gegner desselben; denn es war die Zeit, von der Gerlach rühmte, daß die Sonne der Reaktion hoch am Himmel stehe.

Das Publikum, an das ich mich wandte, die Forderung, um die es sich handelte, existiren heute nicht mehr. Wir haben Parlamentarismus auf allen Gebieten — manche Leute meinen, zu viel davon; in jedem Sommer haben wir Berichte über Tagfahrten zu lesen, zu denen die entsprechenden Berufsgenossen in England es noch nicht gebracht haben. Aus der Demokratie wurde 1862 unter einer aus den spanischen Parteikämpfen — absit omen — entlehnten, dort ziemlich aufgebrauchten Bezeichnung und mit Abwendung von dem allgemeinen direkten Stimmrecht die Fortschrittspartei, welche sich neuerdings, die Staatsidee aufgebend, weiter so entwickelt hat, daß die Einen Partikularisten, Verfechter von Reservatrechten, die

Anderen Nichts-als-Freihändler geworden sind. Die altliberale Doktrin hat mancherlei zu lernen gehabt, z. B. daß der Norddeutsche Bund, von dem 1867 gründlichst bewiesen wurde, daß er weder ein Bundesstaat noch ein Staatenbund sei, also eine wissenschaftliche Existenz nicht habe, faktisch weiter existirt und sich zu dem Deutschen Reiche entwickelt hat. Staatsrechtslehrer, denen nicht ein Parteiprogramm über die Wahrheit geht, haben es machen müssen wie der Naturforscher, der ein neues Thier entdeckt, welches in die Klassifikation nicht paßt, und die Wissenschaft hat auf anderen Gebieten als dem Staatsrecht nie einen Zweifel darüber gehabt, daß man einem eigenartigen Geschöpf nicht die Natur eines anderen einimpfen kann. Gleichwohl ist die Neigung nicht ausgestorben, ins Gelag hinein die englische Gesetzgebung und Verwaltung zu preisen im Vertrauen auf die Unbekanntschaft des großen Publikums mit den Einzelnheiten derselben — eine Unbekanntschaft, welche die Preisenden nicht selten theilen; und seit der Ernst der Jahre 1866 und 1870 verflogen ist, läßt sich auch wieder das Streben wahrnehmen, wie in England aus sachlichen Erörterungen persönliche Kämpfe und Siege zu machen. Indessen möchte ich die Möglichkeit, daß das Buch in allen seinen Theilen einmal wieder so zeitgemäß werden könnte wie 1854, nicht gern zugeben.

Die 25 Jahre, welche seit dem Erscheinen desselben verflossen, haben auch Gelegenheit gebracht zu lernen und Manches von der anderen Seite zu sehen; den Vorwurf mangelnder Charakterfestigkeit, weil man bei dem Maße von Kenntnissen, welches man sich bis zu einem bestimmten Kalendertage erworben hat und bei den darauf beruhenden Urtheilen nicht fest verbleiben wolle, kann man schon hinnehmen. Eine Umarbeitung würde daher eine Zeit in Anspruch nehmen, die ich nicht aufzuwenden habe. Wenn nun die Schrift, an der ich ein pekuniäres Interesse nicht gehabt habe und deren vergilbte Blätter mich heute wie ein Stück Memoiren oder Selbstbiographie ansehen, wieder aufgelegt werden sollte, so konnte ich das nicht ändern, aber auch meinerseits nichts dazu thun, als mein Handexemplar zur Verfügung zu stellen mit den Notaten, Korrekturen und Einschaltungen, welche ich, wie das die Gewohnheit des Journalisten ist, während meines Aufenthalts in England und Frankreich bis zum Jahre 1863 gemacht habe.

In England hat sich bis heute weniger geändert als in Deutschland. Aberdeen und Palmerston, mit denen diese Blätter sich viel beschäftigen, waren weder Whig nach Tory; auch Mr. Gladstone, das Haupt der gegenwärtig regierenden Koalition, ist weder das

eine noch das andere; aber von 14 Mitgliedern seines Kabinets gehören 12 zu dem Kobdenklub. (Times vom 12. Juli 1881)."

Das Erscheinen der zweiten Auflage des verschollenen Buches brachte dasselbe und ihren Verfasser mit einemmale wieder zur öffentlichen Diskussion. Die Meinung der Presse war geteilt [1]).

Das „Berliner Tageblatt" (Nr. 23 vom 15. Jan. 1881) fand das Buch lesenswert und lehrreich [2]), tadelte aber den Versuch, die Fortschrittspartei

[1]) Es liegen mir eingehendere Besprechungen vor von dem „Fränkischen Kurier", Nr. 59 vom 2. Februar 1881, der „Vossischen Ztg." vom 18. Januar 1881, Nr. 27, dem „Schwäbischen Merkur" vom 14. Januar 1881, Nr. 11 den „Baseler Nachrichten" Nr. 13 vom 16. Januar 1881.

[2]) Günstiger ist noch das Urteil des „Berl. Tageblatts" im Nekrolog Bucher's (13. Okt. 1892) „Das Buch ist vielfach einseitig, unvollständig, so wie es ein Journalist schreiben konnte, der mit der Feder in der Hand unablässig um das tägliche Brot kämpfen mußte. Nichtsdestoweniger ist es ein grundlegendes Werk geblieben. So verschieden geartete Geister wie Fürst Bismarck, Lassalle, Gneist, haben daran gesogen und sind in manchen Beziehungen Schüler desselben geworden. Mit dem Rüstzeug deutscher, philosophischer und historischer Kritik ausgestattet, untersuchte Bucher das englische Staatswesen in seinem geschichtlichen Werden und seinem jetzigen Bestand. Mit erbarmungsloser Hand zerriß er die Mythen, die sich darum gebildet hatten, und zeigte, was wirklich da war, vor, so wie der Anatom das Messer in der Hand die Muskeln und Sehnen des Körpers aufweist. Bei der kräftigen, manchmal brutalen

durch die Andeutung zu diskreditieren, daß sie ihren Namen von den spanischen Progressisten genommen, und ebenso die Art und Weise, in welcher jede Prinzipientreue lächerlich gemacht wird — „obwohl Bucher da nur Heine'sche Gedanken ausspinnt."

Die „National-Zeitung" (Nr. 41 vom 26. Jan. 1881) hatte auch jetzt keine Freude an dem Buche ihres ehemaligen Korrespondenten. In ihren Augen war Bucher „unvergleichlich doktrinärer" als der Professor Gneist. Sein positiver Vorschlag zur Beseitigung der englischen Cliquen-Herrschaft wurde ironisch belächelt und das System des Wechsels der Parteien in der Regierung in Schutz genommen. Die Zustände in England ständen gut und hätten sich bewährt.

Die „politischen Fragmente" (IV. Jahrg., Wien, 16. Mai 1881, Nr. 20) konstatierten die offenbare Mißgunst, mit der der Verfasser kirchliche Fragen bespricht [1]).

Natur seines Geistes hat er dabei vielleicht das unterschätzt, was Fürst Bismarck mit einem glücklichen Schlagwort die Imponderabilien der Politik genannt hatte. Aber der Ruhm ist ihm nicht streitig zu machen, daß Bucher der erste Realpolitiker Deutschlands war. Er hat die wissenschaftliche Arbeit gethan, auf der Fürst Bismarck praktisch weiterbaute."

[1]) Bucher bemerkt u a.: Unduldsamkeit ist das Erbteil der abstrakten Denkweise der Theologie, „die Thätigkeit Sr. infernalischen Majestät"; bei der Mythe „geht die Sache doch ohne donnernde Wolken und brennende Büsche ab". „Aus dem

Die Wiener „Neue Freie Presse“ meinte, die geschichtliche Entwickelung seit 1859 gebe eher dem britischen Parlamente recht als seinem Kritiker. „Besäßen Deutschland und Österreich-Ungarn den „Parlamentarismus wie er ist“, nämlich wie er in England ist, sie könnten reichlich froh und zufrieden sein. Aber sie besitzen immer nur einen Parlamentarismus, der „nicht ist,“ einen Parlamentarismus, dem Fürst Bismarck und Graf Taaffe die Wege vorzeichnen, und sie sind dabei nichts weniger als zufrieden. Diese Art von Parlamentarismus ist freilich „ein neues Tier, das in keine Klassifikation paßt“.“

Das für den ihm befreundeten Schriftsteller C. Oldenberg in Berlin bestimmte Exemplar seines Buches: „Der Parlamentarismus wie er ist“, 2. Auflage, schickte Bucher diesem mit der Widmung: „Herrn C. Oldenberg mit der Bitte, nicht darüber zu sprechen mit dem Verfasser“.

Der Cobden-Klub[1]).

Bemüht, sich von dem innern Leben des Cobden-Klubs Kenntnis zu verschaffen, gelangte L. Bucher durch

---

Vertrauen des Gefühls haben die Theologen ihren Begriff vom Vertrauen, ein Vertrauen ohne Gründe abdestilliert.“

[1]) Berlin 1881, Verlag von Hermann Bahr. 48 Seiten. (Jetzt Verlag von C. Krabbe in Stuttgart, auch abgedruckt in „Kleine Schriften von L. Bucher“.)

einen englischen Buchhändler in den Besitz eines Exemplars der für die Mitglieder gedruckten Auszüge aus den Jahresberichten, die zu der oben erwähnten Broschüre Anlaß gegeben haben. Sie wirkte im Freihandelslager wie die Enthüllung eines sorgsam gepflegten Geheimnisses und rief in Hildebrand's Jahrbüchern eine Erwiderung des Professors Erwin Nasse in Bonn hervor[1]), die von der Voraussetzung ausging, der Verfasser des „Cobden-Klub" wünsche, daß England eine Schutzzollpolitik annehme, und die Nachteile auseinandersetzte, die das für Deutschland haben würde. Diese Voraussetzung war eine ganz willkürliche; ein Wunsch der Art kommt in der Schrift nirgends zum Vorschein, wohl aber die Ansicht, daß die Engländer anfingen, sich bei der Cobden'schen Zollpolitik unbehaglich zu fühlen, eine Ansicht, welche in dem chicanösen englischen Markenschutzgesetz und inzwischen in manchen andern Symptomen ihre Bestätigung gefunden hat.

Eine fachmännische Erwiderung blieb nicht aus. In dem Schmoller'schen Jahrbuch widerlegte Gustav Tuch die von Nasse aufgestellte Rechnung, wonach wir England zu besonderer Dankbarkeit für die Aufnahme eines überwiegenden Teils unserer Ausfuhr verpflichtet wären, Posten für Posten, indem er nachwies, daß

[1]) Vergl. das 5. Heft der „Jahrbücher". Nasse war Ehrenmitglied des Klubs.

der weitaus größte Teil der nach England versandten Waren dorthin nur in der Durchfuhr nach überseeischen Plätzen gelangt, daß wir also auf eine stärkere Entwickelung des deutschen Eigenhandels nach den andern Weltteilen hingewiesen sind.

Diese Nutzanwendung, für deren Ausführung seitdem einiges durch Errichtung überseeischer Banken geschehen ist, paßt freilich sehr schlecht in das System Cobden's, der am 26. Juni 1861 in Rochdale lehrte:

„Die Regierung hat den letzten Rest von Schutzzöllen in unserm Tarif beseitigt. Nun beachtet wohl, welchen Vorteil das für uns als ein Handelsvolk haben wird, einen Vorteil, der, wie ich zu behaupten wage, bisher nicht gehörig gewürdigt ist. Wir haben England jetzt zu einem Freihafen für Fabrikate gemacht, nachdem wir es schon zu einem Freihafen für Korn und Rohstoffe gemacht hatten. Die Folge ist, daß alle fremden Fabrikate frei eingehen. Viele verbrauchen wir selbst; Ausländer und Kolonisten von Australien, Kanada, Amerika finden in unsern Lagern nicht nur alle unsre Erzeugnisse, deren sie bedürfen, sondern auch schweizerische, deutsche und französische und können sie hier kaufen, ohne zum Zweck des Einkaufs nach dem Festlande zu gehen."

Die „Vossische Zeitung" brachte, wenn ich nicht irre, im August 1881 aus Anlaß der Bucher'schen

Broschüre einen Artikel, der, ohne auf das Sachliche einzugehen, sich darüber entrüstete, daß ein solcher Biedermann wie Cobden schlecht behandelt werde, auf seine Lebensbeschreibung von Frau Salis Schwabe[1]) verwies und mit dem Seufzer schloß: „Ach, hätten wir nur einen Minister wie Gladstone!“ Weder Rasse noch die „Vossische Zeitung“ berührten aber die Stelle, in welcher Cobden überführt wurde, wider besseres Wissen den Arbeitern gesagt zu haben, daß der Lohnsatz nicht mehr Zusammenhang mit dem Preise der Lebensmittel habe als mit den Mondwechseln. Die übrigen freihändlerischen Zeitungen wußten, weshalb sie die Schrift beschwiegen haben.

L. Bucher gelangte auf Grund der von ihm beigebrachten Quellen zu dem Schlusse, daß die von Cobden resp. von Manchester aus in andern Ländern betriebene Freihandels-Agitation die großartigste und verwegenste Täuschung war, welche die Welt je auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete erlebt hatte.

Besonderes Interesse beansprucht jener Teil der Schrift, welcher untersucht, welche Gründe wohl die

[1]) Wer sich über Cobden gründlich unterrichten will, thut besser, zu John Morley, The Life of Richard Cobden, 2 vols, London 1881, zu greifen. Während der Verfasser viel Gutes von Cobden zu sagen hat, was wir nicht bestreiten wollen, bezeichnet er dessen Weisheit als the verbal jingle of an abstract dogma, das Wortgeklingel eines abstrakten Dogmas.

ausländischen Mitglieder des Cobden-Klubs bestimmt haben mögen, sich durch ihre Dienste in Beförderung der Zwecke desselben auszuzeichnen.

Der Erfolg der manchesterlichen Agitation war in Norddeutschland und seit dem Jahre 1871 im Deutschen Reiche, wie wir gesagt haben, beispiellos, und es erschien Bucher als eine Undankbarkeit des Cobden-Klubs, daß er bei der Erteilung von Ehrendiplomen Deutschland weniger reichlich bedacht hatte als Frankreich. Die deutschen Mitglieder des Klubs waren beim Erscheinen der Schrift vollständig: Schulze-Delitzsch (1869, die Zahlen hinter den Namen bedeuten das Jahr der Aufnahme), Georg von Bunsen, Hermann Wilke (beide 1870), von Behr, Karl Braun, Otto Michaelis, Erwin Nasse in Bonn, Freiherr von Stauffenberg (alle 1871), Delbrück (1872), Rickert (1874), von Keudell in Rom, Albert Gröning in Bremen (beide 1875), Karl Blind in London (1876), Leo von Romberg (1877). Ein Diplomat hat beim Anblick dieser Liste gesagt: Mais, c'est un ministère Gladstone tout prêt!

Erwähnen wir schließlich noch die in der „Times" vom 8. Oktober 1881 mitgeteilte Thatsache, daß Th. B. Potter, der Sekretär des Cobden-Klubs, damals einen besonderen Fonds von 2000 Pfd. Sterl. sammelte, um in der Presse die Grundsätze des Freihandels zu vertreten und die „Irrtümer" der reaktionären Be-

wegung darzulegen. Da in England damals nichts vorging, was die Freihändler beunruhigen konnte, so kann man fragen, ob das Geld etwa für das Ausland bestimmt war, vielleicht für die damals bevorstehenden Reichstagswahlen in Deutschland [1]).

Bei dem Satze Cobden's: „kein Land kann große finanzielle Geschäfte anders betreiben als durch die Vermittelung von England," werden die Leser sich des Staunens und der Entrüstung erinnern, welche sich 1886 in der englischen Presse darüber kundgaben, daß Rußland und Schweden anfingen, ihre Anlehen in Berlin zu machen.

Eine Wirkung der Bucher'schen Schrift war es, daß laut einer Notiz der „Morning Post" der deutsche Botschafter in Rom, Herr von Keudell, und laut dem Nekrolog in der „Times" vom 26. Oktober 1884 Lord Ampthill, der englische Botschafter in Berlin, ihren Austritt aus dem Cobden-Klub erklärten [2]).

---

[1]) Der Herzog Ernst von Gotha erzählt im zweiten Bande seiner Denkwürdigkeiten, Lord Clarendon, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, habe dem vom Herzog gestifteten Preßvereine 12000 Pfd. Sterl. angeboten unter der Voraussetzung, daß der Verein in englischem Interesse wirken werde.

[2]) Ein Bismarck gegenüber sehr gehässiges Blatt suchte den Schritt des Herrn von Keudell in folgender Weise abzuschwächen: „Die Gerechtigkeit erfordert es, anzuerkennen, daß Herr v. Keudell einen Abfall von wirtschaftlichen Prinzipien nicht begeht,

In Paris, wo zur Zeit des Erscheinens der Bucher'schen Schrift die Erneuerung des englisch-französischen Handelsvertrages in Frage stand, fand eine unter dem Titel „Le Cobden Club. Traduit de l'allemand, Paris, Sandoz et Fischbacher, Berlin R. Boll 1881" (62 Seiten) erschienene Übersetzung der Schrift in das Französische guten Absatz.

In Bezug auf den erwähnten Handelsvertrag stellte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" einen Umstand fest, der des Erinnerns wert ist. Die „Pall

---

indem er aus dem Cobden-Klub austritt. Schon damals, als ihm die Mitgliedschaft desselben angetragen wurde, ging die allgemeine Meinung dahin, daß die Auszeichnung ihm nur dem Namen nach, in Wirklichkeit aber niemand geringerem als dem Fürsten Bismarck gelten sollte. Herr von Keudell war zu jener Zeit der intimste der Intimen des Reichskanzlers, er stand ihm persönlich näher als selbst Lothar Bucher, und er hatte in den Augen der englischen Freihandelsparteiführer vor diesem den Vorzug voraus, daß er als Diplomat quand même in Wirtschaftsfragen nach keiner Seite hin engagiert war. In einem Augenblick, wo Delbrück die Handelspolitik des Reichs leitete, wo also Fürst Bismarck als Anhänger der Prinzipien, die der Cobden-Klub vertritt, sehr wohl gelten durfte, hatte es an und für sich nichts Überraschendes, wenn dem letzteren von England auch Beweise der Sympathie entgegengetragen wurden. Ihm selber konnte man aus naheliegenden Gründen die Mitgliedschaft jener Vereinigung nicht antragen, und so ehrte man ihn indirekt, indem man denjenigen auszeichnete, der ihm politisch und persönlich am nächsten stand." Etwas Abgeschmackteres ist selten geschrieben worden.

Mall Gazette“ vom 20. Februar 1869 besprach ein Buch des Professors Bonamy Price über die Umlaufsmittel (on Currency) und teilte ein Stück eines darin abgedruckten langen Briefes von Michel Chevalier an den Verfasser vom 8. Januar 1869 mit, inhalts dessen der englisch-französische Handelsvertrag durch eine mit der größten Heimlichkeit betriebene Verschwörung — man kann es nicht anders nennen — zwischen Louis Napoleon, Chevalier, Cobden und Gladstone zu stande gebracht war. Alle Bemühungen L. Bucher's, sich durch den Berliner und den Londoner Buchhandel dieses Werk zu verschaffen, waren erfolglos; auf wiederholte Bestellungen mit genauer Bezeichnung ging jedesmal ein späterer Abdruck ein, in welchem der Brief Chevalier's fehlte und nicht erwähnt wurde. Begreiflich, daß der Brief den Freihändlern und vielen andern Leuten unbequem war, weil er mit den Vorstellungen von dem englischen Staatswesen im Widerspruch steht, welche die Engländer der Welt und sich selbst einzureden lieben. In der oben erwähnten französischen Ausgabe des „Cobden-Klub“ ist der Artikel der „Pall Mall Gazette“ angehängt.

Macht ohne Verantwortlichkeit,

eine politische Studie über Gladstone's auswärtige und innere Politik. Der Aufsatz erschien in der Deutschen

Revue, VI. Jahrgang 1881, II. Band, S. 137 bis 145, („Kleine Schriften", Stuttgart 1893) und wurde dann auch in das Italienische übersetzt, unter dem Titel Potere senza risponsabilità. Pistoja Frat. Bracali. 1881.

Die Ära Gladstone.

Unter dieser Überschrift hat Bucher unter dem pseudonymen Namen Bogislaw im zweiten Quartalbande des VII. Jahrgangs der „Deutschen Revue" (1882) eine Zusammenstellung der merkwürdigen Veränderungen gegeben, welche seit etwa zwei Jahren an der parlamentarischen Regierung Englands vorgegangen sind, bezw. noch im Werke waren. Gruppiert ist die Beleuchtung um die damals von Gladstone betriebene Reform der Geschäftsordnung des Unterhauses. Früher ein Feind der clôture, war dieser Staatsmann 1882 als Premierminister mit großer Lebhaftigkeit für eine Reihe von Änderungen der Geschäftsordnung eingetreten, voran mit dem Antrag auf Schluß der Debatte. Mit Aufwand großer Gelehrsamkeit analysiert Bucher die Zwangsmittel, durch welche Gladstone die Volksvertretung unter seinen Willen beugte.

Der Rücktritt Bunsen's von dem Londoner Posten.

In den letzten Tagen des Jahres 1881 veröffentlichten die Münchener „Neuesten Nachrichten"

einen bisher ungedruckten Brief des Prinzen Albert an den Freiherrn von Stockmar vom 9. Mai 1854, in welchem der Prinz die von dem Letzteren gewünschte Auskunft über den Rücktritt Bunsen's erteilte[1]).

Der Prinz schrieb darin, er glaube ganz bestimmt, daß Bunsen's „Sturz" eine dem Kaiser von Rußland versprochene Concession sei. Daß Bunsen russischen Einflüssen zum Opfer gefallen sei, wurde auch in dem Werke über ihn behauptet, welches von seiner Witwe zuerst englisch im Jahre 1868 herausgegeben und in den folgenden Jahren von Friedrich Nippold ins Deutsche übersetzt und vermehrt ist, mit dankbarer Anerkennung der Hilfe, welche ihm die Mitglieder der Bunsenschen Familie, namentlich durch „kenntnisreiche Begutachtung des auszuwählenden Stoffes" geleistet hätten. Den betreffenden Abschnitt dieses Buches, der aus einigen dem Archiv der deutschen Botschaft in London angehörigen Aktenstücken, aus Privatbriefen, welche Bunsen mit politischen Freunden gewechselt, und aus Aufzeichnungen, die er hinterlassen hat, zusammengesetzt ist, mußte bis dahin ein vorsichtiger Geschichtschreiber als eine Verteidigungsschrift betrachten und danach würdigen. Wenn aber

---

[1]) Der betreffende Brief findet sich auch abgedruckt in der „National-Zeitung" vom 7. Januar 1882.

jetzt dieser Darstellung die Beglaubigung des Prinzen aufgedrückt wurde, so war es an der Zeit, aus archivalischen Quellen den Nachweis zu führen, daß der Gemahl der Königin Vitoria in wesentlichen Punkten falsch berichtet war und daß seine Vorstellung von den Gründen, welche zur Enthebung Bunsen's geführt hatten, mit der Wirklichkeit in direktem Gegensatz steht. Der Aufgabe einer solchen archivalischen Studie unterzog sich L. Bucher in einem Artikel, „Der Rücktritt Bunsen's von dem Londoner Posten", welcher im Februarhefte der „Deutschen Revue" 1882 erschien. Bucher nannte sich nicht als Verfasser, sondern schrieb unter dem Namen Bogislaw[1]). Der Artikel ist ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte der preußischen Politik im Jahre 1854 und er gewinnt an Interesse durch die Mitteilung, daß er auf amtlichen Quellen beruht, deren litterarische Benutzung Fürst Bismarck seinem vortragenden Rate erlaubt hatte. — —

Bereits im Herbste 1882 ging durch die Zeitungen das Gerücht, daß Bucher am 1. Oktober aus dem Reichsdienste austreten wolle. Dazu bemerkte der Berliner Korrespondent der „Weser-Zeitung": „Die Nachricht von der bevorstehenden Trennung des Ge-

---

[1]) Mit diesem Namen taufte sich Bucher selbst schon früher einmal in dem in Bd. II. S. 217 ff. abgedruckten Aufsatz „Nur ein Märchen".

heimrats Lothar Bucher vom Fürsten Bismarck war anfänglich bezweifelt worden, man ist jetzt aber geneigt, sie für wahrscheinlich zu halten. Irgend eine Einzelheit, welche etwa das fast zwanzig Jahre lang dauernde intime Verhältnis gestört haben könnte, scheint nicht vorgefallen zu sein, wenigstens ist darüber nichts bekannt geworden. Während langer Zeit hindurch war Lothar Bucher der einzige sozialistische Politiker in oberen Regierungssphären gegenüber der liberalen oder wenn man will manchesterlichen altpreußischen Schule, die von Hardenberg bis Delbrück keine Unterbrechung erlitt. Jetzt sind viele andre Sozialisten aufgerückt, und von außerhalb hört der Reichskanzler auf die Professoren Adolf Wagner, Schmoller und Schäffle. Da kann es nicht wunder nehmen, wenn Bucher schließlich das Monopol am Ohr des Reichskanzlers nicht mehr behaupten konnte. Durch die kluge, persönlich zurückhaltende, ganz und gar nicht ehrgeizige Art seines Auftretens hat Bucher sich die Jahre hindurch behauptet, nicht etwa durch Geschmeidigkeit. So scheidet er ohne alle Einbuße an persönlicher Ehre. Die Episode seiner Wirksamkeit wird zweifelsohne allseitig gehörig gewürdigt werden, denn er ist im wesentlichen der Mann gewesen, der den Fürsten Bismarck von den wirtschaftlich liberalen Grundsätzen der Schule der alten preußischen Staatsmänner zum modernen

Staatssozialismus bekehrt hat." Ich habe diesen Zeitungsausschnitt seiner Zeit Bucher vorgelegt, und mit folgender Bleibemerkung denselben am Rande der letzten Zeilen zurückerhalten: „Ganz irrig. Ich habe dazu keine Gelegenheit gehabt."

Der Verlauf der Sache war nach der Mitteilung seines Bruders Bruno folgender:

Ein harter Winter in einem neuen Anbau des Herrenhauses zu Varzin hatte Lothar Bucher ein rheumatisches Leiden zugezogen, das sich allen Kuren zum Trotz endlich zur Gicht in beiden Händen ausbildete. Mit Beziehung hierauf und auf eine stets wachsende Nervosität, die ihn befürchten lassen mußte, „nicht ferner an dem Geschäftsbetrieb im Auswärtigen Amte in der dem allerhöchsten Dienste schuldigen und ihn selbst befriedigenden Weise teilnehmen zu können", bat er beim Antritt seines Urlaubs am 1. August 1882 um seine Versetzung in den Ruhestand. Gleich am nächsten Tage antwortete der Fürst in folgendem Schreiben:

Varzin, 2. August 1882.

Ich habe Ihren Brief von gestern mit Leidwesen erhalten, da es danach mit Ihrem Gesundheitszustand wirklich nicht gut zu stehen scheint. Ich hoffe und wünsche aber von Herzen, daß der Urlaub, den Sie gestern angetreten haben, Ihnen

neue Kräftigung bringen wird, denn ich würde mich nur schwer und ungern von Ihnen trennen. Jedenfalls möchte ich Ihr Gesuch nicht amtlich behandeln, ehe ich mich nicht mündlich mit Ihnen besprochen habe, und ich bitte Sie deshalb, falls es Ihnen jetzt nicht passen sollte, mich nach Ablauf Ihres Urlaubs hier zu besuchen. Ich denke, daß es Ihnen vielleicht auch Freude machen wird, Varzin nach so langer Zeit einmal wiederzusehen.

Der Ihrige

v. Bismarck.

Der Brief kam erst nach drei Wochen in Lothar Bucher's Hände, da dieser auf einem längeren Umwege zum Kurgebrauche nach Bormio gegangen war. Als er im Herbst nach Varzin kam, sah er sich von vornherein in eine schwierige Lage versetzt, da ihn der Fürst mit der Erklärung empfing, unter Alter, Krankheit und Ärger, die Lothar Bucher anführen könne, habe er selbst in noch höherem Grade zu leiden, und doch halte er aus. So blieb das Gesuch unerledigt.

Er arbeitete weiter und bekämpfte sein Leiden durch Bäderbesuch und angreifende Kuren. Gegen Ende des folgenden Jahres nahm der Kanzler Gelegenheit, ihn in besonders schmeichelhafter Weise dazu zu beglückwünschen, daß die Wiederkehr seiner Ge-

sundheit „alle Zweifel bezüglich der Fortsetzung unsrer langjährigen gemeinsamen Thätigkeit beseitigt“ habe.

Was im Collegium Germanicum gelehrt wird.

Grenzboten II. 1883 S. 633—643.

Wegen gewisser Vermögensverhältnisse, die in sehr alte Zeiten zurückgreifen, war das Collegium Germanicum in Rom in einem römischen Berichte zur Sprache gekommen. Der Name veranlaßte Bucher, der innern Geschichte desselben nachzuforschen, und nachdem er die lange Reihe von Zöglingen ermittelt hatte, die die von Ignatz von Loyola gestiftete Schule besucht, lag der Wunsch nahe, die Textbücher zu kennen, die bei dem Unterricht benutzt werden. Mit Hilfe eines Buchhändlers gelang es, erst das gedruckte Jus ecclesiasticum und dann auch das metallographierte, nicht im Handel befindliche Jus ecclesiasticum privatum zu ermitteln und zu beschaffen. Bucher faßte das Ergebnis seiner Studien in einem Artikel zusammen, um auf diese, bis dahin nirgends erwähnten Lehrbücher des kanonischen Rechts aufmerksam zu machen. Obwohl sich derselbe so gemeinverständlich ausgedrückt hatte, wie der Stoff es irgend zuließ, so hat er die kleine Arbeit nirgends benutzt gesehen.

Die „Revue des deux mondes“ brachte seiner Zeit eine interessante Besprechung des von Olivier Wendell Holmes herausgegebenen Werkes über den amerikanischen Geschichtsschreiber John Lothrop Motley. Da der letztere ein Studiengenosse des Fürsten Bismarck war, wandte sich Holmes direkt an den deutschen Reichskanzler, um einige Einzelheiten über Motley's Aufenthalt in Göttingen und Berlin zu erfahren. Darauf erhielt der Biograph des letzteren vom Geh. Rat Bucher die Antwort, daß Fürst Bismarck leidend und mit Geschäften überhäuft wäre; Bucher übermittelte aber zugleich im Auftrage desselben an Holmes einige Einzelheiten, welche also lauteten: „Fürst Bismarck sagte mir: „Ich machte die Bekanntschaft Motley's im Jahre 1832 in Göttingen; ich weiß nicht mehr genau, ob es Anfang der Osterzeit oder Michaelis war. Er verkehrte mit den deutschen Studenten, obgleich er sich mehr den Studien widmete als wir Mitglieder des kampfbereiten Corps. Obgleich er die deutsche Sprache noch wenig beherrschte, zog er doch die Aufmerksamkeit auf sich durch eine von Geist, Humor und Originalität sprudelnde Unterhaltung. Im Herbst des Jahres 1833 nahmen wir, nachdem wir beide von Göttingen nach Berlin gegangen waren, unsre Wohnung in demselben Hause Nr. 161 der Friedrichstraße. Wir lebten daselbst im innigsten Verkehr mit einander, indem wir

unsre Mahlzeiten und unsre Übungen gemeinschaftlich hielten. Motley war dahin gelangt, das Deutsche geläufig zu sprechen; er arbeitete nicht bloß daran, Goethe's Faust zu übersetzen, sondern er übte sich auch, indem er deutsche Verse schrieb. Leidenschaftlicher Verehrer Shakespeare's, Byron's, Goethe's, hörte er nicht auf seine Lieblingsschriftsteller zu citieren. Ein hartnäckiger Dialektiker, welcher so weit ging, zuweilen mein Wiedererwachen zu erspähen, um eine Diskussion über einen Gegenstand der Wissenschaft, der Poesie, des praktischen Lebens fortzusetzen, welche beim herannahenden Morgen unterbrochen war, verlor er doch niemals seine Anmut und Liebenswürdigkeit. Unser treuer Gefährte war Graf Alexander von Keyserling aus Kurland, welcher seither als Botaniker berühmt geworden ist. Motley war in die Diplomatie eingetreten; wir hatten oftmals Gelegenheit, unsre freundschaftlichen Beziehungen zu erneuern; in Frankfurt blieb er gewöhnlich bei mir und war meiner Frau ein willkommener Gast; wir sahen uns auch in Wien und später hierselbst. Das letzte Mal sah ich ihn im Jahre 1872 in Varzin bei der Feier meiner silbernen Hochzeit. Der am meisten in die Augen fallende Zug seines schönen und zarten Gesichtes waren auffallend große und schöne Augen. Er trat niemals in einen

Salon, ohne die Aufmerksamkeit und Sympathie der Damen zu erregen.“ — —

Ende Dezember 1884 überreichte ich Lothar Bucher den vierten Teil meines Werkes „Preußen im Bundestag“. Darauf ging mir von demselben folgendes Billet von seiner Hand zu:

17. Dezember.

Hochgeehrter Herr!

Für die gütige Übersendung der Bismarck'schen Korrespondenz sage ich meinen verbindlichsten Dank, und möchte denselben durch einen kleinen Beitrag zu der zweiten Auflage, die nicht lange auf sich warten lassen wird, bethätigen. S. 117 Z. 18 v. o. ist statt Tonatschek zu lesen Tomatscheck [1]). Ein Schneider des letzteren Namens hier hatte sich in eine Lebensversicherung eingekauft, war angeblich gestorben, in der That aber unter einem andern Namen nach Kopenhagen gegangen, wo er die Versicherungssumme vergnüglich verzehrte. Die Sache wurde aber verraten, man grub den Sarg aus und fand darin

[1]) Herr von Bismarck brachte die Sache in folgenden Zusammenhang. „Mit Überraschung habe ich in der Zeitung gelesen. daß Graf Hatzfeldt doch abgehen würde; er war vor einiger Zeit bei mir, sehr wohl anscheinend, und aufgeräumt über den Gedanken, daß man, wie er in Baden gehört hätte, seinen Nachlaß schon hätte teilen wollen; er verglich sich mit Tonatschek in dieser Beziehung.“

ein Plättbrett und eine Rindskaldaune. Der Prozeß muß um das Jahr 1852[1]) gespielt haben.

Mit vorzüglicher Hochachtung.

Bucher.

Bucher hatte auch seine Eitelkeit. Er liebte es, mit seinem großartigen Gedächtnis zu prunken. Wenn es mitunter im Auswärtigen Amte sich darum handelte, schnell einen Punkt festzustellen, z. B. wer war unter einem gewissen Papst Staatssekretär, oder wie ließ Bismarck eine bestimmte Frage behandeln, so kamen die Referenten gern zu Bucher, und selten vergebens. Oft wußte er nicht sofort Bescheid; aber er wollte solchen in fünf Minuten bringen. Und er hielt meist Wort; eine Art Privatregistratur, die sich Bucher mit Aufwand vieler Mühe angelegt hatte, ermöglichte es ihm, stehenden Fußes über einen beliebigen politischen Vorgang Aufschluß zu geben.

In seinen Angaben war Bucher vielleicht mitunter etwas zur Härte geneigt. Dem Fürsten Bismarck, dem Meister in der Nuance, erwuchs alsdann die Aufgabe, mit seinem gewaltigen Bleistift den Text zu glätten.

---

[1]) Wer sich näher über diese spaßhafte Geschichte orientieren will, den verweise ich auf die damals in Berlin erscheinende Zeitschrift „die Tribüne“ (Jahrg. 1852), wo der amüsante Fall ausführlich beschrieben ist.

Von Bismarck nahm Bucher jede Änderung seines Textes, die sich doch stets als eine Verbesserung darstellte, willig hin, aber wenn z. B. Hatzfeldt, den er doch in die Geschäfte des Centraldienstes eingeführt hatte, das Korrigieren nicht ließ, so konnte den stillen Mann ein Grimm erfassen, den für sich zu behalten nicht immer in seiner Disposition lag[1]).

Bucher war früh bei der Arbeit. Um 11 Uhr trat er meist schon im Büreau an, um dann bis 5 Uhr durchzuarbeiten. Das Mittagessen[2]) sah ich ihn meist in Töpfer's Hotel in der Dorotheenstraße einnehmen. Die geistige Nahrung schien ihm aber selbst hier über die körperliche zu gehen. Sein erster Griff war nicht nach der Speisekarte, sondern nach einer Zeitung. Nach Tisch sprach er auf dem Wege nach Hause noch immer im Auswärtigen Amte vor.

---

[1]) In einer der Erinnerungen an Bucher wird gesagt, er habe mit Bülow Differenzen gehabt, weil dieser in Staatsschriften so wenig höflich gewesen sei. Hierzu bemerkte die „Neue Züricher Zeitung" vom 28. Oktober 1892, Nr. 302: Darüber läßt sich schwer etwas Bestimmtes sagen, da die Urheberschaft von Staatsschriften, namentlich in Bezug auf Einzelheiten, in Dunkel gehüllt bleibt; aber übergroße Höflichkeit ist Bucher's Fehler nicht gewesen. Er wurde wenigstens seiner Zeit als der Urheber der allerschlimmsten Artikel in der Presse gegen Cobden und dessen Anhänger betrachtet, die an göttlicher Grobheit nichts zu wünschen übrig ließen.

[2]) Nach seiner Verabschiedung nahm er das Mittagessen in einem einfachen Restaurant der Potsdamerstraße ein.

Den Urlaub benützte Bucher stets zu Reisen im In- und Auslande. Von ihm selbst rühren in einem Notizbuche folgende Aufzeichnungen hierüber her:

1868 in Elgersburg, Bad in Thüringen.

1873 Wiesbaden (Herrenalb).

1874 Lanken, Besitzung Hansemann's auf Rügen.

1875 Aussee.

1876 Peterwitz (Besitzung von Limburg-Stirum). Glion.

1877 Zermatt. Venedig.

1878 Peterwitz, Rügen.

1879 Pegli.

1880 Weid.

1881 Badenweiler (London). 7. Dezember 1881 Reise nach dem Genfer See auf einige Wochen. 13. Dezember 1881 in Montreux, Hotel National.

1882 Reinstädt im Harz. Bormio.

Winter 1885/86 Clarens.

Den Hang zur Einsamkeit hatte Bucher mit allen größeren Geistern gemein. Gar bald hatte er wahrgenommen, daß er beim Zusammensein mit andern, seltene Fälle ausgenommen, der ausgebende, nicht der gewinnende Teil war. Auch äußere Umstände begünstigten noch seinen Hang zur Einsamkeit. Mit den Freunden von ehedem, die meist von der Geschichte nichts gelernt hatten, war er auseinander; neue Freunde

wollen gewonnen sein; Bucher gab sich keine Mühe; er war sich selbst genug. Auch die Beschäftigung im Auswärtigen Amte begünstigte noch seine Menschenscheu. Wenn man — ein Fünfziger oder gar ein Sechziger — seine Büreaustunden angestrengt geistig zu arbeiten, wenn man Tag ein Tag aus ein gewisses verantwortungsvolles Arbeitspensum zu erledigen hat, dann sehnt man sich nach vollbrachter Tagesarbeit nach etwas anderm als nach seichter Unterhaltung und oberflächlicher Geselligkeit. Die Zeitungen sind es, in deren Hand ein angestrengt arbeitender Politiker ausruht. Dazu kommt noch die besondere Stellung der Räte in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amts. Ihr ausschließlicher Beruf ist, in Politik zu arbeiten, und doch sind es meist keine zunftmäßigen Diplomaten. Den Verkehr mit den fremden Gesandten führt in der Regel der Staatssekretär, in seiner Verhinderung ein besonders dazu designierter und qualifizierter Vertreter aus der Zahl der vortragenden Räte der politischen Abteilung. Daß die andern Räte mit den fremden Gesandten gesellschaftlichen Verkehr haben, ist unter Bismarck nicht häufig gewesen. Es verbietet sich bis zu einem gewissen Grade von selbst, da es nicht angenehm sein kann, von zehn indiskreten Fragen vielleicht kaum auf eine eine Antwort geben zu können.

Auf seine Eigenheit hindeutend, bemerkte die „Nation“ in dem bereits erwähnten Nekrologe Bucher's treffend: „Dem persönlichen Ansehen Bucher's hat sein Zurücktreten aus der Öffentlichkeit nicht geschadet; im Gegenteil; seine Person und seine Individualität, die den Augen entschwunden war, wurde mit dem Schimmer des Geheimnisvollen und Mystischen umgeben, und erschien darum nur um so reizvoller. Er wurde eine Größe, die man für um so größer halten konnte, weil man ihren bestimmten Wert nicht kannte. Nicht allein das Amt, in dem sich Bucher befand, zwang ihn zu seiner Zurückhaltung, sondern, wie es scheint, auch seine allerindividuellste Neigung, die ihn in einer versteckten Stellung als kleinen oder großen Maschinenmeister — wer weiß es — hinter den Coulissen an einem Orte hielt, wo er aus dem Zuschauerraum nicht erblickt werden konnte. Gerade dieses verdeckte Spiel ist für den Charakter Bucher's überaus bezeichnend.“ — —

Im Parlament als Kommissar zu sprechen hat Bucher, so lange er im Amte war, keine Gelegenheit genommen. Niemals sah man ihn im Reichstag am Bundesratstische unter dem Gefolge, das sich hinter Bismarck gern aufpflanzte, wenn derselbe seinen Platz dort einnahm. Aber hinter den Coulissen hat er auch hier geschoben. Als das Provisorium des Militäretats

mit dem Jahre 1874 zu Ende ging und es unerläßlich war, daß vor Ablauf dieser Frist eine Entscheidung über den künftigen normalen Zustand getroffen werde, beschloß die damals tonangebende nationalliberale Partei am 9. April, die Präsenzziffer statt auf unbestimmte Dauer auf sieben Jahre zu bewilligen. Man war somit in der Lage, der Regierung eine Verständigung anzubieten, welche die ganze große Partei hinter sich hatte. Nicht ohne Sorge sah man der Entscheidung entgegen.

Am Nachmittage des nächsten Tages, 10. April, saß eine Anzahl Nationalliberaler beim Mittagessen. Dorthin kam Legationsrat Lothar Bucher, um Bennigsen aufzusuchen und ihm die Botschaft von Bismarck zu bringen, daß der Kaiser das Kompromiß unter der Bedingung genehmigt habe, daß die Nationalliberalen die Aufhebung der Kommunalsteuerfreiheit der Offiziere aufgäben. — —

Bei der Naturanlage Bucher's ist es nicht zu verwundern, daß er keinem seiner Kollegen näher trat; Männern gegenüber war er überhaupt oft zugeknöpft und verschlossen. In ganz anderm Lichte zeigte er sich Frauen, denen gegenüber er durch seine Unterhaltungsgabe glänzte.

Am nächsten stand ihm unter den Beamten des Auswärtigen Amtes Busch, der kürzlich nach Bern ver-

setzte deutsche Gesandte, ferner Graf Limburg-Stirum, zeitweilig der Leiter der politischen Abteilung, endlich H. von Schlözer, der langjährige Gesandte Preußens beim Vatikan und Herr von Kusserow, der frühere preußische Gesandte in Hamburg. — —

Aus den hinterlassenen Schriften von Rodbertus wissen wir, daß er auch nach dem Eintritt Bucher's in das Auswärtige Ministerium noch mit demselben verkehrte. Rodbertus wußte, daß Bucher über die soziale Frage im allgemeinen ebenso dachte wie er[1]); was aber Bismarck darüber dachte, vermochte er aus seinem Rate nicht herauszubringen. Der Grad seiner Verschwiegenheit entlockte Rodbertus keine schmeichelhaften Äußerungen. „Bucher ist der reine Staatsmönch, oder vielmehr Staatstrappist geworden[2]).“ Das Werk: „Zur Erklärung und Abhilfe der heutigen Kreditnot des Grundbesitzes“ schrieb Rodbertus auf Veranlassung von Bucher[3]).

Auch mit Julius Fröbel, den Bucher von der Zeit seines Londoner Exils kannte, blieb er nach dessen Rückkehr nach Deutschland in freundschaftlichen

[1]) Rodbertus-Jagetzow, Briefe und sozialpolitische Aufsätze, I. Bd., S. 106.

[2]) a. a. O. S. 133.

[3]) Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. 35. Jahrgang 1879, S. 223.

Beziehungen. Bucher war es, der Julius Fröbel zweimal im Jahre 1868 und 1869 eine Audienz bei dem Fürsten Bismarck vermittelte. (Julius Fröbel. Ein Lebenslauf, Stuttgart 1891, Bd. II, S. 541 und 544). Auch er beklagte sich über Bucher's Verschlossenheit, die nach seiner Anstellung bei Bismarck noch wuchs. „Schon von London hatte er seine an mich gerichteten Briefe, so unbedenklich deren Inhalt war, fast niemals unterschrieben, und in Berlin habe ich gesehen wie er ein Blättchen Papier, auf welchem einige Worte geschrieben standen, in kleinste Stückchen zerpflückte, die er dem Winde preisgab.“ Bei einer Vergleichung Bucher's mit David Urquhart [1]) meint Fröbel, sowohl in der Stärke der Überzeugung und des politischen Willens wie in der Kenntnis von Thatsachen, welche sich der gemeinen Wissenschaft entziehen, sei Urquhart der überlegene Mann gewesen. „Bucher jedoch war der feinere und am Ende freiere Geist, dessen Urteil nicht auf die Dauer abhängig bleiben konnte [2]).“

Die völlige Entfremdung von seinen alten politischen Freunden hat Bucher gelegentlich öffentlich damit gerechtfertigt, daß diese das allgemeine Wahl-

---

[1]) Vergl. über denselben und sein Werk das Portfolio Bd. I, S. 294—302.

[2]) Fröbel. Ein Lebenslauf, Bd. II, S. 36.

recht preisgegeben hätten, indem sie auf dem Boden des oktroyierten Wahlgesetzes von 1849 Wahlen vorgenommen und angenommen hätten [1]).

Im Oktober 1885 sah sich Bucher gezwungen, das vor Jahren gestellte Abschiedsgesuch zu erneuern, worauf ihm ein sechsmonatlicher Urlaub erteilt wurde, nach dessen Ablauf, da ihm der Aufenthalt in Clarens am Genfersee nicht die erwünschte Kräftigung verschafft hatte, der Kanzler ihm Vorschläge machte, um ihm den Dienst zu erleichtern und ihn vor Störungen zu bewahren. Doch wurden diese Vorschläge nach reiflicher Erwägung als unausführbar erkannt, und nachdem Bucher auf die wiederholte Bemerkung des Kanzlers, er sei bereit, mehr für ihn zu thun, erklärt hatte, zur Disposition gestellt, würde er völlig zufrieden sein, wurde dahin eine Vereinbarung getroffen. Die Versetzung in den einstweiligen Ruhestand erfolgte am 17. Mai 1886; die Verfügung enthält nachstehenden Satz: „Ich bedaure, Sie als aktiven Mitarbeiter verlieren zu müssen, und rechne gern auf Ihre Zusage ferneren Beistandes für besondere Aufgaben und Fragen."

So lange Bismarck im Amte war, hat er aber den Beistand seines ehemaligen Hilfsarbeiters nicht mehr in Anspruch genommen. Dies hat mir wenigstens eine

[1]) Nation, 7. Jahrgang 1890, Nr. 43.

Persönlichkeit gesagt, welche stets in der Nähe des Reichskanzlers arbeitete, und die es hätte wissen müssen, wenn in politischen Fragen Bucher's Rat nachträglich noch eingeholt worden wäre.

Es ist behauptet worden, daß Bucher schließlich seinen Abschied aus Groll darüber genommen habe, daß Graf Herbert Bismarck als Staatssekretär über ihn gesetzt wurde; diese Annahme verrät eine vollständige Unkenntnis der Sachlage. Nicht diese Ernennung, sondern andre interne Dienstverhältnisse waren es, welche ihm die Schaffensfreudigkeit in der Wilhelmstraße beeinträchtigten. Ich erinnere mich noch eines Gespräches vom Mai 1889, da er mehr als sonst aus sich herausging und sich über sein Schicksal bitter beklagte: „Ich bin eben stets vom Unglück verfolgt worden; nur die Zeit vor 1850 kann ich zu den guten Tagen zählen und die Jahre, in denen ich mit Bismarck in direkter Beziehung lebte, was mit Bülow's Erscheinen im Amte aufgehört hat." Bülow hatte ihm den Dienst sauer gemacht, nicht gerade als unfreundlicher Vorgesetzter, sondern dadurch, daß seit der Ernennung desselben zum Staatssekretär der persönliche Vortrag der Räte beim Chef in engere Grenzen zurückgedrängt wurde; bis dahin hatte Bucher jede mit dem bekannten B. bezeichnete, in sein Decernat fallende Sache selbst dem Kanzler vorgetragen, nun riß Bülow

alle Vortragssachen an sich — die Räte Bismarck's wurden zu Sekretären Bülow's. Diese Empfindungen Bucher's steigerten sich unter dem Regimente des Grafen Hatzfeldt, mit welchem der gewöhnliche Verkehr der Räte sich für eine selbstbewußte Natur wie Bucher noch schwieriger gestaltete als mit Bülow. Dazu kam, daß auch die unmittelbaren Beziehungen Bucher's zum Reichskanzler, welche der Landaufenthalt des letzteren mit sich brachte, dadurch eingeschränkt wurden, daß Bucher's Arzt den Aufenthalt in Varzin wegen angeblicher Feuchtigkeit des Platzes für das bereits vorhandene Gichtleiden seines Patienten für schädlich erklärte. So lange er sich größerer Rüstigkeit erfreute und durch seinen Krankheitszustand weniger präoccupiert war, hatte Bucher denselben gerade in Varzin durch meilenweite Fußtouren über die dortigen waldigen Hügel bekämpft und zugleich das Gefühl der Einsamkeit überwunden, welches in dieser Abgeschlossenheit auf dem Lande den an großstädtischen Verkehr Gewöhnten gelegentlich beschlich und dadurch bestärkt wurde, daß der Fürst und seine Hausgenossen den größeren Teil des Tages zu Pferde im Freien verbrachten.

Der Streit über den Grund der Versetzung Bucher's in den einstweiligen Ruhestand, die am 17. Mai 1886 erfolgte, ist hauptsächlich erst nach seinem Ableben und zwar mit einer Schärfe ausgebrochen,

die schließlich den Fürsten Bismarck selbst zwang, das Wort in den „Hamburger Nachrichten“ zu ergreifen. „Die geistige Bedeutung von Bucher — so heißt es in dem Leitartikel vom 21. Oktober 1892 — ist so gewichtig, daß auch die Gegner der Politik, an welcher dieser seit 1864 mitgearbeitet hat, sich gedrungen fühlen, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es liegt in ihrer Natur, daß sie auch das nicht vermögen ohne Seitenhiebe auf den Fürsten Bismarck und den Grafen Herbert. Es ist unwahr, daß letzterer in seiner Stellung als auswärtiger Minister Bucher's Neigung, aus dem Dienste zu scheiden, irgendwie verstärkt habe. Bucher ist mit dem Grafen Herbert befreundet geblieben bis an sein Ende und hat auch, so lange beide im Dienste waren, mit ihm keine Differenzen gehabt, wohl aber mit seinem Vorgänger, Herrn von Bülow, noch mehr mit dem Grafen Hatzfeldt, und am meisten vielleicht mit intriganten Kollegen gleichen Ranges. Um im letzten Punkte ein Urteil zu haben, muß man mit der arbeitslustigen Rivalität geheimrätlicher Decernenten vertraut sein.

Die bescheidene und vornehme Natur Bucher's litt unter den Kämpfen mit Kollegen, die zur Kategorie der sogenannten Aktentiger gehörten, und die Vorgesetzten waren nicht immer im stande, das Bucher'sche Decernat gegen Übergriffe von Mitarbeitern zu schützen,

welche mehr Unverfrorenheit und Gewandtheit im gesellschaftlichen Verkehr besaßen, als unser verewigter Freund.

Gänzlich aus der Luft gegriffen ist die Insinuation, welche die „Weser-Zeitung" in ihrer unehrlichen Gehässigkeit bietet, wenn sie den früheren Reichskanzler beschuldigt, daß er seinen treuen Berater „kühl fallen gelassen" habe. Bucher hat niemals einen Augenblick die Empfindung der Kälte dem Reichskanzler gegenüber haben können, aber es lag außerhalb der Möglichkeit für letzteren, ihn gegen büreaukratische Unannehmlichkeiten jeder Zeit zu schützen, namentlich weil das Selbstgefühl und die Abgeschlossenheit Bucher's diesem nicht gestatteten, in persönlichen Fragen sich jemals klagend an die Vorgesetzten zu wenden. Es kam dazu die Thatsache, daß Kaiser Wilhelm I. bis an sein Ende diesem treuen und hervorragend brauchbaren Beamten die Zeit der Steuerverweigerung und seine damalige Haltung niemals vergessen hat.

Fürst Bismarck hat seinen Freund und Mitarbeiter in allen amtlichen Beschwerden jederzeit mit Wohlwollen vertreten, und unzweifelhaft würde ein Mann von so stolzem Selbstgefühl, wie es Bucher mit Recht besaß, niemals die Neigung gehabt haben, die letzte Zeit seines Lebens zum größten Teile in dem

Hause und dem Familienkreise des Exkanzlers zuzubringen, wenn er das Gefühl gehabt hätte, von demselben „kühl fallen gelassen“ zu sein; und er würde diese selbe Zeit nicht in freundschaftlichem Verkehr mit dem Grafen Herbert zugebracht haben, wenn es dieser gewesen wäre, der ihm die Fortsetzung amtlicher Thätigkeit verleidet hätte. Nur ein Blatt von der Gehässigkeit der „Weser-Zeitung“ gegen alles, was Bismarck heißt, kann es übersehen, daß seine Verdächtigungen durch diese Thatsachen vollständig entkräftet werden.“

In einem von anonymer Seite entstammenden Artikel in „Schorer's Familienblatt“ war behauptet worden, Fürst Bismarck habe es nicht für angezeigt gehalten, für seinen getreuen Mitarbeiter Bucher irgend eine Stellung ausfindig zu machen, welche ihn in direkter Beziehung zu seinem Chef gehalten habe. Hierauf erwiderten wiederum die „Hamburger Nachrichten“: Bucher war vortragender Rat und rückte in dieser Stellung auf, so hoch er konnte; ihn zum Wirklichen Geheimen Rat zu bringen, nachdem er Rat I. Klasse geworden war, ist dem Kanzler im Königlichen Kabinett niemals gelungen. Daß es für den Fürsten Bismarck thunlich gewesen wäre, die allerhöchste Zustimmung zur Verwendung Bucher's in einer Stellung zu finden, die ihn mit Kaiser Wilhelm I. in persönliche Beziehung gebracht haben würde, kann

nur jemand glauben, der mit dem Charakter und den Gewohnheiten des verewigten Kaisers absolut unbekannt war. Auch hat Bucher niemals Wünsche in dieser Richtung gehabt. Wünsche, die er ausgesprochen oder angedeutet hat, sind der Erfüllung stets sicher gewesen; Bucher war aber von zu vornehmer Bescheidenheit, um einen Wunsch, der seinem Chef hätte Verlegenheit bereiten können, auch nur anzudeuten, oder auf Anerbietungen einzugehen, von deren Annahme er solche Verlegenheit voraussah. Der vorgebliche Freund und Lobredner Bucher's im Familienblatt unterschätzt diese Vornehmheit in hohem Maße, vielleicht weil sie ihm selbst abgeht; er schildert seinen angeblichen Klienten als einen neidischen, empfindlichen, bureaukratischen Streber und thut ihm damit das schnödeste Unrecht an. Es ist ein hoher Grad von psychologischer Urteilslosigkeit erforderlich, um anzunehmen, daß das bis zuletzt freundschaftlich-intime Verhältnis des Fürsten zu Bucher aufrecht erhalten sein würde, wenn letzterer der Mann gewesen wäre, als den ihn der übelwollende Artikelschreiber schildert.

Daß der ganze Artikel im Familienblatte auf die Giftmischerei gegen den Fürsten Bismarck hinausläuft, ergiebt sich aus dem Zusammenhange, worin der Name Bleichröder erwähnt wird; dieser Bankier sei sofort vorgelassen, wenn Bucher schon stundenlang

antichambriert habe. Die Besuche Bleichröder's, der die Privatgeschäfte des Fürsten Bismarck besorgte, fanden niemals in der Vortragszeit statt; daß Bucher stundenlang im Vorzimmer habe warten müssen, ist unwahr, es sei denn, daß die Kanzleidiener vergessen hätten, ihn anzumelden. Von einer Zurücksetzung Bucher's ist nie die Rede gewesen, und wenn seine Begleitung des Fürsten auf das Land unterblieb, so geschah es nicht, weil Bucher nicht eingeladen wurde, sondern weil er damals von dem Aufenthalte in Varzin und Friedrichsruh Zunahme seines Gichtleidens befürchtete.

Daß Akte der Abneigung zwischen älteren Räten, wie z. B. Abeken und Bucher, vorkamen, war natürlich, ebenso erklärlich war im Rückblick auf die Geschichte der Gräfin Hatzfeldt und Lassalle's die Schwierigkeit, die es für Bucher hatte, mit der Person des Sohnes der ersteren als Vorgesetzten sich einzuleben. Graf Hatzfeldt war übrigens ebensowenig ein „Schüler“ Bucher's, wie Graf Herbert Bismarck; Bucher hatte überhaupt keine Schüler; sein zurückhaltendes Wesen stand dem ebenso entgegen, wie der Entfaltung persönlicher Initiative. Bucher soll nach dem Familienblatt-Artikel auch gesagt haben, Fürst Bismarck hätte seinen Sturz selbst herbeigeführt. Wir sind der Ansicht, daß Bucher die Bedürfnisse der europäischen

Politik zu genau kannte, um nicht zu wissen, woher die Kräfte stammten, die beim Kaiser die Neigung, sich von dem ersten Kanzler zu trennen, beförderten. Für die englische Politik ist es erwünscht, daß im Berliner Kabinett ein antirussischer Wind weht, für die deutsche ist es eine Notwendigkeit, weder antienglisch noch antirussisch, sondern einfach deutsch und nichts als deutsch zu sein.

Es ist auch nicht richtig, daß Bucher in der Tagespresse eine hervorragende Thätigkeit entwickelt habe; letztere beschränkte sich auf die höhere Politik. Bucher war kein Artikelschreiber für den täglichen Bedarf. Ebenso ist es unzutreffend, daß Bucher von seinem Chef aufgefordert worden sei, seine alten Beziehungen zur englischen Presse wieder aufzunehmen; Fürst Bismarck hat auf die englische Presse niemals Wert gelegt und Bucher auch nicht.

Bucher hat übrigens bereits im Jahre 1886 die Annahme, daß wegen des Avancements des Grafen Herbert Bismarck und andrer eine Entfremdung zwischen ihm und dem Reichskanzler eingetreten sei, als „Unsinn" bezeichnet. „In Anbetracht meiner politischen Vergangenheit — bemerkte er seinem Arzte Dr. Gittermann gegenüber — hatte ich mit meiner Stellung als erster vortragender Rat die höchste Staffel erreicht, welche mir überhaupt offen stand. Aber selbst wenn man mich

hätte zum Staatssekretär avancieren lassen wollen, so wäre das gar nicht möglich gewesen, denn ich würde mich niemals dazu verstanden haben, im Parlament zu verhandeln." — —

Auch in einer andern Hinsicht ist von Bucher's Verhältnis zu Bismarck über seinem Grabe Streit entstanden. Die einen wollten ihn zum reinen Schreiber Bismarck's herabdrücken, andre sind auf die tolle Idee gekommen, die ganze Bismarck'sche Politik, soweit sie von Erfolgen gekrönt wurde, sei eigentlich gar nicht die Politik Bismarck's, sondern diejenige Lothar Bucher's. So ein Pariser Blatt, nach dessen Ansicht eigentlich der Name Bismarck's als der eines höchst untergeordneten Geistes von den Tafeln der Geschichte ganz verschwinden müßte. Treffend ist hierauf bereits von andrer Seite erwidert worden: „Es ist merkwürdig, daß man diese Bedeutungslosigkeit des ersten deutschen Reichskanzlers erst jetzt erkennen will, und daß man nicht früher schon anstatt des harmlosen Bismarck Lothar Bucher als den Schöpfer der deutschen Politik bekämpft hat. Wie man zu der lächerlichen Entdeckung gekommen ist, läßt sich leicht erklären. Ihre Weisheit über deutsche Verhältnisse schöpfen unsere westlichen Nachbarn vorwiegend aus der freisinnigen deutschen Presse. Sie haben dabei den Vorzug, die Speise für sie mundgerecht zu bekommen. Alles,

was den Fürsten Bismarck betrifft, wird in einem großen Teile der deutsch-freisinnigen Presse mit einer scharfen Lauge gehässiger Kritik übergossen, gerade so, wie es die französischen Zeitungsschreiber brauchen, die nur nötig haben, etwas revanchehetzerige Würze dazu zu thun".

Als Bucher aus dem Amte schied, nahm er die Freundschaft Bismarck's mit sich, und zwar so sehr, daß ihm derselbe beim persönlichen Abschied sagte:

„Lieber Bucher, ich lasse Sie nur gehen, wenn Sie mir fest versprechen, daß Sie wiederkommen, sobald ich Sie brauche und rufe."

„Wenn Sie mich brauchen und rufen, gewiß, Durchlaucht", soll darauf Bucher geantwortet haben.

Auf die Verleihung des Tites „Excellenz" bei seinem Rücktritt verzichtete Bucher: „Er hätte sich dann nicht mehr selbst Knöpfe annähen und mit der Botanisiertrommel in der Jungfernheide herumlaufen können." Auch eine ihm zugedachte hohe Ordensauszeichnung lehnte Bucher mit Hinweis auf seine, solchen Auszeichnungen widerstrebende Überzeugung ab. Es waren ihm deren während der Amtszeit genug angeflogen! Nach dem Handbuch über den königlichen preußischen Hof und Staat für das Jahr 1885/86, worin L. Bucher zum letzten Male und als ältester der vortragenden Räte des Ministeriums der aus-

wärtigen Angelegenheiten verzeichnet wird, besaß derselbe: den Roten Adler Orden II. Klasse mit Stern, das eiserne Kreuz II. Klasse am weißen Bande (Nicht-Kombattanten), den St. Mauritius- und Lazarus-Orden Groß-Offizier, den Orden der Italienischen Krone Groß-Offizier, den Franz-Joseph-Orden Großkreuz, den Persischen Sonnen- und Löwen-Orden Groß-Offizier und den Russischen Stanislaus-Orden I. Klasse.

Der zur Dispositions-Stellung Bucher's ging, wie dies ja bei verdienten Beamten üblich ist, ein sechsmonatlicher Urlaub voraus, den derselbe zum Teil an den geliebten Ufern des Genfer Sees zubrachte. Über diesen Winteraufenthalt in Clarens hat mir eine Dame, welche mit ihm in demselben Hotel überwinterte, einige Mitteilungen gemacht, die ich hier noch einschalten will.

„Am 15. November 1885 traf Herr Bucher in Clarens — Hotel Roy — ein, wo ich mit meinem Mann und meiner Mutter die Winter-Monate zubrachte. Wir wußten damals nichts von seiner hervorragenden Persönlichkeit, fühlten uns aber gleich sehr von dem ernsten, sinnigen Manne angezogen, der sich fast niemanden anschloß, und dessen wenige Worte immer so kennzeichnend waren. — Anfangs wollte er nach Italien gehen, weil er statt des „mi-

hauteur“ Klimas von Clarens für seine Gesundheit eine mildere Bergluft verlangte; er gab aber sehr bald seine weiteren Reisepläne auf, um bis Ende April im Hotel Roy zubleiben. — Der lange Winter, den wir damals mit einander verlebten, gehört allerdings zu meinen angenehmsten Erinnerungen. Lothar Bucher war für diejenigen, denen er sich anschloß, eine außerordentlich anziehende Figur. Er machte den Eindruck, ein schweigsamer Mann zu sein — „très réservé“, wie die meisten Fremden im Hotel Roy von ihm sagten, was um so mehr den Reiz seiner Gemütlichkeit, wenn er mit Freunden verkehrte, erhöhte. Sein gesunder Humor gab uns manche heitere Stunde, und niemand verstand sich besser darauf, mit launigen Scherzen und witzigen Neckereien seine Gespräche und seine Briefe zu würzen. — Sein klarer Blick hatte bald den Charakter derjenigen durchschaut, mit denen er verkehrte, aber trotz seines Scharfsinns blieb sein Urteil immer sehr gemäßigt. — Wenn er so ganz unbefangen, aus dem unerschöpflichen Schatze seiner Lebenserfahrungen, uns dies und jenes mitteilte, oder über seine Reisen zu sprechen anfing, belebte sich sein ganzes Wesen; dann wußte ich kaum, was ich am meisten in Lothar Bucher bewundern sollte: seine ungeheure Gedächtniskraft, seine Gelehrtheit und Belesenheit, seinen feinen Takt, oder seine fast ängstliche Be-

scheidenheit. Nie stellte er sich auf den Vordergrund, und von ihm selbst würden wir freilich auch niemals erfahren haben, wie hoch er beim Fürsten Bismarck in Ehren stand, wohl aber bemerkten wir schon sehr bald, daß er eine große Freundschaft und warme Verehrung für den damaligen Reichskanzler hegte, und daß er bei der größten diplomatischen Vorsicht und Verschwiegenheit eine seltene Treuherzigkeit und Biederkeit besaß, die man nur bei edlen Naturen zu finden pflegt. — Wie oft hat er uns nicht den Weg auf unsern häufig sehr langen Spaziergängen in Glion und Umgegend mit seinen interessanten Mitteilungen und Anekdoten verkürzt! Vor allem war er aber ein warmer Naturfreund, und auch als tüchtiger Botaniker machte er uns öfters aufmerksam auf den reichen Schatz der Schweizer Flora. Wir sagten immer: „Herr Bucher weiß alles“ — sagten es aber ganz leise, um ihn nicht zu verstimmen, denn er scheute alles, was nur im geringsten an Schmeichelei oder Phrasenmacherei grenzte. Ich hörte einmal einen Engländer ausrufen: „All what Mr. Bucher says is so pithy!“ — Ein Urteil, dessen ich mich gar oft erinnerte, wenn er sich mit mir unterhielt.“

Diejenigen, die also glauben, Bucher sei ganz einsam durch das Leben gegangen, schweigsam, zugeknöpft, herz- und gefühllos — haben sich an ihm sehr ge-

täuscht. Er konnte — wenn er wollte — ein trefflicher Gesellschafter sein, er war für diejenigen, die er ins Herz geschlossen, ein treuer, aufopfernder Freund; er war nicht bloß für Bismarck, auch für seine Verwandten eine Perle, er liebte den Umgang mit geistreichen Frauen — mit einem Worte, er besaß auch die schönsten Privateigenschaften, nur daß er auch diese mehr zu verstecken als zu zeigen liebte.

Von der umfangreichen Korrespondenz, die er mit diesen seinen Freunden geführt hat, soll hier nur ein kleiner Bruchteil dem Leser vorgelegt werden, — der Briefschatz, den die Schwägerin Bucher's bewahrt. Sie hat das Andenken an Bucher nicht besser ehren können, als indem sie auch den Fernstehenden einen Blick in diese Briefe gestattete.

Berlin, den 13. Juli 1865.

Lieber Arthur! [1])

Dieser Zettel ist nur ein pilot-balloon, der erproben soll, ob Du zu finden bist und an dem nichts verloren ist, wenn er Dich verfehlt. Wenn er Dich erreicht, so schreib mir Deine Adresse, und — würde ein Irländer hinzusetzen — wenn nicht, so brauchst Du nicht zu antworten. Solltest Du selbst so göttlich faul sein wie ich sonst an der See

[1]) Bucher's Bruder.

zu sein pflegte, in England nicht[1]), so findet Helene vielleicht einen von Müßiggang freien Augenblick. Von hier habe ich nichts zu melden, als daß es ein prächtiger Abend ist und daß alle Petze im Zoologischen Garten[2]) sich wohl befinden. Doch noch etwas: Rabbi B. hat entdeckt einen Unterschied zwischen öffentlicher Meinung und herrschender Meinung. Die herrschende kann werden gemacht und ist zuweilen sehr öffentlich, aber die öffentliche ist göttlich und allmächtig, wenn sie auch zuweilen geheim ist. — Wirkliche geheime öffentliche Meinung!

Lothar.

An den Superintendenten Ungnad in Havelberg.

Berlin, den 14. August 1865. Schöneberger Ufer 31.

Hochverehrter Herr Superintendent!

Wenn Sie wüßten, wieviel ich zu thun habe, würden Sie mir nicht zürnen, daß ich immer einen äußeren Anlaß erwarte — und diesmal einen recht geringfügigen — ehe ich Ihnen schreibe. Wenn man den ganzen Tag die Feder in der Hand hält,

---

[1]) Weil Bucher daselbst fast ebenso fleißig arbeitete wie in London. Beweis seine einzige Schilderungen von Folkestone und Ventnor auf der Insel Wight.

[2]) Bucher pflegte sich dort vielfach mit der Familie seines Bruders zu treffen.

läßt man den Schreibefingern des Abends gern ein wenig Ruhe (folgt eine geschäftliche Mitteilung).

Zu berichten wüßte ich von mir in der That nichts, und das ist ja immer ein gutes Zeichen. Ich sehe getrost in die Zukunft, fürchte mich weder vor Cholera noch vor den neumodischen Würmern im Schinken [1]), trinke deshalb auch weder Daubitz'schen Kräuter-Liqueur, noch Jakobi'schen Königstrank mit Grimm'scher Orthographie [2]).

Ob ich in diesem Jahre loskomme, wissen nur die Götter und mein hoher Chef, der wieder einmal gezeigt hat, daß jetzt ein Mann an der Spitze der preußischen Regierung steht [3]).

---

[1]) Trichine, 1835 entdeckt. 1865 große Trichinen-Epidemie in Hedersleben bei Quedlinburg, wo in einem Dorfe von 2000 Einwohnern 337 erkrankten und 101 starben.

[2]) „Königstrank" war ein Gebräu von einem gewissen Jacobi, das gegen alle Leiden helfen sollte. Um größere Reklame zu machen, ließ der Erfinder Jacobi alles darauf bezügliche in Grimm'scher Orthographie drucken, also Hauptwörter klein ꝛc.

[3]) Herr von Bismarck weilte damals in Gastein, um die Auseinandersetzung mit Österreich in betreff Schleswig-Holsteins zu bewirken. 14. August 1865 Abschluß der Konvention von Gastein. Der Verehrung für Bismarck gab Bucher auch seinem Bruder Bruno in Wien gegenüber Ausdruck in einem Briefe vom Jahre 1865, worin es heißt: „Der Chef ist ein genialer Mensch, für den man sich gern totarbeiten würde."

Ich bitte mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin bestens zu empfehlen und verbleibe

Ihr treu ergebener

Bucher.

An Frau Helene Bucher.

Berlin, den 13. Sept. 1872.

— — Ich möchte, ich könnte wieder einmal ein stilles Osterfest bei den Eltern verleben — aber es wird mit dem Wunsche, wie mit so vielem Andern gehen. Gestern ist mir auch ein russischer Stern auf den Rock geschlagen.

Berlin, den 7. Januar 1874.

Liebe Helene,

Ich schicke mit bestem Dank die Schüssel und dazu einige Süssigkeiten, welche die Fürstin Bismarck mir nachträglich geschenkt hat. Ich sagte ihr gleich, ich bäte um die Erlaubniß, bei der Vertilgung meine kleine Nichte[1]) zu Hilfe zu nehmen. Die Adresse ist von der Hand der Fürstin. Du erhältst also zugleich ein gesuchtes Autograph.

Viele Grüße

Lothar.

---

[1]) Helene Bucher, damals erst ein paar Jahre alt.

Berlin, den 23. Mai 1878.

Liebe Helene,

Ich schicke für die Kleine ein Erbstück, das doch in der Familie bleiben muß, eine Tasse, welche ich 1830 von einer s. g. Tante K . . . . in Meißen geschenkt bekommen habe. Ich hoffe, daß die künftige Besitzerin 1930 daraus Chokolade trinken und ihren Kindern und Enkeln erzählen wird, woher dies Stück vieux Saxe stammt.

Wie geht es Euch? Ich habe wegen eines Hexenschusses einheizen müssen.

Lothar.

Berlin, den 5. November 1878.

Lieber Arthur,

Wenn Du so gutmüthig oder so galant bist, mit einer Frau und wäre sie zehnmal eine Cousine, über Rechtsgeschäfte [1]) zu korrespondiren, habeas tibi. Ich nicht! Ich schicke Dir Ghillany [2]), in dem Du Seite 352 den Frieden von 1866 findest. Im Be-

[1]) Eine Cousine Arthur Bucher's erbat sich von demselben Aufschluß über die Rechtsverhältnisse einer an der österreichisch-preußischen Grenze lebenden standesherrlichen Persönlichkeit, welche glaubte, daß dieselben infolge des Krieges von 1866 eine Veränderung erfahren hätten.

[2]) Gemeint ist das Werk: Ghillany, F. W., Die wichtigsten politischen Urkunden aus den Jahren 1849—67 mit geschichtlichen Einleitungen. Nördlingen 1868.

griff zu dem Bismarck'schen Polterabend [1]) zu gehen, habe ich keine Zeit, den Vertrag zu lesen, aber da ich daran gearbeitet habe, bin ich sicher, daß keine Gebiets- oder Hoheitsveränderung darin vorkommt. Die faktische Grundlage der ganzen Geschichte scheint also Unsinn zu sein. Herzliche Grüße

Lothar.

Bitte schicke mir den Ghillany zurück.

Berlin, den 9. Januar 1881.

Lieber Arthur,

Die Vorgänge in Siebenbürgen kenne ich und sie gehen meiner Privatseele sehr nahe, aber die amtlichen Beziehungen zu Wien und zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung verbieten es mir, den Artikel, den ich Dir hierbei zurücksende, der letzteren zu octroyiren.

Den Aufsatz über die Juden [2]) habe ich . . . gelesen. Der Gedanke, die Anzeigen zu einem Staatsmonopol zu machen [3]), halte ich für sehr richtig, und

[1]) 6. November 1878, Vermählung der Gräfin Marie von Bismarck mit dem Legationssekretär Grafen Cuno von Rantzau.

[2]) Gemeint ist der Artikel: Judenfrage oder Judenhetze? Von einem Deutsch-Oesterreicher in der Wochenschrift „Im neuen Reich", X. Jahrg., II. Bd. S. 982—991.

[3]) Jetzt — so heißt es in dem Artikel — existiren die Zeitungen von den bezahlten Ankündigungen, das Annoncen-

habe ich während des Konflikts 1864/66 selbst einmal an der leitenden Stelle schriftlich angeregt, gebe auch die Hoffnung nicht auf, ihn durchgeführt zu sehen [1]). Zunächst muß der Einwanderung aus Polen ein Ende gemacht werden [2]). Lothar.

Da wir die Zeitschrift „Im neuen Reich" halten, so lege ich den Artikel bei, damit Du ihn anderweitig verwerthen kannst. . . . Lothar.

Berlin, den 21. Juni [3]).

Lieber Arthur,

Ich bin erst durch Deinen Brief veranlaßt worden, selbst über die Sache nachzudenken, auf

---

bureau diktirt die Haltung eines Blattes. Wer die Publizistik von dieser Kette befreit, wird freilich einen ungeheuren Sturm — und nicht bloß von Juden — heraufbeschwören, die Kur wird eine schmerzhafte sein, aber heilsam für die Institution und für das Ganze. Es ist notwendig, daß die Regierungen das Anzeigewesen als Monopol erklären, und selbst die — nichts als Anzeigen enthaltenden — Inseratenblätter herausgeben, welche der Zeitung beigefügt werden können.

[1]) Einer Inseratensteuer hatte im Oktober 1879 auch Fürst Bismarck das Wort geredet. Vergl. v. Poschinger, Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck, Bd. I, S. 312.

[2]) Über die einige Jahre später erfolgten Ausweisungen russischer Polen, speziell polnischer Juden aus Preußen, vergl. den Aufsatz: „Die polnischen Juden" in der „Nation" 1885, S. 760,773, 791.

[3]) Nach dem Zusammenhange wohl das Jahr 1881.

dem Wege nach dem Amt. Während W.[1]) mit mir sprach, dachte ich nicht über den Gegenstand, sondern daneben. Ich erinnerte mich nämlich einmal bemerkt zu haben, daß er fortschrittlich angehaucht sei, und sagte ihm daher:

Es interessirte mich zu hören, daß die Geometrie jetzt (dies jetzt war von ihm) als eine Erfahrungswissenschaft betrachtet werde. Es rechtfertigt das vollends meine Verwunderung darüber, daß so viele, sonst gescheute Leute glauben, in den politischen Wissenschaften a priori das Wahre, das Absolute finden zu können.

Er schwieg dazu und gab mir keine Gelegenheit, dies mir nahe liegende Thema, etwa in Anwendung auf Freihandel, weiter auszuführen.

Mathematik ist mir zu fremd geworden, aber ich fand heute Morgen, daß ich noch genug von Hegel behalten habe, um einzusehen, daß W. Unsinn behauptet hat.

Was für eine Philosophie wird denn jetzt auf Universitäten tractirt? Am Ende gar keine.

Ich habe mich diesen Winter sehr abarbeiten müssen und nehme morgen auf 8 Tage Urlaub, den ich im Taunus verbringen möchte. Also Adieu.

Lothar.

[1]) Professor der Mathematik Weierstraß in Berlin, wenn ich nicht irre, vor einigen Jahren gestorben.

Ich freue mich über die Beförderung Deines Schwagers, habe aber keine Ahnung, ob meine Empfehlung noch fortgewirkt hat. Er mag ja auch die Auszeichnung seiner eigenen Tüchtigkeit verdanken!

Lothar.

An Arthur Bucher in Berlin, Heidestr. 49.

Berlin, den 8. Januar 1882.

Eine Erkältung auf dem Rückwege hatte mir Zahnweh und dicke Backe zugezogen. Beides hat seine übliche Zeit gedauert. What the papers say [1])

---

[1]) Am 2. Januar 1882 brachte die „National-Zeitung" folgende Notiz: „Die Anwesenheit des Unterstaatssekretärs Dr. Busch in Rom wird in den Mitteilungen, die von offiziösen Kreisen ausgehen, lediglich der Erledigung persönlicher Fragen zugeschrieben. Die Reise des Geheimrats Lothar Bucher hängt nach denselben Nachrichten mit keiner diplomatischen Mission zusammen, vielmehr handelt es sich ausschließlich um eine Erholungsreise." (Ich füge die Bemerkung hinzu, daß gerade um diese Zeit lebhafte Verhandlungen mit dem Vatikan wegen Beilegung des preußischen Kirchenkonfliktes in Schwebe waren.) Am 5. Januar 1882 brachte die „National-Zeitung" folgende Notiz: „Wie man uns berichtet, hat sich der Geh. Rat Bucher auf seiner Urlaubsreise nur in der Schweiz aufgehalten und Italien gar nicht berührt. Er ist leidend hierher zurückgekehrt. Herr Bucher hatte von vornherein nur einen Urlaub von 14 Tagen."

is all nonsense, partly ignorance partly malice directed by intrigue. Ich werde Dich nächster Tage bitten, mich am Abend zu besuchen. L.

Berlin, den 1. August 1882.

Lieber Arthur,

Ich habe heute meinen Urlaub angetreten und zugleich mein Abschiedsgesuch eingereicht, more solito aus Gesundheitsgründen [1]). Du brauchst Dich aber wegen meiner Gesundheit nicht zu beunruhigen. Ich bitte Dich vorläufig zu schweigen; wenn die Nachricht in die Zeitungen gekommen ist, kannst Du sie getrost bestätigen. Für einige Zeit werde ich introuvable sein, damit ich nicht citirt und über die eigentlichen Gründe inquirirt werden kann, was zu nichts führen würde.

In etwa 14 Tagen werde ich von mir hören lassen. Lothar.

An Frau Helene Bucher.

Berlin, den 5. Oktober 1882.

— — Daß ich den gewünschten Abschied nicht erhalten habe, wirst Du aus den Zeitungen wissen. Hoffentlich werden dieselben jetzt mit dem Unsinn einhalten, den sie über mich geschrieben haben. —

---

[1]) Vergl. S. 225.

An Arthur Bucher in Falkenstein[1]) im Taunus.

Berlin, den 14. Oktober 1882.

Brauchst Du Lektüre? Ich habe Ranke's sämmtliche Werke, könnte Dir auch allerlei Französisches schicken von George Sand, Daudet u. a. Auch von Zola ist einiges lesbar, z. B. le ventre de Paris, d. h. die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln. L.

Berlin, den 25. Oktober 1882.

Liebe Helene,

— — Als ich eben beim Nachhausekommen Alles sah, was Helenchen[2]) hier gelassen hat, hatte ich die Absicht zu remonstriren und an die alte Abmachung zu erinnern, die auf einen Blumentopf und zu Weihnachten auf einen Wachsstock lautet. Wie ich aber aus Deinem Briefe ersehen habe, daß Alles propre crû ist, will ich keine Einrede erheben. Danke herzlich und bedauere nur, daß Du Euren Garten zu sehr geplündert hast. Die Primel von vorigem Jahr ist in Blüthe, die Myrthe lebt auch noch, wenn schon etwas kümmerlich, und ich möchte meine Gewächse nächstes Frühjahr bei Dir in Pension geben.

Lothar.

---

[1]) Arthur Bucher hielt sich einige Zeit in Falkenstein auf zur Heilung eines Lungenleidens.

[2]) L. Bucher's mehrerwähnte Nichte.

Berlin, den 2. Februar 1883.

Liebe Helene,

Was mir lange im Körper umhergezogen ist, und für Rheuma gehalten wurde, hat sich als Gicht (Chiragra) manifestirt. Ich werde also noch auf ein längeres Leben — la goutte est le brevet de longue longévité — ob auch auf häufige Störung und hin und wieder auf empfindliche Schmerzen zu rechnen haben. Die Erkältung ist überwunden. Lothar.

Laubbach, den 27. August 1883.

Liebe Helene,

Wenn ich hier nur Erholung gesucht hätte, so würde ich den nächsten Zug benützen, um Arthur[1]) die letzte Ehre zu erweisen. Im Juli hatte sich aber neben der Handgicht ein Gelenkrheumatismus ausgebildet, der sehr ernst genommen werden muß. Um Euch nicht zu beunruhigen, habe ich in der letzten Zeit von meinem Zustande nicht gesprochen. Ich befinde mich hier in einer sehr eingreifenden Kur, die schon gut gewirkt hat, aber mindestens noch einen Monat dauern muß. Wollte ich sie jetzt auf einige Tage unterbrechen, so würde mich das auf Wochen zurückwerfen.

[1]) Der Aufenthalt in Falkenstein hatte die erhoffte Linderung seines Lungenleidens nicht gebracht, die Katastrophe eher noch beschleunigt.

Nach Wahrnehmungen, die ich an Arthur gemacht und mit dem hiesigen Arzte besprochen hatte, war ich auf den traurigen Ausgang gefaßt, erwartete ihn aber nicht so bald.

Ich versuche kein Wort des Trostes zu sagen, den ja nur die Zeit bringen kann.

Lothar.

Auswärtiges Amt, den 1. März 1884.

Liebe Helene,

Es war heute das zweite Mal, daß ich beim Eintreten in mein finsteres Zimmer dem Diener sagte: es riecht ja nach Hyazinthen. Das erste Mal waren mit dem Topfe drei Bücher abgegeben worden; weiter konnte ich von dem Portier nichts ermitteln. Ich sah meine Liste verliehener Bücher durch, fand, daß diese nicht eingetragen waren, und zerbrach mir den Kopf, welche alte, vielleicht eingeschlafene Bekanntschaft sich auf diese anonyme Weise wieder in Erinnerung bringen wollte. Heute habe ich aber festgestellt, daß die Blume von Dir kommt.

Ich danke herzlich dafür und werde die abgeblühten Zwiebeln zurückschicken, damit Du sie in den Garten setzen kannst, wo sie im Sommer junge Brut bringen. Bitte, beraube Dich aber nicht weiter Deiner Zucht.

Mit meiner Gesundheit geht es besser als im Januar aber noch nicht wieder so gut wie im November. Ich mache unverdrossen Gymnastik und muß sehen, wie ich mich bis zu der guten Jahreszeit durchstümpere. Ich kann wenigstens meine Geschäfte versehen.

Lothar.

An Frau Helene Bucher.

Ich höre, daß hier mit Einsegnungsgeschenken Luxus getrieben wird, halte es aber nicht für gut, Helene [1]) zu verwöhnen und beschränke mich auf das Gedenkbuch. Freilich werde ich nun von Bruno und Sophie ausgestochen, die den Ring geschickt haben. Wenn es mir möglich ist, werde ich in der Kirche sein; aber Du weißt, daß ich, wenn der Kanzler in der Stadt ist, nie über meine Zeit etwas bestimmen kann.

Lothar.

Berlin, den 24. September 1884.

Liebe Helene,

Ich erinnerte mich, daß die Fürstin Bismarck einmal erwähnte, sie liebe die Farbe der Amaryllis vor allen, und bedaure die Blume hier so selten zu

[1]) L. Bucher's mehrerwähnte Nichte. Aus dem Zusammenhang ist ersichtlich, daß der Brief im Frühjahre 1884 geschrieben ist. Fräulein Helene Bucher ist am 7. April 1884 von dem jetzigen Generalsuperintendenten Dryander eingesegnet worden

finden, die in Reinfeld nie ausgegangen wäre. Ich habe mir daher erlaubt, ihr Dein schönes Exemplar zu leihen, nachdem die erste Blüthe verwelkt war.

Wie sehr sie sich über die beiden folgenden gefreut hat, siehst Du aus dem anliegenden Autograph[1]), das ich Dir mit herzlichem Dank zur Verfügung stelle.

Vielleicht können wir nächstes Jahr noch einmal das Geschäft machen. Lothar.

Berlin, den 25. September 1884.

Liebe Helene,

Ich muß doch melden, daß ich die zweite Amaryllis mit großer Vorsicht nach Varzin geschickt habe. Ich hatte den hohlen Stiel mit Wasser gefüllt und mit einem Pfropfen und Siegellack verschlossen. Die Fürstin, die ich gestern sah, sprach ihren lebhaften Dank aus, der also eigentlich Dir zukommt. Sie liebt die Farbe besonders und hat die Blüthe 14 Tage erhalten. Ich schicke die beiden Töpfe zurück, da sie doch unter Deiner Pflege am Besten gedeihen.

Mir geht es gut, nur daß ich von 10 bis 10 mit Unterbrechung der Essenszeit auf dem Amte sitzen muß.

---

[1]) Auf einer Visitenkarte der „Fürstin von Bismarck geb. von Puttkamer" steht: „Bringt mit herzlichem Danke und Gruß die schöne abgeblühte Blume zurück."

Diese sonderbaren Manchetten sind der Rest einer Attrappe, die ich zu Weihnachten bekam.

Lothar.

Berlin, den 25. Oktober 1884.

Liebe Helene,

Herzlichen Dank für Deine guten Wünsche und für die Blumen, die ich mich bemühen werde, durch den Winter zu bringen. Die Kur scheint diesmal besser vorzuhalten; wir haben ja schon recht garstiges Wetter gehabt und es hat mir bis jetzt nichts geschadet. Die Idealistin heißt Malwine Freiin von Meysenbug[1]); zwei ihrer Brüder sind Minister ge-

[1]) Unter der „Idealistin" hat Bucher die Verfasserin des Werkes: Memoiren einer Idealistin, Stuttgart 1876 (3 Bände erschienen im Verlag von Aug. Berth. Auerbach) im Auge. Dieselbe lernte in Ventnor den damaligen Landsmann und „Flüchtling, den charaktervollsten der preußischen Abgeordneten vom Jahre 48", kennen, und war sofort von ihm begeistert. Sie schrieb über ihn alsbald an Mazzini wegen seiner Mitwirkung an einem von diesem ins Leben zu rufenden Journal und wurde später von Bucher in die Grundlehren der Nationalökonomie eingeführt. „Freilich geben ihm mein obstinater Sozialismus und meine allzu politischen Ideen manches Aergernis .... Ebenso hielt er es für eine unreife Ansicht, daß ich meinte, Deutschland solle die seiner Herrschaft widerstrebenden ehemaligen polnischen Landesteile zurückgeben; denn, sagte er, das größere Kulturelement habe das Recht, das geringere zu absorbieren. Bei alledem war er doch unermüdlich freundlich, hilfreich und geduldig mit meinem oft so mangelhaften

wesen, einer in Baden, der andere in Österreich, beide ultramontan [1])! Ruhe wird die arme Seele nie finden.

Meine Nichte Helene schreibt, daß ihre Mutter wieder ziemlich hergestellt ist und die Anderen gesund und bei guter Stimmung sind.

Lothar.

Schreib mir doch, ob Dein Papier auf die Neige geht.

Berlin, den 27. März 1885.

An Frau Helene Bucher.

Ich habe für den 31. Abends [2]) ein Fenster in Nr. 76 [3]) zur Verfügung, an dem wir alle drei Platz haben, wenn wir uns klein machen. Wenn Ihr Euch nicht wo anders angesagt habt, so werde ich Euch um

---

Wissen, und erfreute mein Leben mit vielen liebenswürdigen Aufmerksamkeiten, die mich um so mehr rührten, als man bei seinem abgeschlossenen Wesen dergleichen nie von ihm erwartete."

[1]) Eine Charakteristik beider Staatsmänner findet sich in dem in meinem Werke „Preußen im Bundestag" abgedruckten Berichte des Herrn von Bismarck. Vergl. Bd. I, S. 350, 357, Bd. II, S. 99, Bd. III, S. 99, 106, 125, 309—314, 340, 492, 495, Bd. IV, S. 184, 260, 304, 307.

[2]) Am 31. März 1885 erfolgte die Begrüßung des Fürsten Bismarck durch die Krieger und Landwehrvereine. Abends war Fackelzug zur Feier des 70. Geburtstages Sr. Durchlaucht mit mehr als 7000 Teilnehmern.

[3]) Wilhelmstraße 76, die Bureaus der politischen Abteilung des Auswärtigen Amts.

7 Uhr abholen und durch den Garten führen — die Straßen werden abgesperrt. Schreib mir Ja oder Nein.

Lothar.

An Frau Helene Bucher.

Berlin, den 1. November 1885.

Gegen einiges, was Du in Deinem herzlichen Briefe sagst[1], muß ich Widerspruch erheben; Arthur verdankt seine Beförderung sich selbst.

Die Fortschrittler haben gewiß nicht die Absicht gehabt, mir etwas zu Gefallen zu thun. Dann habe ich auch nicht die Absicht, im Auslande zu bleiben. Es fesselt mich zu viel an Berlin und ich kann nur hier die Beschäftigung finden, deren ich bedarf um einen Halt zu haben, dessen ich bedarf. Schon vor zwei Jahren wollte ich, wenn ich meinen Abschied erhielte, im Staatsarchiv arbeiten.

Ich schicke hiermit einen block blotting paper, den ich im Bureau benutzt habe; zu Hause habe ich einen zweiten, der noch lange vorhalten wird. Auch die Nelke ist bei Dir besser aufgehoben.

Wegen meiner Gesundheit mache Dir keine Sorge.

In Eile und obgleich erst 3 Uhr Nachmittag in ägyptischer Finsternis.

Lothar.

---

[1]) Die Schwägerin hatte geglaubt, daß die Beförderung eines Angehörigen der Fürsprache L. Bucher's zu danken sei.

XIV.

Im Ruhestande in Berlin.

(15. Mai 1886 — Frühjahr 1890).

Die ersten vier Jahre seines Ruhestandes verlebte Bucher in Berlin mit Unterbrechung durch Kuraufenthalte in Baden-Baden und Laubbach bei Koblenz, und er begann eine Reihe von interessanten Untersuchungen über politische Kunstausdrücke zu schreiben, woraus wohl, wenn ihm längeres Leben und Muße gegönnt gewesen wären, nach und nach eine Art politischen Wörterbuchs geworden sein würde. Früher war er, schon durch seine amtliche Stellung, in ausgebreiteten geselligen Verkehr gezogen worden, den er allmählich aus Gesundheitsrücksichten einschränkte. Wenn man ihn deswegen einen Misanthropen genannt hat, so ist das mindestens Übertreibung. Abgesehen von dem Verkehr mit unserm Bruder Arthur, einem Manne von ungewöhnlicher Gelehrsamkeit, der seit 1862 Lehrer an der Luisenschule in Berlin war und nach dessen Tode, 1883, mit seiner Familie, blieb er in verschiedenen Häusern ein gern gesehener Gast, suchte

auch dann und wann Freunde und Gesinnungsgenossen in einer Weinstube auf. Trotz des örtlichen Leidens erhielt er sich für seine Jahre rüstig. Noch im September 1891 wanderten wir von Laubbach aus, wo sein Rheumatismus mit Massage und Gymnastik bekämpft wurde, wiederholt gegen Abend über die Eisenbahnbrücke nach Horchheim am rechten Rheinufer, wo ein guter Tropfen wächst. Bescheiden und mäßig in seinen Lebensgewohnheiten war er von jeher gewesen. Die ausländischen hohen Orden in seinem Nachlasse verraten kaum eine Benutzung, und daß die Stadt Toronto in Kanada, die im Jahre 1884 zur Feier ihres Bestehens einer Anzahl Straßen neue Namen gab, auch die bisherige Carlton Avenue ihm zu Ehren in Bucher Avenue umgetauft hat, werden aus seinem Munde wohl wenige erfahren haben. —

Sehen wir uns, nachdem wir diese orientierenden Zeilen der Mitteilung von Bruno Bucher in den „Grenzboten" entnommen haben, Bucher im Ruhestande etwas näher an.

Bucher stand, als er in den Ruhestand trat, nahe an den siebziger Jahren; aber er war — abgesehen von seinen kleinen Leiden — noch ein verhältnismäßig rüstiger Mann, der sich stundenlange Ausflüge zumuten konnte. Sein ganzes Leben war Arbeit, Schaffen und Denken gewesen, und ihm wie nicht

leicht einem war es darum gegönnt, procul negotiis noch einen ruhigen Lebensabend zu genießen. Es ist ja richtig, er hat jetzt etwas mehr vom Leben gehabt, seitdem die Anforderungen des Dienstes weggefallen waren; er hat sich in den ihm befreundeten Familien häufiger sehen lassen, mehr für seine Erholung durch Aufsuchen von Bädern und Luftkurorten gethan. Die ernste Arbeit hat er aber darunter doch nicht aufgegeben, und diejenigen, die da meinen, es seien keine Früchte gezeitigt worden, sind im Irrtum.

Die erste größere literarische Arbeit, die aus seiner Feder jetzt hervorging, betitelt sich „Die Vorfahren und der Erbe der Chartisten“ von Bogislaw, abgedruckt in der „Deutschen Revue“ 1886, Oktober und November. Der Artikel analysiert das Programm der im April 1851 in London zu einer Konferenz zusammengetretenen Chartistenvereine und verfolgt dieselbe bis in die letzten Wurzeln.

Der Vorläufer der Chartisten, John Cartwight (1740—1824), hatte es nur auf die Einführung des allgemeinen Stimmrechts und jährliche Neuwahlen abgesehen; daraus entwickelten sich zahllose Chartistenvereine, die aber allmählich abstarben und als Testament das Programm der Konferenz von 1851 hinterließen, welches Bucher so bedeutsam erschien, daß er es bereits in dem Anhange zu dem „Parlamentarismus, wie er

ist" abgedruckt hatte. Und beim Lichte des heutigen Tages wieder gelesen, hat es diesen Abdruck wohl verdient. Sind doch in einem Menschenalter mehr als die Hälfte der in diesem Programm enthaltenen Punkte Wirklichkeit geworden.

Bucher hat den Aufsatz, bevor er mir denselben gab, noch einmal durchgesehen und mit Anmerkungen bereichert, welche bei einer zweiten Auflage zu berücksichtigen wären. „Die meisten Randglossen" — bemerkte er — „sind nur Knoten im Taschentuch für verwandte Gegenstände. Nur über die Minoritäten in Frankreich habe ich eine längere Note zugesetzt, welche Ihnen zeigen mag, daß es bei einem Verein oder einer Bewegung nicht immer auf die Zahl der Mitglieder ankommt."

Bucher's Note lautet:

Burke schrieb 1790 in den Betrachtungen über die französische Revolution: „Die Anfänge der Verwirrung bei uns in England sind gegenwärtig schwach genug; aber bei Euch haben wir eine noch schwächere Kindheit sich von Zeit zu Zeit zu einer Kraft entwickeln sehen, stark genug, um Berge auf Berge zu häufen und selbst mit dem Himmel Krieg zu führen." Man kann dazu heranziehen den Ausspruch Danton's: „Les républicains sont une minorité infime." Taine, Révolution. II, pag. 286. Das Zeugnis Camille

Desmoulin: „Wir waren damals (1789) nur unserer zehn überzeugte Republikaner." Louis Blanc, Histoire de la Révolution Française III, pag. 59. Die Angabe von Garnier-Pagès: „Die Zahl der überzeugten Republikaner war (1848) höchst unbedeutend." Histoire de la Révolution de 1848. VI, pag. 112. Und die von demselben bezeugte Äußerung Ledru-Rollin's am 16. März 1848: „Vor dem 24. Februar war die republikanische Partei die weniger zahlreiche", a. a. O. VI, pag. 424. Endlich den Berichterstatter der Kommission, welche die Ereignisse des 4. September 1870 untersuchen sollte: „Aus alle dem darf man abnehmen, daß der Erfolg des in Paris gegen die Volksvertretung begangenen Attentats genügte, um es in drei Vierteln der Provinzen der radikalen Minderheit möglich zu machen, der konservativen Mehrheit ihre mit Grund so gefürchete Herrschaft aufzulegen." Callet, Les origines de la Troisième République, Paris 1889, pag. 75.

Ein gelungener Handstreich in London würde nie den Erfolg haben wie in Paris. Die Grafschaften sind nicht so hilflos wie die Departements, und London hat nie den Einfluß auf die Geister gehabt wie Paris. Die erfolgreichen politischen Bewegungen sind im Lande entstanden und erst zu guterletzt von der Hauptstadt mitgemacht worden.

Minister und andre Politiker halten ihre Reden in den Provinzialstädten."

Ein andrer Artikel war unter dem Titel „Zwei Minderer des Reichs" in den „Grenzboten" 1886, Viertes Vierteljahr, S. 49—58 enthalten. Die Personen, denen L. Bucher das erwähnte, wenig ehrende Epitheton gab, sind Gladstone und Windthorst. Seine Antipathie gegen Gladstone teilte er mit seinem Herrn und Meister Bismarck, welcher einmal — es war noch vor 1884 — bemerkte: „Wenn ich im Verlaufe meines ganzen Lebens Deutschland nur die Hälfte der Unehre und Schwächung angethan hätte, die Gladstone im Laufe weniger Jahre über England gebracht hat, so würde ich nicht den Mut haben, irgend einem meiner Landsleute wieder unter die Augen zu treten."

Anknüpfend an die Bemerkung von Bruno Bucher über die Absicht seines Bruders, ein Wörterbuch der politischen Kunstausdrücke zu schreiben, ist hervorzuheben, daß ein Bruchteil seiner desfallsigen Studien noch von dem Verfasser selbst veröffentlicht wurde. Ich verweise auf den in der „Deutschen Revue", Aprilheft 1887, S. 67—80 unter Bucher's Namen [1]) veröffent-

[1]) Die Bemerkung im Nekrologe Bucher's in der „Weser Ztg." v. 14. Okt. 1892, Nr. 16474, derselbe habe seit seinem Eintritt ins Auswärtige Amt nichts Neues mehr unter seinem Namen veröffentlicht, ist also nicht richtig.

lichten Aufsatz, betitelt: „Über politische Kunstausdrücke".

Bucher erklärte sich als ein Beförderer des Bestrebens, die deutsche Sprache von Fremdwörtern zu reinigen, und wies auf ein Gebiet hin, wo in dieser Beziehung noch ein gutes, aber auch schweres Stück Arbeit zu verrichten ist — auf das Gebiet der politischen Literatur, deren wichtigste Worte fremder Abstammung sind, die einen der Sprache, die andern dem Begriffe nach, die einen französisch oder englisch, auf deutsch zugestutzt, die andern Übersetzungen ausländischer Worte. Beispiele: Absolutismus, Allianz, Aristokratie, Bourgeoisie, Demokratie, Exekutive, International, Konservativ, Konstitution, Legitimität, Liberal rc.

Eine Reinigung der Sprache von den politischen Fremdwörtern hielt Bucher für unmöglich, aber eine Geschichte derselben hielt er für möglich, „etwa in Form eines Wörterbuchs, und dies würde für die Abwehr fernerer Verunreinigungen wirken, denen unsre Sprache täglich ausgesetzt ist. Eine Geschichte der politischen Kunstausdrücke, nicht von einem politischen Standpunkte aus, sondern als ein Stück Philologie aufgefaßt, würde daher auch für eine gewisse Befreiung der Geister wirken!"

Bucher gab zugleich Direktiven für die Ausarbeitung eines solchen Wörterbuchs, und erbrachte fernerhin den Beweis, welchen Nutzen die Lösung der Aufgabe haben würde, wie wünschenswert eine Polizei wäre, welche gewisse Neugeburten sofort ersäufte [1]).

Bucher selbst löste die Aufgabe bezüglich einer stattlichen Zahl politischer Schlagwörter [2]), besonders eingehend hinsichtlich des Wortes „Öffentliche Meinung", welches er bis zur Geburt — in der „Nouvelle Héloise" (1759) — verfolgte. Auch in gelegentlichen Gesprächen mit mir zog Bucher gegen die politischen Kunstausdrücke zu Felde, wo immer sich Gelegenheit ergab. Als einmal zwischen uns die Rede kam auf das Wort civilisation, bemerkte Bucher: „Ein französischer Schriftsteller, dessen Namen ich leider nicht angemerkt habe, behauptet, daß das Wort zur Zeit der Revolution in seiner Sprache noch nicht vorhanden gewesen sei."

Ebenfalls im zweiten Vierteljahr 1887 erschien „Maharadschah Dulip-Singh" in den „Grenz-

---

[1]) Bucher weist das nach in dem Worte: „Die natürlichen Grenzen", aus denen, auf die Franzosen angewandt, bald „die Rheingrenze" wurde, sowie aus dem Worte Septennat, womit bei den Reichstagswahlen entsetzlicher Unfug getrieben worden war.

[2]) Die besten Interessen Europas, Aristokrat, Intervention, Nichtintervention, Öffentliche Meinung.

boten", S. 606—613. Es behandelt das Schicksal des Sohnes eines von den Engländern unterworfenen indischen Herrschers und seine Differenzen mit der englischen Regierung. Ein Excurs über die afghanische Frage schließt den Aufsatz.

„Ein böser Geist im heutigen England." „Grenzboten" erstes Vierteljahr 1888, S. 377—384 und 533—544.

Der böse Geist, den Bucher hier schildert, ist der „Cant", jene schlaue Affektation sittlicher Überlegenheit, jenes System Pharisäismus, Phrase, Verdrehung, die man im gesellschaftlichen Leben, in der Tagespresse und in der Politik Englands auf Schritt und Tritt verfolgen kann.

„Stammverwandtschaft und Waffenbrüderschaft mit England," „Grenzboten" drittes Vierteljahr 1888, S. 545—554.

In diesem Aufsatz prüfte L. Bucher die obige, früher hochgehaltene und neuerdings wieder aufgewärmte Losung auf ihren Grund und die darin steckende Erwartung auf ihren Wert.

Sonntag, den 25. März 1888, verbrachte ich eine interessante Stunde in L. Bucher's Wohnung, Derfflingerstraße Nr. 22. Ich hatte demselben kurze Zeit vorher mein (anonym erschienenes) Werk „Lassalle's

Leiden"[1]) überreicht und wollte gern wissen, wie Bucher darüber dachte. Derselbe interessierte sich für das Buch und erzählte manches über die Heldin desselben, Helene Dönniges, die er wohlgekannt, und die er, wenn es nach einem gewissen Kopfe gegangen, sogar hätte heiraten sollen.

Wir kamen dann auf Lassalle zu sprechen. Er verglich ihn mit Ajax in der griechischen Tragödie, der die Waffen des Achill beanspruchte und, als er dieselben nicht erhielt, einen Wutanfall bekam und in diesem eine Schafheerde vernichtete, dann aber aus Schamgefühl sich den Tod gab.

Meine Bemerkung: es sei schade, daß von Lassalle's Werken noch keine Gesamtausgabe vorhanden sei, veranlaßte ihn zu der Mitteilung, es sei eine solche Ausgabe geplant, und nur ein geeigneter Herausgeber noch nicht gefunden. Wenn ich wolle, so werde er mich der Verlagsbuchhandlung von Duncker und Humblot in Leipzig als solchen vorschlagen. Die Schriften Lassalle's fielen zwar vielfach unter das Sozialisten-

---

[1]) Der vollständige Titel des Buches, zu dem ich mich jetzt gerne bekenne, ist: Lassalle's Leiden, dargestellt auf Grund einer verloren geglaubten Handschriften-Sammlung, mit dem Porträt Helene von Racowitza's von Franz von Lenbach und zwei Briefen in Faksimile. Carl Heymanns Verlag. Das Büchlein hat schon vier Auflagen erfahren.

gesetz, Fürst Bismarck werde aber sich für das Unternehmen sicherlich interessieren und die Gefahr, die von Herrn von Puttkamer drohe, abzulenken wissen.

Meine Annahme, daß Lassalle ihn zu Bismarck gebracht, sei nicht zutreffend.[1]) Er habe nach der Rückkehr von England zuerst etwa ein Jahr in der Presse sein Geld verdient und sei dann in das Wolff'sche Telegraphen-Bureau gekommen, das habe ihn auch nicht befriedigt, und er habe gegenüber dem ehemaligen Abgeordneten Dr. Schramm den Wunsch ausgesprochen, Rechtsanwalt zu werden. Der letztere habe darüber den Grafen Fritz Eulenburg gesprochen, und dieser hätte sein Vorhaben dem Ministerpräsidenten von Bismarck-Schönhausen mitgeteilt. Bismarck habe geäußert: „Das ist nichts für Bucher, aus der Gesetzgebung ist er heraus, vielleicht giebt sich Gelegenheit, ihn im Auswärtigen Amt zu beschäftigen.“ Das war im Jahre 1864. Kurze Zeit darauf sei an ihn die Anfrage ergangen, ob er dort eintreten wolle, kommissarisch auf ein Jahr, auf Probe; selbstredend unter dem Vorbehalt des vollständigen Bruches mit seinen politischen Freunden von 1848. Die letztere Zusage wurde Bucher, der sich bereits von

[1]) Ich füge noch diese Geschichtserzählung an, obwohl der Gegenstand bereits durch die früher gemachte Mitteilung erschöpft ist.

diesen Parteigenossen längst losgesagt hatte, nicht schwer, und er nahm das Anerbieten gerne an. Die Einberufung verzögerte sich aber noch mehrere Monate, vielleicht aus Mangel, ihn zu placieren; in einem Stübchen mußten sie zu dritt arbeiten.

Bucher erzählte sodann von seinen Aufenthalten in Varzin. Einmal sei er fast sechs Monate beim Fürsten dort gewesen. Sein erster Aufenthalt in Varzin sei in die Zeit nach der Erwerbung des Schlosses durch den Fürsten gefallen. Es sei dort oft toll zugegangen; zumal er alles Schriftliche habe besorgen müssen. Vor dem Ausbruch des französischen Krieges sei er auch der Gast des Hauses gewesen; da habe er den halben Tag dechiffriert, schließlich, als die Arbeit nicht mehr von ihm bewältigt werden konnte, habe Bismarck selbst mitgeholfen und die Gräfin Marie. Vor der Kriegserklärung sei der Chef nach Berlin gereist; ihn habe derselbe zurückgelassen, um die „Rester" aufzuarbeiten und die Gräfin Bismarck auf dem Laufenden der Ereignisse zu halten. Nach einigen Tagen sei er nach Berlin gerufen worden. Das Gespräch wandte sich Delbrück zu. Der habe alles an sich gerissen und seine Finger selbst nach dem Auswärtigen Amt ausgestreckt. Während die Beamten des letzteren nicht einmal die Akten nach Hause nehmen durften, habe der erste Präsident des Reichskanzler-

Amts einmal zu dem Staatssekretär von Thile einen Bureaudiener geschickt mit dem Ersuchen um Übersendung eines gewissen Aktes. Bucher habe geraten, der Bitte nicht zu entsprechen, um schriftliche Requisition zu ersuchen, die er dann schon beantworten wolle. Thile habe aber erwidert, nein, mit Delbrück lasse er sich auf einen Streit nicht ein. — Delbrück sei Bismarck entschieden zu mächtig geworden; er erinnere sich noch so lebhaft, als wäre es gestern gewesen, des parlamentarischen Abends, an dem der Kanzler den erstaunten Abgeordneten sein Reichseisenbahnprojekt verkündete (18. März 1878). Man habe rauchend und pokulierend um den Tisch gesessen, Lasker habe — natürlich mit gewissen Vorbehalten — dem Bismarck'schen Projekte zugestimmt, und da sei denn dem Kanzler im Laufe der Diskussion das Wort entschlüpft: „Delbrück wird freilich dabei verkleinert werden." Bismarck deutete damit an, daß er für die Reichseisenbahnen ein eigenes Reichsamt schaffen werde, mit andern Worten, daß der Zerbröcklungsprozeß des Reichskanzler-Amts weitere Fortschritte machen werde. Am Abend habe der Chef ihm (Bucher) lächelnd aufgetragen, den Inhalt der Gespräche dem Präsidenten des Reichs-Eisenbahn-Amts Scheele mitzuteilen. — —

Bucher erschien mir, trotz der Last seiner Jahre, geistig in vollster Frische. Ich hatte Zeit genug, mir bei dieser Gelegenheit auch seine Wohnung gründlich zu besehen. Sie war sein getreues Spiegelbild, für die Öffentlichkeit, ja selbst für sehr Nahestehende hermetisch verschlossen. Nach seinem Tode ist ein Vertreter der Presse in das Heiligtum eingedrungen und hat davon eine Schilderung entworfen, die in alle Blätter übergegangen ist.

Nicht lange nach diesem ersten Besuche bei Bucher lud die Verlagsbuchhandlung von Duncker und Humblot mich ein, die Herausgabe der kleineren Lassalleschen Schriften zu übernehmen. Bucher selbst fühlte sich, was ich noch bemerken will, zu einer würdigen Bearbeitung dieser Schriften nicht kompetent, weil er, nach seiner eigenen Versicherung, während seiner Amtsthätigkeit nicht die Zeit gehabt hatte, die sozialistische Litteratur der letzten sechsundzwanzig Jahre zu verfolgen. So machte denn ich mich an die Arbeit, die jedoch nur langsam vorwärts schritt, da ich eine andere, mir mehr am Herzen liegende bereits unter der Feder hatte.

Als ich den Stoff einigermaßen übersehen konnte, fragte ich Bucher, ob ich nicht aus seinen Papieren einige ungedruckte Materialien über Lassalle erhalten

könnte. Wie die folgenden Zeilen ersehen lassen, hatte ich diesen Schritt nicht zu bereuen.

Derfflinger-Str. 22, 9. Januar 1889.

Verzeihen Sie die Verspätung meiner Antwort. Beim Empfange Ihres Briefes war ich mir bewußt, einen interessanten Brief von Lassalle zu besitzen, dessen Veröffentlichung nichts entgegensteht. Ich habe ihn erst heute aufgefunden, weil er sich nicht in dem Briefpacket von 1862, sondern in einem Spezialfascikel befand. Ich schicke Ihnen denselben mit der Bitte, ihn nicht originaliter in die Druckerei gelangen zu lassen, wo er verloren gehen oder beschädigt werden könnte, und ihn mir nach genommener Abschrift wieder zugehen zu lassen. Sonst besitze ich von Lassalle nur kurze Billets, da wir uns seit Januar 1862 so häufig sahen, daß kein Anlaß zu einem Briefwechsel war.

Bucher.

Es gab dann noch mehrere Besuche in der Derfflingerstraße, bei deren Gelegenheit ich einmal zu Bucher sagte, sein Leben und Wirken interessiere mich im Grunde weit mehr als jenes von Lassalle; ob er einwillige, daß ich mit meinem Arbeitsplan eine

Schwenkung nach seiner Richtung hin mache.[1]) Bereits seit Jahren trüge ich mich mit dem Gedanken, über ihn ein populäres Buch herauszugeben, zu dem ich bereits einiges Material gesammelt hätte. Ich erkundigte mich dann, ob er sich nicht selbst schon mit einem Gedanken dieser Art vertraut gemacht habe. Bucher erwiderte, daß er wohl daran gedacht habe, Memoiren zu schreiben, daß er aber davon zurückgekommen sei. „Mein Plan war gewesen, ein politisches, auf einen kleinen Kreis berechnetes Buch zu schreiben. Ihr Unternehmen ist nach dem, was Sie mir gesagt, auf das große Publikum berechnet. Über das Verständnis und den Geschmack des letzteren habe ich kein Urteil, während Sie, wie ich glaube, einen Maßstab an sich selbst haben."

Noch an demselben Abend ging ich mit einem schweren Folianten nach Hause. Es waren die mir von Bucher übergebenen stenographischen Berichte der zweiten Kammer, deren Mitglied er gewesen. Später gab eins das andre.

Es ist die Notiz durch die Blätter gegangen, der Plan zu meinem „Achtundvierziger" sei in Friedrichs-

---

[1]) Man vergl. dazu den Aufsatz von Ferdinand Wolff: „Bucher, Bismarck und von Poschinger" in der Zeitschrift: Die „Neue Zeit" 1891—92, Nr. 42 und 43.

ruh gereist. Als ich daselbst mit Bucher zusammentraf, war das gedachte Werk bereits längst gedruckt.

Die Arbeit über Lassalle wurde über dem neuen Plan von mir keineswegs aufgegeben; der Publikation stellten sich aber ernste Bedenken entgegen, da das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21. Oktober 1878 noch immer galt, und die meisten der einschlägigen Broschüren Lassalle's auf Grund des § 11 des gedachten Gesetzes verboten waren. Der § 19 bestimmte aber, wer eine verbotene Druckschrift wieder abdruckt, wird mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark oder mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft. In Frage kam allerdings, den Fürsten Bismarck für die Publikation zu interessieren. Ich dachte ihm vorzustellen, daß die von mir hergestellte Gesamtausgabe der kleinen Lassalle'schen Schriften einen spezifisch wissenschaftlichen Charakter habe, daß schon der Preis des Werkes das Eindringen desselben in die breiten Schichten der sozialistischen Arbeiterbevölkerung verhindern werde, und daß bei dieser Sachlage die Erlaubnis zum Nachdruck der bewußten Schriften wohl unbedenklich erteilt werden könne. Bucher selbst lehnte aber ab, Bismarck für meinen Plan zu gewinnen, und ohne seine Verwendung schien derselbe aussichtslos. Jetzt ist derselbe von andrer Seite zur Ausführung gebracht worden.

Noch am Abend, wo der Grundstein zu dem „Achtundvierziger“ gelegt wurde, vereinbarten wir, daß ich, so oft ich das Bedürfnis fühlte Bucher zu konsultieren, ihn besuchen dürfe, während er nachsehen wollte, ob das eine oder andre von seinen Papieren sich zur Mitteilung eignete. So traten wir uns einander näher.

Ich rechne die Zeit die ich mit Bucher vertraulich verkehrte, zu meinen schönsten Erinnerungen. Wenn ich, meist Freitag abends um 8 Uhr, kam, ließ er mich auf dem Sofa sitzen, zündete sich dann mit mir eine gute, leichte Cigarre an und wartete dann stets, bis ich die Unterhaltung begann. Ich hätte lange warten können, bis er das Stillschweigen unterbrochen hätte. Stets hatte ich ihm gegenüber die Empfindung, welche das Zusammensein mit einem genialen, kraftvollen Geiste erweckt, und sein durchgeistigter Kopf fesselte mich jedes Mal wieder auf's neue.

Zu Anfang war Bucher für meine literarische Arbeit sehr eingenommen; ich kam fast jede Woche zu ihm, sprach die Punkte, die mir unklar waren, mit ihm durch und notierte mir, wenn ich nach Hause kam, sofort den Inhalt unsrer Gespräche. Manches wurde auf dem Korrespondenzwege erledigt. Indem ich hiermit einen Auszug aus den betreffenden Aufzeich-

nungen, auch einzelne seiner an mich gerichteten Briefe mitteile, glaube ich zum Verständnis der einzelnen Phasen von Bucher's Entwickelungsgang einen beachtenswerten Beitrag zu liefern.

Bei unseren ersten Zusammenkünften war von dem parlamentarischen Auftreten Bucher's die Rede. Die Erinnerung an diese bewegte Zeit erfüllte ihn mit Genugthuung, die betreffenden gedruckten Kammerverhandlungen bildeten einen Bestandteil seiner Bibliothek. Er wollte aber nicht, daß ich mich mit allen Bänden auf einmal abschleppe. Diesem Umstande verdankt der folgende Brief seine Entstehung.

Derfflinger-Straße 22, 7. April 1889.

Hierbei die stenographischen Berichte der Nationalversammlung.

In den Reden, die ich gestern Abend nachgelesen habe, quäle ich mich mit der Frage der erworbenen Rechte, welche Lassalle in seinem großen Werke behandelt hat. Ich habe es so gut oder so schlecht gemacht, wie von einem jungen Assessor zu erwarten, der aus der Gerichtsstube in eine gesetzgebende Versammlung berufen wird, und zwar 1848.

Zu der Erwähnung Mirabeau's in einer meiner Reden habe ich ein Fragezeichen gemacht, auf das ich keine Antwort zu geben weiß. Ich erinnere mich

nicht, woher ich meine Angabe über ihn genommen habe, wahrscheinlich aus einer im Sommer 1848 erschienenen, unzuverlässigen Gelegenheitsschrift. In der angegebenen Form hat er die Äußerung, die ich ihm zuschreibe, sicher nicht gethan. Ich werde einmal auf der Bibliothek nachsehen.

Wie Sie sehen, habe ich selten gesprochen, dagegen war ich recht thätig in meiner Abteilung, deren Protokolle ich zu führen hatte, und in der Justizkommission.

Über die im April 1849 zusammengetretene und nach einigen Wochen aufgelöste zweite Kammer habe ich nichts. Soviel ich mich erinnere, habe ich in derselben nur einmal das Wort genommen, als Berichterstatter über den Antrag auf Aufhebung des Belagerungszustandes [1]).

Bucher.

Bei unsrer nächsten Zusammenkunft kam Bucher auf die Verwechselung zurück, die er in einer seiner parlamentarischen Reden mit Mirabeau (Eigentum ist Diebstahl) begangen hatte. „Daß Proudhon seinen Satz einem Vorgänger entlehnt hat, ist richtig, dieser Vorgänger war aber nicht Mirabeau, sondern der

[1]) Vergl. Ein Achtundvierziger, Bd. I, S. 97 ff.

Girondist Brissot, der 1782 eine kleine Schrift „Über das Eigentum und den Diebstahl“ veröffentlicht hat.“

Am 6. Mai 1889 schrieb er mir:

„Da es sich nicht um eine Geschichte des Jahres 1848/49 handelt, sondern um die Thätigkeit eines Individuums, so scheint es mir am besten, gleich bei der Eröffnung der Nationalversammlung die Momente zusammenzustellen, die beweisen, daß die Regierung in der Beurteilung der Thatsachen und Rechtsfragen hin- und hergeschwankt hat, von der Anerkennung einer Revolution bis zur Verurteilung einer Revolte. Von diesem Hintergrunde[1]) würde mein Verhalten eine richtige Beleuchtung erhalten. Auch manche sonst unvermeidliche Wiederholung erspart werden. Der Geschichtsschreiber würde mit einem Artikel der Art zu schließen haben.

Br.

Vom 10. Mai 1889 datiert folgendes kleine Billet:

„Wollen Sie nicht meine Rede vom 14. Juni, Stenogr. Bericht S. 197[2]), berücksichtigen? Sie scheint mir die verständigste, die ich gehalten habe.“

In Ferdinand Fischer's „Preußen am Abschlusse der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts“,

[1]) Vergl. Ein Achtundvierziger, Bd. I, S. 17 ff.

[2]) Abgedruckt a. a. O., Bd I, S. 24.

Berlin 1876, fand ich die Notiz, Bucher habe — nach Auflösung der Kammern — am 3. Mai 1848 mit den Mitgliedern des Centralkomitees für volkstümliche Wahlen ein Wahlmanifest erlassen, worin das Volk aufgefordert wurde, auch nicht die geringste Beschränkung des Urwählerrechts zu dulden. Bucher bemerkte in Bezug hierauf: „Ich habe mich für Wahlenthaltung erklärt. Ob ich das Manifest vom 3. Mai 1848 unterzeichnet habe, ist mir nicht erinnerlich. Ich möchte es bezweifeln, weil ich meiner Erinnerung nach am 3. Mai nicht mehr in Berlin war.“

Eines Abends brachte ich Bucher die ihm bis dahin unbekannte Schrift von R. Walter: „Parlamentarische Größen“, Berlin 1850 und 1851, mit, wovon der erste Band die Charakterbilder der Konservativen, der zweite jene der „Demokraten“ zeichnet. Schon daß er unter dieser letzteren Rubrik neben Waldeck, d'Ester, Jacoby, Kinkel figurierte, schien ihn nicht angenehm zu berühren. Das nächste Mal, wenn wir uns wiedersähen, wollte er mir über den Inhalt Bescheid geben. R. Walter hatte in dem Buche auf Bucher's Rede über die Todesstrafe[1]) Bezug genommen und im Anschluß daran bemerkt: „Hier haben wir also „das Dogma von der Volkssouverainität,“ — wie Bucher es selbst ein ander Mal genannt und als die eigentliche Grenz-

[1]) A. a. O., Bd. I, S. 32 f.

marke zwischen dem Konservatismus und der Demokratie bezeichnet hat — in der reinsten Gestalt und mit allen notwendigen Konsequenzen.“ Mit Bezug hierauf bemerkte Bucher: „Ich bin sicher, das Wort Volkssouvereinetät, was Walter (Rogge) unrichtig Volkssouverainität schreibt, niemals ausgesprochen zu haben. Er behauptet das auch nicht geradezu, sondern schiebt es mir indirekt unter. Ich war allerdings der Ansicht, die von sehr konservativen Männern geteilt wurde, daß die Versammlung nicht aufgelöst werden könne, so lange die Verfassung nicht zu stande gebracht sei. Daraus folgte, daß, so lange dieser Zustand dauerte, die subjektive Staatssouvereinetät geteilt war. In diesem Sinne habe ich in der Sitzung vom 7. September (S. 1082 der stenographischen Berichte der preußischen National-Versammlung) die Äußerung eines hervorragenden Redners, Schulze von Wansleben (S. 1075) aufgenommen und teilweise wiederholt. Er hatte gesagt, die National-Versammlung sei die „Trägerin der Souvereinetät des ganzen Volks;“ ich sagte nur, sie sei „Trägerin der Souvereinetät“. Der Standpunkt Walter's läßt sich übrigens so bezeichnen, daß er sich mit Fichte, der den Staat einen Zuchtmeister zur Freiheit nennt, in diametralem Gegensatz befindet. An einer Stelle seiner Schrift (Bd. I, S. 29) erwartet Walter Hilfe nur von dem Radikalismus, der „ganz

einfach den Staat selbst zu beseitigen strebt, um die harmonische Entwickelung der Gesellschaft in freien Formen zu sichern." Lassen Sie mich also mit Walter in Ruhe!"

Derselbe Walter hatte sich übrigens über Bucher im großen und ganzen anerkennend ausgesprochen. Er nannte ihn eine stille, mehr in sich hinein als nach außenhin lebende Natur. „Aber mehr Jurist als Kirchmann übte er sein Denkvermögen an konkreten Gegenständen, nicht durch philosophische Analyse. Er entwickelte in der National-Versammlung, namentlich in betreff der bäuerlichen Verhältnisse, erstaunliche und gut verarbeitete Kenntnisse in der preußischen Spezialgesetzgebung. Ihm fehlt die Ironie Kirchmann's, die eben die Folge der zersetzenden Kritik ist; und so sehr beide in ihrem ruhigen, anspruchslosen Auftreten sich ähnlich sehen, finden wir bei Bucher statt der seinem Kollegen eigentümlichen Weichheit doch eine kräftigere Männlichkeit, die, obschon ihm das Pathos Waldeck's durchaus abgeht, nachhaltiger wirkt, als alle „Aufgeregtheit" des letzteren." Bei allen in die agrarischen Angelegenheiten einschlagenden Fragen habe Bucher in der Versammlung „für eine Art von Autorität" gegolten. Derselbe sei überhaupt trotz seiner Vorliebe für den Rechtsboden kein einseitiger „Staatsmensch"; „im Gegenteil, sein Antrag auf Abschaffung der

Wuchergesetze und Einführung allgemeiner Wechselfähigkeit, noch mehr aber seine Briefe aus England deuten darauf hin, daß er Herz und Verständnis hat für eine rein gesellschaftliche, vom Staat unabhängige Entwickelung."

Als wir in Bucher's Entwickelungsgang an den Steuerverweigerungs-Prozeß kamen, erwähnte derselbe, die im Jahre 1850 erschienenen Berichte über den Gang des Prozesses seien, wenn sie sich auch „authentische" nennen, doch lückenhaft. Auch habe der Vorsitzende nicht die nötige Unparteilichkeit an den Tag gelegt. Worauf es ihm ankomme, das wolle er nach Befragung seiner Papiere mitteilen. Am 4. Mai 1889 schrieb mir darauf Bucher:

„In dem Dorn'schen Buche habe ich das Gesuchte nicht gefunden. Ich erinnere mich so sicher, als wenn es gestern gewesen wäre, daß Caprivi sagte:

Ich kann dem Angeklagten nicht gestatten über die Frage . . . .
zu sprechen.

Wie die Frage formulirt war, weiß ich nicht mehr bestimmt; sie war aber eine Grundlage der Vertheidigung, und ich habe das Verbot des Präsidenten als eine schwere Rechtsverweigerung empfunden. Br.

Wenn ich die Zeit von 1848 berührte, so fand ich bei Bucher jedesmal die Tendenz, sein damaliges Verhalten als ein staatsbürgerlich loyales darzustellen:

„In den mancherlei Revolutions-Komitees, die während der ersten Jahre in London, teils von Deutschen allein, teils in Verbindung mit Flüchtlingen anderer Nationen gebildet wurden, findet sich mein Name nicht. Ein polizeilicher Versuch im März 1853 mich in die Verschwörung des Dr. Ladendorf zu verwickeln, glückte nicht. Umgekehrt glaubte ich bald meine Aufgabe darin finden zu müssen, die Irrthümer, welche ich nach und nach abstreifte, bei den alten Parteigenossen in Deutschland zu bekämpfen. Natürlich hatte ich dabei gegen einen starken Strom zu schwimmen und gerieth mit der Redaktion des Blattes in Konflikt, die mich zuweilen belehrte, zuweilen nur ihre schlechte Laune ausließ."

Sein erstes, im Jahre 1851 erschienenes Buch: „Kulturhistorische Skizzen aus der Industrieausstellung aller Völker", worauf ich in einem Bibliothek-Katalog aufmerksam wurde, betrachtete Bucher wie eine Jugendsünde. Ich erhielt, nachdem ich es ihm zur Einsicht geschickt, unter dem 16. September 1889 folgende Antwort:

„Von dem unglücklichen Buche über die Ausstellung habe ich bei einer Verwandten ein Exemplar aufgetrieben, welches ich 1851 verschenkt hatte. Es wird sich daraus nur wenig wiedergeben lassen. Die langen Auszüge aus Mayhew London Labour and London poor — damals eben erschienen — sind m. E. heute nicht angebracht, weil der Inhalt des Buches längst in die Unterhaltungsblätter übergegangen ist, wovon ich mich wieder in diesem Sommer beim Durchblättern alter Revuen überzeugt habe."

Ich machte mich trotzdem an die Arbeit und schickte Bucher die Auszüge, die ich aus einem Erstlingswerke geben wollte. Er antwortete mir unterm 29. September 1889:

„Es ist sehr schwer, sich in den Plan und Geist eines Andern zu versetzen. Und das ist auch der Grund, weshalb ich Anstand genommen habe, über Ihre Auszüge des Büchleins von 1851 [1]) zu votiren Ich glaube Ihren Plan zu verstehen. Diese demokratischen Expektorationen, an denen höchstens eine gewisse Lebendigkeit des Styls anzuerkennen ist, als das zu benutzen, was die französischen Maler repoussoir nennen, als Kontrast zu

[1]) Vergl. Ein Achtundvierziger, Bd. I, S. 228 f.

den Einsichten, zu denen ich mich später durchgearbeitet habe; und der Plan ist ganz sachgemäß. Ich rathe nur davon ab, zu viel von den demokratisch-satyrischen Ausfällen stehen zu lassen für die heutige Generation, die dergleichen nicht mit der Befriedigung lesen wird, wie die Zeitgenossen von 1851, sondern mit einem gewissen Erstaunen darüber, was 1851 geschrieben und gelesen worden ist. Ich glaube, man würde sich über zu viel Wiederholung beschweren, und Ihnen wegen der Auswahl einen Vorwurf machen.

In dem Gedanken verträgt das zurückfolgende Packet noch manchen Abstrich. Es wird immer genug übrig bleiben, um die Stimmung des Verfassers und der damaligen Leser zu kennzeichnen. Die Wahrheit zu sagen, ich fand meine eigene Schreiberei in dieser konzentrirten Gestalt etwas langweilig.

Ich erinnere mich übrigens, in dem Buche irgendwo meine Verbindlichkeit gegen die Werke von Klemm ausgedrückt zu haben. Ich möchte bitten, das zu erwähnen, zur Abwehr des Plagiats."

Einige Tage später erhielt ich folgendes Billet:

„In meinen alten Papieren habe ich den anliegenden Artikel über das deutsche Theater gefunden,

der sich an die Ausstellung anschließt, und gegen dessen Abdruck ich kein Bedenken zu erheben habe. Er trägt wie alle meine Berichte über die Ausstellung von 1851 nicht ein □, sondern das Zeichen † †, was, wenn ich mich recht erinnere, mit der Abrechnung zusammenhing.

Br.

Als ich Bucher einmal in einer Mappe verschiedene ältere Teile seiner Londoner Korrespondenz überbrachte, bemerkte er: „Welche Arbeit bürden Sie sich auf! Da es aber einmal geschieht, möchte ich Sie bitten, auf den ersten Artikel zu vigilieren, der einen Angriff auf Palmerston enthält, und mir denselben freundlichst zukommen zu lassen. Ich will daran einen kleinen Exkurs über Palmerston fügen [1]), der manche Wiederholung und spätere Erläuterung ersparen und Gelegenheit geben wird, ein Material anzubringen, was Bismarck gern lesen wird. Auch der erste Artikel, der Spott oder Zweifel an der „herzlichen Kooperation" von England und Frankreich enthält, wäre mir erwünscht.

Daß Palmerston das nicht war, als was er sich geben wollte, indem er einer Deputation eines liberalen Vorstadtvereins sagte: „England sei der einsichtsvolle

[1]) Die in Aussicht gestellte Mitteilung ist leider nicht erfolgt.

Sekundant jedes für seine Freiheit kämpfenden Volkes", darüber existiert in der „National-Zeitung" eine ausführliche Korrespondenz von mir. Das nachzuweisen erfordert heut nicht mehr die Mühe, die ich mir damit dem hartnäckigen, durch gewisse Preßpensionen genährten Glauben der deutschen Liberalen gegenüber geben mußte". — —

Ich machte einmal die Beobachtung, Bucher sei, soviel ich aus seinen □Artikeln entnommen, als Freihändler nach England gegangen und als Schutzzöllner zurückgekehrt. Bucher schüttelte den Kopf: „Die Verzerrung von Adam Smith, die ich mit dem Ausdrucke „Nichtsalsfreihändler", Lassalle als „Nachtwächtertheorie" vom Staate bezeichnet haben, habe ich, sobald ich mit ihm bekannt wurde, als eine Verirrung betrachtet [1]). Dabei konnte ich aber den Freihandel im alten Sinne, d. h. den freien Gutsaustausch zwischen den Staaten für richtig halten, und was ich gegen Ende des Cobden-Klub von den deutschen Demokraten gesagt habe, gilt auch für mich.

Protektion bedeutete während meines Aufenthaltes in London Schutz der Landwirtschaft, Kornzölle. Über Zölle zum Schutze der Industrie wurde damals nicht

---

[1]) Man vergl. den „Parlamentarismus, wie er ist", S. 19 u. 273, Zeile 5 u. 6 v. o.

gestritten. Bei der Vereinfachung des Tarifs war man sehr vorsichtig verfahren, hatte die großen Industriezweige nur dann der Konkurrenz des Auslandes ausgesetzt, wenn man sich überzeugt hatte, daß sie dieselben nicht zu fürchten hätten. Erst als der englisch-französische Handelsvertrag 1860 dem Parlament aufgenötigt wurde, wurde im Interesse einzelner Industriezweige Widerspruch gegen die Herabsetzung der Einfuhrzölle erhoben.

Das Kolleg über Nationalökonomie, das ich gehört hatte, schloß mit Adam Smith. In England lernte ich Carey kennen, den man als den veramerikanisierten List bezeichnen kann. Ich glaube aber nicht, daß ich in London über Schutzzölle der Industrie geschrieben habe. Ich hatte keine Veranlassung dazu; daß deutsche Fabrikate Eingang in England fanden, konnte mir ja nur recht sein." — —

Von seinen Londoner Lehrjahren sprechend, bemerkte Bucher: „Vom Frühjahr 1850 bis Ende des Jahres 1860 habe ich täglich an die „National-Zeitung" geschrieben, nicht selten an einem Tage zwei, also in runder Summe 3000 Artikel geliefert, während der ersten Jahre auch die Auszüge aus den Parlamentsverhandlungen gemacht. Es sind also zehn Jahre harter Arbeit gewesen. Beim Durchblättern der betreffenden Jahrgänge läßt sich erkennen, wie diese

Arbeit mich in allmählichen Übergängen von den politischen Vorstellungen, die ich mitgebracht hatte, zu den Ansichten geführt hat, mit denen ich heimkehrte. Diese Arbeit, verbunden mit dem regelmäßigen Lesen deutscher Zeitungen verschiedener Farbe, wie es meine Beschäftigung mit sich brachte, bewahrte mich vor den Illusionen des politischen Flüchtlings, welche Macaulay in einer oft angeführten Stelle geschildert hat [1]).

Wir kamen auf einzelne seiner Artikel, u. a. auf das Treiben und die Sophismen der Puseyten zu sprechen, und auf die englische Staatskirche. „Es wird Ihnen — bemerkte Bucher im Hinblick auf die Möglichkeit, daß ich seine Korrespondenz darüber in die Biographie aufnehmen würde — gut thun, den Sprachgebrauch richtig zu stellen, indem ich mich anfangs auch geirrt habe. Die Staatskirche heißt im gesetzlichen Sprachgebrauch Established Church, in der Liturgie Our Holy Catholic Church. Innerhalb derselben giebt es zwei Richtungen, die hochkirchliche, High Church, die nach einem römischen Priestertum hin gravitiert, und Low Church, welche auf das bischöfliche Amt wenig giebt und den Schwerpunkt in der Gemeinde sucht. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren der niedere Klerus, in dem

[1]) Gemeint ist wohl die Stelle in History of England, Tauchnitz Ed. Vol. II, p. 94.

Sympathien für die Stuarts lebten, High Church, die von Wilhelm III. und den Hannoveranern ernannten Bischöfe Low Church. Auch in neuerer Zeit sind nicht alle Prälaten High Church. Der Professor Pusey in Oxford, gest. 1882, war Führer der hochkirchlichen Partei; sein Freund Newman trat über und wurde Kardinal. In Irland ist die Staatskirche durch das Gesetz von 1869 entstaatlicht und entpfründet worden. Dieselbe Maßregel für Schottland und Wales hat Gladstone im Herbst 1889 auf das Programm der liberalen Partei gesetzt."

Es kam die Rede auf einen Strike der Londoner Maschinenbauer zur Zeit von Bucher's Aufenthalt in England, bei welcher Gelegenheit die Arbeiter den Kürzeren gezogen hatten. Die Dockarbeiter hatten in London mit ihrem Ausstande im September 1889 gesiegt. „Es hat sich eben — bemerkte Bucher — in England seit den fünfziger Jahren viel geändert. Der revolutionäre Sozialismus hat Boden gewonnen, und die Leitung der Londoner Polizei ist so schwächlich geworden, daß die willigen Arbeiter gegen die Bedrohungen und Gewaltthätigkeiten der ausstehenden nicht geschützt wurden. Überdies waren die Dockgesellschaften, die seit Jahren infolge der Konkurrenz, die sie einander machen, keine Dividenden zahlen, nicht widerstandsfähig, und die launenhafte Sentimentalität

der Wohlhabenden öffnete diesmal Börsen, welche seiner Zeit für die Maschinenbauer nichts hergegeben hatten."

Ich legte Bucher eine Auswahl solcher Londoner Artikel desselben vor, die mir noch heute lesenswert erschienen. „Ich glaube nicht — bemerkte er bei unsrer nächsten Zusammenkunft — daß die von mir rot angestrichenen Artikel jemanden so interessieren werden, daß er sie nachschlägt. Dagegen wäre es meines Erachtens nützlich, eingehende politische Artikel in derselben Weise zu erwähnen, d. h. den Gegenstand zu bezeichnen und die Nummer anzugeben, z. B. die Analyse der Wiener vier Punkte mit der Synopsis der verschiednen Redaktionen (Nat.-Ztg. Nr. 223 und 229 vom 15. und 19. Mai 1855). Wer die Geschichte der Zeit einmal gewissenhaft schreiben will, muß sich mit den Blaubüchern beschäftigen, deren nutzbringende Lektüre zeitraubend und mühsam ist, ihm wird mit den Analysen gedient sein, die sich gerade in den Jahrgängen 1856—1860 finden."

Nachstehend teile ich noch eine Übersetzung eines Briefes Joseph Mazzini's an Bucher mit, dessen Veröffentlichung mir derselbe in den Tagen unserer Zusammenkünfte im Jahre 1889 gestattete. Derselbe lautet:

Lieber Bucher.

Niemand hatte mir etwas davon gesagt, daß Sie, wie Sie sich ausdrücken, gegen mich geschrieben haben. Ich kenne Sie jedoch hinreichend, um versichert zu sein, daß, was Sie auch geschrieben haben, Ihre Überzeugung ist und nichts enthält, was Sie mir nicht auch mündlich sagen könnten.

Was das Manifest anbetrifft, so bedauere ich dasselbe im Interesse unsrer beiden Länder. Ich befürchte, Sie beurteilen die Lage und die wirklichen Absichten Italiens nicht richtig. Es giebt zweifellos Streitpunkte, z. B. das Italienische Tirol, aber sie müssen und werden auf friedlichem Wege durch den freien Ausdruck des Volkswillens ihre Lösung finden. Wir, die nationale Partei, sind ebenso wie Sie am Werk, Louis Napoleons Pläne und die selbstsüchtige und atheistische Politik der Sardinischen Dynastie zu vereiteln. Wir gebrauchen ein einiges Deutschland und wir schmeicheln uns mit der Hoffnung, daß wir durch unsern Angriff auf Österreich — natürlich ohne L. Napoleons Hilfe — Deutschland eine Gelegenheit wie die von 1848 verschaffen werden.

Sollte in Deutschland eine feindselige Stimmung gegen unsre eigene Emanzipation hervortreten, so würden viele schwache und idiotische

Männer bei uns aus Furcht acceptieren, was Cavour sagt, „alle Welt ist gegen Euch, Ihr müßt Euch an Napoleon um Hilfe wenden," und Ihr würdet damit Euer eigenes Vorhaben bekämpfen.

Was Sie aber auch thun mögen, das wird von mir als falsche politische Ansicht bedauert, niemals aber mißdeutet werden. Es kann sein — ich fürchte es — daß wir die Fehler von 1848 wiederholen und, gleich Penelope, unser Werk mit unsern eigenen Händen zerstören; aber in Betrübnis oder Freude, unsre gegenseitige persönliche Wertschätzung wird dies überdauern.

Betrachten Sie mich, lieber Bucher, als ganz der Ihrige

Joseph Mazzini.

11—61 Burton House Walham Green.

Dank für den „Humboldt".

Ein andres Mal teilte ich Bucher mit, daß aus dem Jahre 1850 nur ein Feuilleton vorhanden sei, sein erstes, „Die Sprengung der Klippe bei Seaford" (abgedruckt in der „National-Zeitung" vom 25. September 1850), und stellte die Aufnahme desselben in die Publikation anheim. Bei der Rücksendung bemerkte Bucher am 21. Oktober 1889:

„Weshalb sollen gerade die Feuilletons so gewissenhaft katalogisirt werden. Es hing von Zabel ab, ob er einen Artikel als Korrespondenz oder als Leitartikel drucken wollte; und ob er das eine oder das andere gethan, interessirt heute doch niemanden. Auch wird schwerlich jemand Veranlassung haben, im Feuilleton nachzuschlagen — ich nehme das Turnfest (abgedruckt in der „National-Zeitung" 1860 Nr. 369, 379 und 389) aus. Die Korrespondenzen dagegen aus den Jahren 1853—1859 enthalten Material, was jemand, der die Geschichte der Zeit schreiben will, gut benutzen könnte; es ist aber unmöglich, das zu katalogisiren. Weshalb gerade die Feuilletons, die — ich darf mich über meine Schreibereien ja eines starken Ausdrucks bedienen — manchen Quark enthalten, z. B. die mit Gossip überschriebenen (abgedruckt in der „National-Zeitung" 1856 Nr. 491, 499, 503 und 551).

Von Briefen aus der Londoner Zeit habe ich nichts mehr. In Berlin habe ich keinen Briefwechsel gepflogen."

Über die Frage, in wie weit sich die von Bucher der „National-Zeitung" eingesandten Feuilletons noch heute zum Abdrucke eignen, haben wir uns auch später nicht einigen können. Bucher war, glaube ich, hier nicht

objektiv genug. Er wollte es der jetzigen Generation nicht wissen lassen, daß **er**, „die rechte Hand Bismarck's", vor dreißig Jahren auch zur Unterhaltung und Kurzweil des Leserkreises einer Zeitung geschrieben hatte; ihm tönte noch immer das Spottgeschrei seiner Gegner in den Ohren, die bei seiner Berufung in das Auswärtige Amt ausgerufen hatten: „Was will Bismarck mit dem Feuilletonisten?" Und doch war Bucher nichts weniger als Feuilletonist. Er war, wie schon Julius Eckhardt bemerkte[1]), zu gründlich, um mit Leichtigkeit schreiben zu können. In den Bucherschen Feuilletons steckte meist ein gutes Stück gelehrter Forschung, so daß ich es mir nicht nehmen ließ, daß einzelne derselben noch das Interesse des heutigen Lesers zu erwecken vermögen.

Da wir mit Zähigkeit beide an unserm Standpunkt festhielten, so kam die Kontroverse wiederholt zur Diskussion. Auch schriftlich wurde sie berührt, u. a. in folgendem an mich gerichteten Briefe Bucher's.

10. Juni 1889, 24° R. im Schatten.

Ich fürchte, Sie werden mich zu sehr zum Feuilletonisten machen, mit welchem Spottnamen

---

[1]) Man geht wohl nicht irre, wenn man ihn als Verfasser des Nekrologs von Bucher im „Rigaer Tageblatt" Nr. 227 vom 4. (16.) Oktober 1892 bezeichnet.

die „auf dem höheren Standpunkt“ stehenden Redakteure der „National-Zeitung“, auch Delbrück, mich belegt haben, worüber ich allerlei Anekdoten habe. Die ernste Arbeit, wenn sich Stoff fand, verwendete ich auf die Korrespondenzen; Feuilletons schrieb ich ebenso zu meinem als der Leser Vergnügen. Manche Artikel kamen nur deshalb „unter den Strich“, weil sie für die obere Etage zu lang waren. Die damaligen Redakteure haßten mich aus vielen Gründen. Manche Leser sagten ihnen, daß sie an meinen Sachen Gefallen fänden, was die Herren als eine Beleidigung ihrer Sachen ansahen. Ich wollte mich, wie ein Redakteur gesagt, nicht discipliniren lassen. Ich machte mich allmählig von der Freiheitsillusion los. Endlich schnitt ich sie, als sie sich im Herbst 1866 mir wieder nähern wollten, weil sie mich 1864 geschnitten hatten. Der Haß hat sich auf ihre Nachfolger vererbt, und sie werden geneigt sein, in der Beurtheilung Ihres Buches mich wieder als Feuilletonisten zu hänseln. Was ich seit 1864 geschrieben habe und vielleicht auch von den Herren als nicht feuilletonistisch würde anerkannt werden, können Sie doch nicht vorbringen.

Ich weiß sehr wohl, daß aus meinen politischen Korrespondenzen, wenn sie auch für den Geschichtsschreiber manches brauchbare Material ent-

halten, sehr wenig in Ihr Buch passen wird. Aber ich denke, Sie werden bei der Schlußredaktion noch manches Feuilleton streichen, z. B. den „Eisernen Schneider“ [1]).

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen so viel darein rede, aber ich kann Sie versichern, daß ich es weniger meinet- als Ihretwegen thue, Sie sind doch responsible. Ich habe, nachdem ich 30 Jahre theils vor, theils hinter den Kulissen der Presse gestanden, einen sehr geringen Respekt vor dem ganzen Zeitungswesen. Bucher.

Da wir uns, wie gesagt, im Prinzip nicht einigen konnten, so gingen wir Bucher's Feuilletons in den zwölf Jahrgängen der „National-Zeitung“ der Reihe nach durch, und dies gab wiederum zu manchen Bemerkungen desselben Anlaß, welche die Aufzeichnung verdienten.

Bei Erwähnung seiner Rezension über das im Jahre 1853 erschienene Werk: Elements of the Laws in force in the United States by Smith („National-Zeitung“ Nr. 367 vom 10. August 1853) bemerkte Bucher: „Bismarck kennt das Buch und wollte ein ähnliches für Deutschland gemacht haben.“

---

[1]) Ein Referat über die Besichtigung der ersten amerikanischen Nähmaschine. „National-Zeitung“ 1853 Nr. 297.

Ich hatte nicht übel die Absicht, das Bucher'sche Feuilleton „Die menschlichen Racen“ [1]) („National-Zeitung“ Nr. 313 und 317 vom 8. und 11. Juli 1854) mit einigen Streichungen in die Biographie aufzunehmen.

„Damit ist nichts zu machen — bemerkte Bucher — ich will Ihnen den Schlüssel zu dem Buche geben, den ich kannte und boshafter Weise verschwieg. Das Werk ist im Auftrage der amerikanischen Sklavenhalter geschrieben, die den Emanzipationsbestrebungen gegenüber, die später zu dem Bürgerkriege führten, das Interesse hatten zu behaupten, daß es mehrere, ursprünglich verschiedene Menschenracen gebe. Ich benutzte das Buch nur, um mich über die Reverends lustig zu machen.“

Auch mit den City Frauds [2]), einer Besprechung des Buches: The great City Frauds exposed by Seton Laing, würde nichts anzufangen sein. „Der kaufmännische Teil ist interessant für Sachverständige, unverständlich für andre, und die novellistischen Epi-

[1]) Übersetzung des englischen Werkes Types of mankind or ethnological researches etc. by J. C. Nott and G. R. Gliddon. London, Trübner and Comp. Philadelphia, Lippincott Grambo & Comp. 1854. 32 Schilling.

[2]) Abgedruckt in der „National-Zeitung“ 1856 Nr. 293, 295, 297, 299.

soden wären ohne den kaufmännischen Hinter- oder Untergrund doch zu dürftig. Ein Unterhaltungsblatt würde noch heute nicht übel thun, den ganzen Artikel abzudrucken."

Später kam ein Feuilleton Bucher's in der „National-Zeitung" vom 20. Januar 1854, Nr. 33, an die Reihe, betitelt: „Die Irvingianer", bekanntlich eine Sekte, die sich nach ihrem Stifter, dem Pastor Eduard Irving, einem schottischen Geistlichen, nannte. „Ich schrieb den Aufsatz — bemerkte Bucher — weil damals über diese neue Sekte in Deutschland sehr wenig bekannt war. Man wußte nur, daß Generale, Tribunalsräthe u. s. w. in dieselbe eintraten, um unter dem Mystiker Friedrich Wilhelm IV. Karriere zu machen, und daß Wagener (der von der „Kreuzzeitung") Engel, d. h. oberster Priester der Berliner Gemeinde war. Seitdem sind ausführliche Werke über die Sekte erschienen, die Berliner Gemeinde aber ist sehr zusammengeschmolzen, weil man unter Wilhelm I. nicht mehr Karriere mit dem Unsinn machte."

Das in Band II S. 290 erwähnte Schlußkapitel seines Werkes über die Londoner Industrie-Ausstellung, betitelt „Moral", empfahl Bucher besonders meiner Beachtung. Zu der Stelle, der deutsche Michel sei durch die Faustschläge Macdonald's und durch die Fußtritte Palmerston's in den Witwenstand

geschleudert worden, bemerkte Bucher zu mir: „Zu Macdonald könnten Sie den Lesern, die sich der Geschichte der fünfziger Jahre nicht mehr entsinnen, eine Erläuterung geben: Ein Engländer dieses Namens widersetzte sich auf dem Kölner Bahnhof den Beamten mit Faustschlägen, wurde überwältigt, eingesperrt und bestraft. Darüber in der englischen Presse ein solches Geschimpfe, nach der Melodie Civis Romanus sum, daß vielen deutschen Blättern die Galle überlief. Palmerston nahm daran Anlaß, ein Abkommen zu treffen, welches ihm einen stillen Einfluß auf die deutsche Presse sicherte, auch unter Gladstone fortbestand und weniger positiv als negativ, d. h. durch Verschweigen wirkte."

Das in demselben Schlußkapitel erwähnte Buch des Professors Carl Vogt: „Studien zur gegenwärtigen Lage Europas", schien mir geeignet, etwas näher besprochen zu werden. Bucher protestierte aber hiergegen: „Rodbertus und andre haben mir gesagt, daß ich — im Auslande lebend — den Einfluß des Vogtschen Buches überschätzt, und in der That für ihn Reklame gemacht hätte."

Ich hatte versucht, einen langen Bucher'schen Artikel über England und Frankreich durch Umstellungen und Einschaltungen für die Biographie lesbar zu machen. Als ich den Artikel in der neuen Fassung

mit meinem Zweifel über die Opportunität der Aufnahme Bucher mitteilte, bemerkte derselbe: „Er ist und bleibt eine Mißgeburt, die nur Spöttereien hervorrufen würde."

So oft Bucher auf sein ehemaliges Verhältnis zur „National-Zeitung" zu sprechen kam, war eine kleine Animosität nicht zu verkennen. „Der dicke Wolff[1]), der sich auf ingeniöse Weise der „National-Zeitung" (Aktienunternehmen) bemächtigt hat, sagte mir einmal: „Eine Neuigkeit ist uns mehr wert als die schönste Abhandlung", womit er die industrielle Seite einer Zeitung richtig ausgedrückt hat. Aber Neuigkeiten, besonders politische, sind nicht umsonst zu haben, werden durch Gegendienste oder wenigstens durch geduldiges Antichambrieren erkauft. Weder das eine noch das andere sagte mir zu.

Einmal konnte ich allerdings die primeur einer sehr wichtigen Nachricht geben, am 1. oder 2. Januar 1859, wo ich der „National-Zeitung" meldete, zwischen Anfang März und Ende Mai würde der Krieg zwischen Frankreich und Italien ausbrechen. Die Nachricht war aber so verblüffend, daß Vater Zabel sie bei seite legte, bis der 48 Stunden in Paris zurückgehaltene Neujahrsgruß Napoleons an Hübner bekannt wurde.

[1]) Dr. B. Wolff war anfangs Expedient, später Eigentümer der „National-Zeitung".

Erst dann wurde mein Brief gedruckt, am 4. oder 5. Januar, aber von der hochweisen Redaktion beschwiegen."

Bucher soll einmal, vermutlich zu Anfang der sechziger Jahre, die Äußerung haben fallen lassen, daß zwischen ihm und der „National-Zeitung" keine weitere Verbindung mehr bestehe, als daß er derselben hier und da etwas „verkaufe"[1]). Er wollte offenbar damit nur ausdrücken, daß das geistige Band, das jeden Korrespondenten mit seinen Zeitungen vereint, bezüglich der „National-Zeitung" nicht mehr bestehe, und daß sein Verhältnis zu derselben einen rein geschäftlichen Charakter angenommen hatte: Verkauf einer Geistesarbeit gegen Auszahlung des Honorars.

Was ich in Bd. I., S. 296 f. über Urquhart gebracht habe, beruht zum Teil auf Bucher's Mitteilungen. Besonders betonte er den S. 297 abgedruckten Satz über das doppelte Gesicht der russischen Politik, „der dem Kanzler ganz recht sein werde, wenn er ihn auch nicht aussprechen könne;" ebenso legte er Wert auf das Urteil des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein über Urquhart, „als ein Gegengewicht gegen den anonymen, aus nicht kon-

[1]) Vergl. den Aufsatz von Ferdinand Wolff: „Die rechte Hand Bismarck's" in der „Neuen Zeit" X. Jahrg. I. Bd. S. 467 f.

trolierbarer Quelle geschöpften, zunächst Urquhart, indirekt noch lächerlich machenden Artikel der „Waage“.

Bei einer andern Gelegenheit bemerkte er: „Aus meinen Artikeln über Urquhart[1]) werden Sie ersehen, was es zu bedeuten hat, wenn Marx, Tante Voß, Waage[2]) e tutti quanti sich bis auf die neueste Zeit damit amüsieren, mir nachzusagen, daß ich die Urquhart'schen Formeln nachgebetet hätte. Daß ich ihm nicht blindlings gefolgt bin, beweist der Eingang meines in die „National-Zeitung“ übergegangenen Artikels über sein Buch: Progress of Russia.

Das „Portfolio“[3]), nannte Bucher einmal gelegentlich „eine Etappe in seiner Entwickelung.“

Am 8. Mai 1889 schrieb mir Bucher:

„An die drei Männer-Brochüre — so nannte er seine gemeinsam mit von Berg und Rodbertus ergangenen Erklärungen — werden Sie erst nach längerer Zeit kommen. Um Lebens und Sterbens willen schicke ich einen Briefwechsel mit Mazzini und lege Behufs der Kontrole die Originale bei. Wenn Sie mit Mazzini's Brief einen Autographen-Sammler erfreuen wollen, so steht er ihnen zu

---

[1]) Vergl. Bd. I. S. 202.

[2]) Vergl. „Deutsche Revue“ 1893, Bd. IV. S. 50.

[3]) Vergl. Bd. I. S. 294—302.

Diensten. Die Handschrift ist sehr selten, auch sehr unleserlich. Es wäre aber rathsam, ihn nicht eher aus den Händen zu geben, als bis er gedruckt ist."

Als mir Bucher später die eingangs erwähnten „drei Männer-Brochüren" behändigte, bemerkte er: „Die „National-Zeitung" hat uns natürlich schlecht gemacht."

Ich machte Bucher darauf aufmerksam, daß die erste Auflage des „Parlamentarismus wie er ist" einige Stellen enthalten, welche ich in der zweiten nicht wieder gefunden hatte. Er schrieb mir zurück:

9. Mai 1889.

Wenn in der zweiten Ausgabe etwas weggeblieben ist, so bin ich unschuldig. Ich habe ein Heft mit Notizen und abgerissenen Gedanken für das Buch, fand aber, daß ich mich behufs ihrer Verarbeitung auf Gebiete hätte begeben müssen, die mir fremd geworden waren. Ich hatte dazu nicht die Zeit und die Kraft, jetzt zwar die Zeit, aber noch weniger die Kraft. Zur Veröffentlichung ist das Material ungeeignet . . .

Am Freitag möchte ich gern den Don Juan hören; stehe eventuell am Sonnabend zur Verfügung.

Bucher.

Als ich an diesem Tage Bucher dann besuchte, bemerkte derselbe: „Wenn ich den „Parlamentarismus“ noch einmal lesen und etwas darüber schreiben wollte, so würde ich mich nicht schonen . . .

Nach der Gründung des Norddeutschen Bundes bekam man Ausführungen zu lesen, daß derselbe weder ein Bundesstaat noch ein Staatenbund sei, also keine wissenschaftliche Existenz habe. Er hat weiter existiert und sich zu dem Deutschen Reich entwickelt. Auch sein Regierungssystem, seine Seele so zu sagen, hat sich nicht nach einer alten Schablone, sondern eigentümlich entwickelt. Beim Kramen in alten Papieren habe ich übrigens den anliegenden Bürstenabzug eines Artikels gefunden, aber keine Spur, woher ich ihn bekommen habe, und in welcher Revue er erschienen ist. Für eine solche ist er nach Format und Druck offenbar bestimmt.“

Der gedachte Artikel enthält eine sechs Spalten lange Besprechung der zweiten Auflage des „Parlamentarismus wie er ist“, unterzeichnet Agrippa. Den Schluß lasse ich hier folgen: „Es heißt, Bucher hänge in unbegrenzter Liebe an dem deutschen Reichskanzler, der eine wahre Freundschaft für ihn hege und absolutes Vertrauen sowohl in seine Kenntnisse, als in sein Urteil und seine Ergebenheit setze. Aber alles dies wird nicht bekannt gemacht, sondern transpiriert

höchstens aus den Sphären des Auswärtigen Amts. Offiziell liest man seinen Namen selten, wenn es sich nicht um eine Rangerhöhung oder eine Ordensverleihung handelt. Und so wird er wohl auch bleiben: denn es ist das allgemeine Schicksal derjenigen, welche in den höchsten Sphären des Staatsdienstes als Beamte arbeiten, daß ihre Verdienste nur ihrem speziellen Chef und dem engen Kreise der Kollegen bekannt werden. Was aber Bucher ehedem erstrebt und geleistet hat, wird nicht vergessen werden können, wenn künftig die Geschichte unsrer Zeit entrollt wird. Alles in allem darf man von ihm sagen, er war einer von den Wenigen, „die was davon erkannt und .... ihr volles Herz nicht wahrten."

Bei Erwähnung Lassalle's kam die Rede auf den von Garibaldi geplanten Zug nach Dalmatien zur Erregung eines allgemeinen Aufstandes (Bd. II, S. 257). Bucher ließ durchblicken, daß er die Lektion, die er Lassalle deshalb in seinem Briefe vom 22. Januar 1862 erteilte, nicht bereue. „Von dem Zuge nach Dalmatien sprach Lassalle nie wieder. Im folgenden Frühjahre, wenn ich mich nicht irre, begann er seine Arbeiter-Agitation."

Ich dachte, die Kossuth'sche Schrift würde das Interesse Bucher's erwecken und brachte sie eines

Abends mit. Hierauf bezieht sich das nachfolgende, die Rücksendung des Buches begleitende Billet.

20. Juni 1889.

An Rüstow, Hofstetten und Herwegh wollte die Mutter Lassalle's in Güte nicht zahlen[1]), weil die drei Herren die alte Frau in Genf unhöflich behandelt hatten. Daß sie klagen und den Prozeß gewinnen würden, daran zweifelten Holthof und ich nicht, und die Frau Lassalle wohl ebensowenig. Es war bei ihr eine Sache des Sentiments. Weshalb sie auch den Willms von dem Vergleiche ausschloß, weiß ich nicht.

Bucher.

Als Bucher mir seinen im vorigen Augustheft der Deutschen Revue abgedruckten Brief an die Gräfin Hatzfeldt zur Abschrift übergab, bemerkte er mit Bezug auf den Schlußpassus, wo von der Vernichtung gewisser Lassalle'scher Skripta die Rede ist: „Ich sagte nicht, daß ich die Lassalle'schen Skripta vernichtet hätte, habe sie auch nicht vernichtet, und mich absichtlich zweideutig ausgedrückt, um ferneren Forderungen der Gräfin zu entgehen, die nach dem Testament auf diese Papiere kein Recht hatte."

[1]) Vergl. Deutsche Revue, Augustheft 1893, S. 181.

Einige Tage, nachdem mir Bucher von der ihm im Jahre 1873 zugedachten Stelle des Chefs einer zu errichtenden Reichskanzlei gesprochen hatte, schrieb er mir:

„Ich stelle ganz anheim, ob Sie die Episode bringen wollen, und verwahre mich nur gegen die Vermutung, daß ich etwa meinen Groll auslassen wolle. Es ist mir ganz recht, daß nichts aus der Sache wurde, das Hin- und Hertraben, die gesellschaftlichen Beziehungen, die dabei nicht abzuwehren waren, sagten mir nicht zu. Aber der kleine Vorgang gehört in die Geschichte Bismarck-Delbrück. Der preußische Minister, der die Sache vereitelte, war Camphausen, damals Vize-Präsident des Staatsministeriums, inspirirt von Delbrück. Er hat dem ersten Präsidenten des Reichs-Eisenbahn-Amtes Scheele gesagt, er habe meine Ernennung verhindert.

Bucher.

Da Bismarck seinen Generalsekretär zunächst nicht bekam, so mußte er sich auf andre Weise behelfen. Er nahm die Kräfte für seine Arbeiten, wo er sie fand. „Manche derselben — bemerkte Bucher — entgingen mir auch so nicht. Sehen Sie zu, einmal Einsicht in die Akten des Auswärtigen Amts zu erhalten, welche das Rubrum führen: „Die persönlichen

Angelegenheiten des Fürsten Bismarck", da finden Sie viel von meiner Hand. Für andre Arbeiten, welche mehr die innere Politik betrafen, zog Bismarck die Räte des Staatsministeriums Costenoble und Hermann Wagener heran, später auch Tiedemann, der schließlich die Reichskanzlei erhielt. Seit 1876 ging manche der Arbeiten auf den Grafen Herbert über, und zwei Jahre später teilte sich mit diesem, wenn auch in beschränkterem Maße, Graf Wilhelm."

Daß Bucher's von mir namhaft gemachte litterarischen Arbeiten vielfach unbeachtet geblieben waren, erwähnte er mehrfach nicht ohne Bitterkeit. Aber der Stoff war spröde, die Brochüren gingen meist nicht unter seinem Namen hinaus; und dann war der Verfasser eine viel zu vornehme Natur, um das zu thun, was zur mise en scène einer litterarischen Arbeit nötig ist. Treffend bemerkte hierüber einmal Viktor Hehn in einem Briefe an Hermann Wichmann: „Wenn ein Buch nicht der gerade herrschenden Moderichtung entspricht, wenn der Verleger nicht reichlich Zwanzig-Markstücke aufwendet, um Ausrufer und Anpreiser zu dingen, wenn Kameraderie und litterarisch gegenseitige Lobesassekuranz nicht zu Hilfe kommt, — dann könnten es die sieben Weisen verfaßt und alle neun Musen inspiriert haben, es geht doch klanglos unter, von Keinem gewürdigt, oder auch nur bemerkt.

Manche zwingen es durch Massenproduktion, d. h. sie kommen jedes Jahr mit einem Werke und erwerben so endlich Leser und einen Namen." Alles das war nicht Bucher's Sache.

Bei der Mitteilung der archivalischen Studien über Bunsen bemerkte Bucher, indem er ein auf dem Tische liegendes Buch herbeiholte: „Merkwürdig, daß man Bunsen in Dresden schon früher erkannt und durchschaut hatte als an der Spree. Lesen Sie doch den Immediatbericht Beust's an den König vom 31. Oktober 1850, abgedruckt in „Aus drei Vierteljahrhunderten" Bd. I. S. 128.

Im vierten Quartalbande des IX. Jahrgangs der „Deutschen Revue" findet sich ein Artikel „Die Gesellschaft von Varzin und Friedrichsruh", welcher auch Bucher berührte, und den ich ihm deshalb zur Durchsicht übersandte. S. 4 f. heißt es u. a., Bucher sei früher fast zur fürstlichen Familie gezählt worden, „um so befremdlicher ist es, daß sein Name heute fast verschollen ist. Man hört nicht von ihm, man spricht nicht von ihm und über seinen Kopf hinweg ist eine Reihe von jüngeren Männern avanciert, die allerdings den Vorzug vor ihm haben, daß sie — mit Ausnahme des Herrn Busch — geborene Diplomaten sind. Man sagte einmal, daß Bucher bei dem Reichskanzler in Ungnade gefallen sei, weil er dessen soziale Projekte ge-

mißbilligt habe, doch sind wir nicht geneigt, dies für wahr zu halten. Bucher ist heute ein alter Mann, der sich verletzt fühlt und sich nach Ruhe sehnt."

Als fernere gern gesehene Gäste in Varzin waren genannt der inzwischen verstorbene Legationsrat von Obernitz und der Geheime Rat Wagener.

Die Rücksendung der „Revue" erfolgte mittelst folgender Zuschrift.

2. Mai 1889.

S. 4 und 5 sind mit völliger Unkenntnis der Verhältnisse und Personen geschrieben. Ich war in Varzin vom 2. Juli bis 3. Dezember 1869, vom 30. Juni bis 12. Juli 1870, vom 5. Juli bis 31. Juli 1871, vom 22. Mai bis 2. September 1872, vom 8. Oktober bis 14. Dezember 1872, vom 13. September bis 10. Dezember 1873, vom 27. August bis 25. Oktober 1874, vom 6. Oktober bis 10. November 1875, vom 3. August bis 30. August 1876. Daß meine jährliche Anwesenheit daselbst allmählich kürzer wurde und seit 1876 ganz aufhörte, hatte den natürlichen Grund, daß die Söhne des Reichskanzlers allmählich in die Geschäfte hineinwuchsen und ihm bequemer waren als ein Fremder. An eine Verwendung im auswärtigen Dienst habe ich nie gedacht und nie denken können. Verletzt habe ich mich nie gefühlt.

Herr von Obernitz hatte die Postkarriere gemacht, war mit dem Titel Geheimer Regierungs-Rat in der Centraltelegraphenverwaltung angestellt, hatte mit dem Auswärtigen Amt gar nichts zu thun.

Wagener ist während der obigen Jahre nur einmal in Varzin gewesen und später schwerlich.

Meo voto verdient der Artikel keine Erwähnung.

Auch Blanckenburg habe ich in Varzin nie gesehen. Die Entfremdung hatte einen ganz andern Grund als den angegebenen.

Bucher.

Eines Abends (Ende Mai 1889) machte Bucher bei meinem Besuche einen ganz siegesbewußten Eindruck. „Heute lege ich einmal etwas vor, das Maiheft der „Deutschen Revue" mit dem Ihnen schon bekannten Artikel „Fürst Bismarck und der Aufbau des Deutschen Reichs", anonym erschienen, aber von H. Wagener verfaßt. Lesen Sie einmal die Stelle auf S. 132, datiert vom 1. Januar 1871 [1]). Dieselbe ist

[1]) Die betreffende Stelle lautet: „Wenngleich das neue Jahr mit Kanonendonner eingeläutet wird, so bin ich doch gewiß, daß mit demselben eine Ära des Friedens beginnt, eine Ära des Friedens nach innen und nach außen. Nichts kann grundloser sein als die Besorgnis des einen oder andern kurzsichtigen Diplomaten, der da meint, daß Preußen an der Eroberungspolitik Geschmack gefunden habe und daß man deshalb in gewissen Kreisen sich der Besorgnis nicht ganz entschlagen

offenbar mit Kenntnis des Tagebuchs des Kaisers Friedrich [1]) geschrieben. So ist es leicht, Prophet zu sein! Nicht genug, die Stelle S. 135, vom 8. Januar 1871 datiert [2]), ist aus meinem Cobden-Klub, der im

könne, daß die Annektierung in gröberer oder feinerer Form fortgesetzt werden würde. Ich hatte heute Gelegenheit, darüber mit zwei süddeutschen Staatsmännern, von denen der eine sich sogar für einen „großen“ hält, eingehender zu verhandeln. Der eine, Minister in partibus, welcher sich bei einer hohen Persönlichkeit einzunisten verstanden hat, spielt mit einer gewissen Beharrlichkeit die Melodie, daß es die deutschen Fürsten mit der deutschen Einheit und dem Kaisertum doch nicht ehrlich und ernsthaft meinten, und daß man deshalb ihrem guten Willen mit sanftem Zwange zu Hilfe kommen müsse. Derselbe hat mit diesen Einflüsterungen auch eine Zeit lang offenes Ohr gefunden, doch ist diese Gefahr jetzt glücklich überwunden. Man versteht diese Täuschung kaum, da mit derartigen Einflüsterungen das Bestreben Hand in Hand ging, die Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen zu verhindern, den Welfenthron wieder aufzurichten, über Schleswig mit Dänemark zu paktieren, wobei kein Zweifel darüber geblieben ist, daß derartige Bestrebungen ihre Fortsetzung finden werden. Ich fürchte in dieser Beziehung nichts. Was wir erobert haben, ist in guten Händen. Mein andrer süddeutscher Freund aber hat es verstanden, was Bismarck damit gemeint, daß wir nicht zum Spaß Krieg geführt, und daß wir die deutsche Politik auch ferner als eine sehr ernsthafte Sache behandeln würden.“

[1]) Abgedruckt in der „Deutschen Rundschau“ Bd. LVII. Oktober — Dezember 1888, S. 1—32.

[2]) Die betreffende Stelle lautet: „Das zweite große Hindernis der deutschen Einheit war die internationale Gesellschaft

Jahre 1882 erschien. Den hätten wir gründlicher festgenagelt. Wagener ist, nach Busch, erst zwischen dem 3. und 6. Januar 1871 nach Versailles gekommen.

des Cobden-Klubs, die man in Parallele mit den Ultramontanen die „Ultramaritimen“ genannt hat, die, wenn auch nicht völlig so organisiert und discipliniert wie die Streitkräfte Loyola's, doch ganz richtig geschildert wird, als ein riesiger, auf einer sichern Insel gelagerter Oktopus, der seine mit Saugnäpfen besetzten Arme auf alle übrigen Länder legt, seine Mitglieder auch unter der hohen und einflußreichen deutschen Büreaukratie zählt und sich schon heute — da nur die Lumpe bescheiden sind — als den neuen Hochadel und die internationale Elite der heutigen Gesellschaft bezeichnet. Wir nennen aus der Zahl der preußischen Beamten und Parlamentarier Minister Delbrück, Georg von Bunsen, Geheimrat Michaelis, Abgeordneter Rickert, Schulze-Delitzsch, Baron Stauffenberg, Professor Boehmert und andre. Wir nehmen zu Ehren dieser Männer an, daß ihnen die Quintessenz jenes Klubs nicht genau bekannt war, da das Motto Cobden's bekanntlich lautet: „Unser einziger Zweck ist das Interesse Englands, ohne Rücksicht auf die Ziele andrer Nationen.“ Es ist die Politik des freien Tausches, welche man treibt, und man hat, wie man ausdrücklich versichert, in jedem Lande und in jeder Hauptstadt Männer von Auszeichnung und politischem wie litterarischem Einfluß, welche dem Klub associirt sind und für „die gute Sache“ arbeiten. Wir klagen deshalb nicht das englische Volk an, da die Masse desselben von seinen patriotischen Wohlthätern ebenso schlecht behandelt wird, wie alle andern, sondern nur jene „Elite“, welche allerdings wohl nicht mit Unrecht fürchtet, daß ein geeinigtes Deutschland auch seine eigene Wirtschaftspolitik treiben wird.“

Erfindung sind auch sämtliche Gespräche, welche Samarow (Meding) zwischen mir und Bismarck wechseln läßt. Als ich die Beschreibung des Auswärtigen Amts las in dem ersten Werke: „Um Scepter und Kronen“, die Löwen, die in der Eingangshalle ruhen (es sind doch Sphynxe!), und daß die Gräfin Marie den Thee bereitete, da habe ich das Buch aus den Händen gelegt. Gräfin Marie oder die Fürstin hat niemals den Thee bereitet in den 23 Jahren, wo ich im Hause verweilte. Das war die Aufgabe der Französin Mademoiselle N.“

In dem Werke „Aus der Berliner Gesellschaft“ findet sich S. 171—184 ein Aufsatz: „Eine Sylvesternacht in Varzin“, worin gleichfalls lange Gespräche Bismarck's mit Bucher aufgeführt sind. Ich schickte das Buch dem letzteren mit der Anfrage, was ich von dem Aufsatze zu halten habe, und ob das Goethe'sche „Wahrheit und Dichtung“ darauf passe. Er schrieb zurück:

25. April 1889.

Ich habe nie eine Sylvesternacht in Varzin verlebt, bin nie mit Bennigsen und Kleist-Retzow dort zusammengetroffen. Das ganze Gespräch ist erfunden.

Bucher.

Der an einer früheren Stelle mitgeteilte Angriff in der „Waage“ hatte Bucher nachhaltig verstimmt. „Wenn ich heute noch darüber mich aufregen kann, so erweise ich der — sit venia verbo — Stänkerei zu viel Ehre. Sie werden bemerkt haben, daß die Anzapfungen 1. in der „Waage“, 2. von Marx und Gefolge, 3. von der Hatzfeldt nach meiner Ernennung zum Sekretär des Berliner Kongresses erfolgten. Bei 1 und 2 ist das Motiv klar. Bei 3 spielte außer dem Hasse gegen mich etwas andres mit, das noch nicht ans Licht gezogen werden kann und den Reichskanzler angeht.“

Mit Bezug auf den angeblichen Schriftwechsel zwischen Urquhart und Herrn von Schleinitz bemerkte Bucher noch ein andres Mal: „Urquhart war im Sommer 1859 in Deutschland, auch in Berlin und sagte mir nach seiner Rückkehr, meine Arbeiten in der „National-Zeitung“ hätten dort mehr Aufmerksamkeit erregt, als ich wohl wüßte, auch bei Staatsmännern, nannte aber niemanden. Von seinem angeblichen Briefwechsel mit Schleinitz weiß ich nichts; die angezogenen Nummern der Diplomatic Review sind mir nicht zu Gesicht gekommen.“

Ich legte Bucher den Aufsatz „1870/71. Erzählung von einem preußischen Staatsmann“, erschienen

in der „Deutschen Revue“ 1888 Augustheft, S. 138 f., vor, worin die Sommerfrische in Varzin geschildert wird und manches was unmittelbar vor Ausbruch des Krieges mit Frankreich zwischen Bucher und Bismarck verhandelt wurde, verzeichnet steht. Die Rückgabe des Aufsatzes war von folgenden Zeilen begleitet:

30. Mai 1889.

Im Jahre 1870 war ich vom 30. Juni bis 12. Juli in Varzin. Bismarck reiste, wenn ich mich recht erinnere, am 10. Juli ab. Geh. Rath Wagener ist erst mehrere Jahre später einmal dort gewesen. Das Gespräch zwischen Bismarck und mir ist mit der Kenntniß der späteren Ereignisse fingirt. Hans (Kleist-Retzow) war nicht da, ebensowenig ein „Hildebrand“. Br.

Bei Erwähnung seiner Erholungsreisen erzählte Bucher ein Abenteuer, das ihm vor vielen Jahren am Königssee zugestoßen war. „Ich war an einer unbewohnten Stelle aus dem Schiffe gestiegen, in der Absicht, von dort eine Sennerhütte zu erreichen. Ich führte es auch durch, hatte aber das Mißgeschick, beim Aufstieg von einem heftigen Gewitter überfallen zu werden, das mir den letzten Faden an meinem Leibe naß machte. Mit den Worten: „Na, wie schauen Sie aus“, empfing mich die Sennerin. Es blieb nichts

übrig, als mich ganz auszukleiden, und während meine Kleidungsstücke getrocknet wurden, zog ich zwei Röcke der Sennerin an — einen zum Schutze des Oberleibes, — einen für die andre Partie. Des andern Tags — nach erfolgtem Abstieg — hatte der Schiffer die Stunde zur Rückfahrt nicht eingehalten. Ich mußte lange warten und mich einem vorübergehenden Schiffe durch Zurufen bemerklich machen, um nicht an einsamer Stelle zu verschmachten."

Weil Bucher von Haus aus keine kräftige Konstitution besaß, so lebte er hygienisch und sprach auch gern von dem, was dem Körper nützlich und schädlich ist. Die englische Lebensweise zog er der deutschen vor. Die Gefahren, die der Kaffee des Morgens birgt, wußte er mir so lebhaft zu schildern, daß ich ihn seither aufgegeben habe. Ebenso legte er hohen Wert auf eine richtige Ventilation der Wohn- und Schlafräume. Ein Referat über eine Versammlung des Central-Instituts für Akklimatisation in Deutschland („National-Zeitung" Nr. 585 vom 15. Dezember 1861) schloß er mit den Worten: „Da der Saal ziemlich gefüllt und gut erleuchtet war und natürlich nicht ventiliert ist, so wurde die Luft sehr heiß und sehr verdorben; indessen erträgt man das in Deutschland mit religiöser Geduld als eine Fügung Gottes."

Am 17. Mai 1889 fand ich Bucher bei meinem üblichen Freitagsbesuche sehr angegriffen. Er klagte, die ihm von mir vorgelegten Zeitungs-Ausschnitte und Bücher, die sich mit ihm beschäftigten, hätten ihn auf das äußerste aufgeregt, ihn in die alte Schlaflosigkeit zurückgeworfen. Er gab mir noch einige Aufklärungen und bat mich dann, ihm fürderhin nichts Gedrucktes mehr vorzulegen. Es hätte uns doch nicht gefördert. Er sei eben stets vom Unglück verfolgt; nur die Zeit vor 1850 könne er zu den guten Tagen zählen, und die Jahre, die er mit Bismarck im Vertrauen lebte, was mit Bülow's Erscheinen im Amte aufgehört habe. Der Artikel über Bunsen beruhe auf amtlicher Akte, deren Einsicht Bismarck genehmigt habe. Seine Mitwirkung bei meinem Buche über ihn habe ein Ende, er müsse ein ruhiges Plätzchen in der Nähe von Berlin aufsuchen. Bucher führte aber diesen Vorsatz erfreulicherweise nicht sofort aus; er erholte sich bald wieder, und es kam noch eine Zeit, da derselbe sich sogar recht lebhaft für meine Publikation interessierte. Die nachstehenden Auszüge seiner an mich gerichteten Briefe geben hierfür ein sprechendes Zeugnis ab.

26. Mai 1889.

— — In der Hildebrand'schen Vierteljahrsschrift soll vor 12—14 Jahren ein Artikel von Rod-

bertus gestanden haben, in dem konstatiert wird, daß das Wort „Nichts als Freihändler" zuerst von mir gebraucht ist. Auch eine Etappe.

Der Brief von Sir Herbert Taylor, den ich mit Erlaubniß Urquhart's abgeschrieben habe[1]), ist noch nie veröffentlicht. Br.

Ich schickte Bucher das Buch von Adolf Kohut: „Fürst Bismarck und die Litteratur", worin es heißt, der Kanzler habe von Bucher einmal gesagt: „Ein kalter Kopf und darunter ein warmes Herz, ein stilles Wasser, aber tief." Ich stellte die Anfrage, ob diese Worte wohl gefallen seien. Bucher antwortete:

9. Juni 1889.

Über Kohut muß ich doch noch ein Wort sagen. Die Äußerung, welche er Bismarck in den Mund legt, habe ich schon vor Jahren irgendwo gelesen. Sie ist meiner Überzeugung nach ebenso erfunden, wie alle die Varziner Schilderungen. Es liegt gar nicht in den Gewohnheiten Bismarck's, läuft ihnen vielmehr schnurstracks entgegen, dergleichen zu sagen. Br.

19. Juni 1889.

„In der heutigen „Kreuzzeitung" Nr. 279 lese ich einen Artikel über einen Verein „Nix Deitsch"

[1]) Abgedruckt in Bd. I, S. 297.

zur Verbreitung der magyarischen Kultur, der vielleicht gegen Ende der Schiller-Rede in einer Note zu erwähnen wäre.

Verzeihen Sie die schlechte Schrift: in Folge des Witterungswechsels habe ich Schmerzen in der Hand. Br.

An der besagten Stelle protestiert Bucher, von seinem damaligen großdeutschen Standpunkte aus, daß Deutschland sich in einen Bruderkrieg stürze; er will Rassen andrer Zungen, die ein geschichtliches Gesetz wieder und wieder auf Deutschland angewiesen hat, als Brüder in unsre Staatsgemeinschaft aufnehmen. Am Rande zu dieser Stelle bemerkte Bucher auf dem mir dedizierten Exemplare: „Ich ahnte nicht, daß ein Bismarck im Anzuge war."

24. Juni 1889.

Sie werden über diesem Bündel erschrecken, das ich aufgefunden habe. Mais tu l'as voulu, George Dandin. Ich stelle anheim, dasselbe zu vernichten, da ich selbst keinen Gebrauch davon zu machen habe.

Auch über den Cobden-Klub habe ich etwas aufgestöbert, womit dieses Kapitel wohl erledigt sein dürfte.

Die Hitze hat mich so heruntergebracht, daß ein Gang von einer Viertelstunde mich ermüdet. Ich muß daher in den ersten Tagen des Juli in Wald- und Bergluft gehen und bitte für Ihren gütigen Besuch einen Tag im Laufe dieses Monats wählen zu wollen. Br.

30. Juni 1889.

Ich habe gestern die Nachricht erhalten, daß die Heilanstalt in Laubbach, deren Arzt im Winter gestorben ist, einen Nachfolger gefunden hat, und am 1. Juli wieder eröffnet wird. Ich werde mich am 3. auf etwa vier Wochen dahin begeben. A rivederci. Br.

9. September 1889.

Es war meine Absicht mich auf einige Tage incognito zu halten, um die Abende für etwaige Rücksprachen frei zu haben. Meine Rückkehr ist aber verraten, und ich bin für den Faust morgen eingefangen worden. Von da ab werde ich mich für jeden Tag, der Ihnen zusagt, frei halten oder frei machen. Bucher.

Im Herbst 1889 überreichte ich Bucher zwei Bändchen Bismarckbriefe, welche ich im Mai und

August 1889 anonym hatte erscheinen lassen[1]). Wenige Tage darauf, am 17. September, gelangte eine Empfangsbestätigung in meine Hände, die ich hier nur um deswillen mitteile, weil sie zeigt, mit welcher Sorgfalt Bucher las, wie ihm nichts entging, wie er nichts falsch sehen konnte am unrechten Platze.

„Vielen Dank für die beiden Bändchen. Da dieselben mehrere Auflagen erleben werden[2]), so erlaube ich mir auf einige Mißverständnisse aufmerksam zu machen, die mir aufgefallen sind.

Bd. I, S. 57 Z. 13 muß es statt „alten Logierhaus" heißen: dem Hause des alten Logier (Musikverleger in der Friedrichstraße, einige Häuser von Kranzler).

Ebendaselbst Z. 5 von unten muß es statt „das Kleine" heißen: „der Kleine". Bill Bismarck, der gemeint sein muß, war damals schon 11 Jahre alt.

Bd. II, S. 110 ist ein erratum, das vielleicht durch meine schlechte Schrift veranlaßt ist, denn ich

[1]) Der Titel des Buches ist „Bismarckbriefe". Neue Folge. Mit Einleitung und Anmerkungen. I. und II. Bändchen, Berlin, Hennig und Eigendorf, später in Carl Heymann's Verlag übergegangen.

[2]) Diese Voraussetzung ist bereits sehr bald eingetreten.

glaube mich zu erinnern, daß ich das kleine Konzept gemacht habe[1]).

Klemm, ein Stolper, Demokrat, war 1850 unzufrieden mit den Zuständen nach Australien gegangen, und hatte sich in Sandhurst niedergelassen. Der Ort liegt in der Kolonie Viktoria, deren Hauptstadt Melbourne, und zwar 80 englische Meilen von der letzteren. Klemm war im Dezember 1873 noch in Deutschland, wahrscheinlich in Stolp. Es wird also wohl heißen müssen: An J. C. Klemm aus Sandhurst bei Melbourne. Doch stelle ich anheim, das Original nachzusehen.

Bucher.

---

[1]) Der betreffende Brief lautet in meiner Ausgabe: An J. C. Klemm van Sandhurst in Melbourne. Varzin, 3. Dezember 1873. Ew. Wohlgeboren haben die Freundlichkeit gehabt, mir merkwürdige und wertvolle Proben von dem Naturreichthum und der hohen Entwickelung der Kunstwerke Ihrer neuen Heimath zu übersenden. Ich freue mich über diesen neuen Beweis der Teilnahme, welche die Deutschen Sandhursts in Australien der Entwickelung ihres alten Vaterlandes zu der langentbehrten politischen Einheit zuwenden und vielfach bethätigt haben. Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre wohlwollenden Wünsche und für die freundlichen Gaben, mit denen Sie dieselben begleitet haben. Da eines derselben jedenfalls für weiblichen Gebrauch bestimmt ist, so bitte ich Sie, auch den Dank meiner Frau entgegen nehmen zu wollen. Mit vorzüglicher Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebenster von Bismarck.

Wollte man von Bucher über Bismarck etwas herausbekommen, so mußte man eine ganz besonders gute Stunde abwarten.

Die Annahme, daß Bismarck sich von einer einmal vorgefaßten Meinung durch seine Räte nicht leicht habe abbringen lassen, wollte Bucher nicht gelten lassen.

„Meine Vorstellungen hat derselbe stets angehört, und es genügte oft ein hingeworfenes Wort, ein Gesichtspunkt, um ihn von einem Vorhaben abzubringen oder ihn zu einer bestimmten Handlungsweise zu induzieren. Wenn ich den Kanzler dabei ansah, so konnte ich, ehe er noch gesprochen, wahrnehmen, welchen Eindruck meine Vorstellung hervorgerufen. Ich sah jedesmal, wann es gesessen hatte, und dann konnte ich ruhig sein, die Sache war gewonnen."

Die Frage, ob Bucher einen Anteil an der Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Deutschland habe, verneinte derselbe. „Die Sache hat sich von selbst gemacht. Im Jahre 1866 kamen die Regierungen des nachmaligen Norddeutschen Bundes darin überein, daß die Wahlen zu dem Reichstag, welcher die Verfassung des gedachten Bundes beraten sollte, auf breiter, liberaler Basis stattfinden sollten. Ein Wahlgesetz für den zu errichtenden Bund gab es noch nicht, es blieb also nur übrig, die Wahlen zu dem kon=

stituierenden Reichstag entweder nach den geltenden partikularen Wahlgesetzen vorzunehmen, oder ein neues, allgemeines Prinzip zu proklamieren. Bismarck wollte nun nicht, daß die vorzunehmenden Wahlen zum konstituierenden Reichstag unliberaler stattfänden, als nach den Bestimmungen des Reichswahlgesetzes vom 12. April 1849.

So ganz elend kann aber das allgemeine Wahlrecht doch nicht sein; denn was hinderte sonst den Kartell-Reichstag, der uns die fünfjährige Legislaturperiode brachte, einen auf die Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts gerichteten Initiativantrag einzubringen?"

„Wenn ein Referent zum Kanzler gerufen werde, um einen von demselben befohlenen Vortrag zu erledigen, so komme es ja vor, daß der Fürst über einen bestimmten Punkt Aufklärung verlange, in der Regel habe er sich aber sein Urteil bereits gebildet, und in diesem Falle übernehme er alsdann gewissermaßen selbst den Vortrag. Der Fürst pflege hierbei so langsam zu sprechen, daß dem Beamten nicht bloß das Niederschreiben des Gedankenganges, sondern der ganzen Ausführung möglich ist. Handle es sich um längere Antworten, z. B. um eine wichtige Instruktion an einen Botschafter, so nehme das Wort des Fürsten

mehr und mehr den Charakter eines Diktates an, das später nur noch der Schlußredaktion bedürfe.

Mit den sogenannten Vorträgen habe es eine ähnliche Bewandtnis wie mit den Reden des Fürsten Bismarck. „Zu Anfang scheint es oft, als ob das Wort nicht von der Zunge wolle, doch mit dem Fortschreiten schwindet das Stoßartige der Rede, und mit der materiellen Bewältigung des Stoffes schreitet die formelle Leichtigkeit seiner Wiedergabe fort."

„Der Unterstaatssekretär von Thile beherrschte das Französische in meisterhafter Weise, er war aber — trotz langjähriger Erfahrungen — nicht vorsichtig genug. Nach der Dreikaiserzusammenkunft in Berlin erteilte der Kaiser Herrn von Thile den Auftrag, für den russischen Botschafter in Berlin, Herrn von Oubril, den Schwarzen Adler-Orden zu beantragen. So geschah es; Thile hatte aber unterlassen, den Fürsten Bismarck davon zu benachrichtigen, resp. sich seiner Zustimmung zu versichern. Letzterer hat es aber bei Verleihung dieser hohen Dekoration stets sehr genau genommen, und er war gegen die Verleihung derselben an Herrn von Oubril, der ihm nie sympathisch war. Über diese Unvorsichtigkeit kam Thile zu Fall."

Über den Geschäftsgang unter dem Fürsten Bismarck und die Herren der politischen Abteilung erzählte mir Bucher folgendes:

„Bismarck liebte es nicht, daß über Schriftstücke, welche er zum Vortrag geschrieben, erst nach Verlauf längerer Zeit — da er inzwischen möglicherweise vergessen, was er sagen wollte — der Vortrag erstattet werde. Er habe darum verlangt, daß die betreffenden Vorträge an dem Tage, da er sein V. darauf gesetzt, erledigt würden, spätestens am folgenden Tage.

Als ich in das Auswärtige Amt eintrat, und bis zur Ernennung eines Staatssekretärs in der Person des Herrn von Bülow, war mein dienstlicher Verkehr mit dem Chef ein reger. Damals hatte ich gleich den andern vortragenden Räten den direkten Vortrag bei Bismarck. Derselbe bestimmte bei jeder Sache, was zu geschehen habe; wir bekamen ihn fast täglich zu sehen, man manche Tage ließ er uns mehrmals zu sich rufen. Da Herr von Thile den Vorträgen nicht beiwohnte, so änderte derselbe auch an den Angaben nichts. Damals mitzuarbeiten bot einem eine Befriedigung.

Abeken besaß eine unglaubliche Leichtigkeit in der Konzeption; dafür war er weniger zu Hause auf dem Rechtsboden und in der Sozialpolitik. Insofern kann man sagen, daß wir uns einander ergänzten. Die Andeutung, die ich einmal gelesen, er sei dem Kanzler nicht treu ergeben gewesen, beruht auf einer Verkennung der Verhältnisse. Er hat dem Fürsten in der bewegten politischen Zeit, da er im Amte wirkte,

vielleicht mehr Vorspanndienste erwiesen als irgend einer. In Bezug auf seine Schreibweise wäre nur zu bemerken, daß er zu verschwenderisch in Adjektiven war, die Bismarck, wenn sie irgend entbehrlich sind, nicht liebt.

An meinen Konzepten änderte Bismarck nur wenig; das kam davon, daß ich mich in den geschäftlichen Stil und in die Ausdrucksweise des Chefs rasch eingearbeitet hatte. Auch die Stenographie kam mir zu statten; als ich in das Ministerium trat, war die Stenographie dort noch soviel als eine Geheimschrift. Eines Tages bemerkte Bismarck selbst, daß von allen seinen Räten keiner so sehr wie ich es verstände, mündlich erteilte Instruktionen zu Papier zu bringen. Mit meinem guten Gedächtnis allein hätte ich es nicht ermöglicht; ich hatte vielmehr stets Papier und Bleistift zur Hand und stenographierte, so gut es ging, unter dem Tische die Worte Bismarck's.

Zur Zeit des Kulturkampfes erhielt Fürst Bismarck eines Tages aus Amerika von einem Manne aus dem Volke eine schlichte silberne Uhr zugeschickt, als Zeichen der Verehrung. Der Kanzler erwiderte, es sei bei uns nicht Sitte, daß ein Minister solche Gaben annehme, er könne dies überhaupt nur, falls die Königliche Genehmigung erfolge. Was thut mein Amerikaner? In einem neuen Schreiben stellt er den Antrag auf Erbittung der Königlichen Genehmigung. Der Fürst

konnte nun nicht anders als sie einholen. Er that dies und hat sie natürlich auch erhalten."

Wenn der Fürst Leute zu Gast hatte, so liebte er es nicht, wenn dieselbe stumm blieben. Viel besser, sie sprachen frisch von der Leber. Von den launigen Bemerkungen, mit denen Bismarck mitunter die Mahlzeit würzte, bekam ich von Bucher manche zu hören. Als ihm die Nachricht überbracht wurde, daß die Tochter eines der höchsten Reichsbeamten einen vortragenden Rat derselbeu Behörde heirate, bemerkte er: „Das . . . Amt treibt Inzucht!"

Als ein Mitglied des Reichstags in zwangsloser Unterhaltung einmal Zweifel über die Begabung des Kronprinzen als Herrscher zu äußern wagte, widersprach der Kanzler lebhaft. „Warten Sie nur ab, bis er die Krone trägt; er wird dann schon zeigen, daß er ein echter Hohenzoller ist."

Die Photographie des Berliner Kongresses, die in Bucher's Zimmer hing, lenkte das Gespräch auf den „Times"-Korrespondenten Blowitz in Paris. Bismarck habe auf Wunsch d'Israeli's etwa eine Viertelstunde mit ihm gesprochen, im ganzen sei er aber an die zwei Stunden der Gast des Kanzlers gewesen und habe aufzuschnappen versucht, was irgend ging.

„Seinen Ruf — sagen wir seine Stellung — verdankt Blowitz ausschließlich seinem seltenen Gedächtnis. Der englische Botschafter in Paris hat einmal einer Parlamentsrede von Thiers beigewohnt, und zu Hause angekommen, das Bedauern ausgesprochen, die im Druck noch nicht erschienene Rede nicht noch am selbigen Tage nach London schicken zu können. Da sei Blowitz eingesprungen, habe sich zwei Stunden an den Schreibtisch gesetzt und ohne jegliche Notizen aus dem Gedächtnis die ganze Rede so zu Papier gebracht, daß nichts Wesentliches fehlte und sinngemäß alles in Ordnung war. Das hat allen riesig imponiert und das Renommee von Blowitz begründet."

Daß die Menschen Bücher in verschiedener Weise und mit verschiedenem Nutzen lesen, ist bekannt. Oberflächliche blättern sie durch, ohne klüger geworden zu sein als vorher. „Wenn der Kanzler ein Buch liest, so nimmt er den Inhalt ganz in sich auf, er wird sich nach Jahren noch desselben erinnern. Bezeichnend ist es, daß Bücher, die er gelesen, vielfach die Spuren seiner Lektüre tragen, denn er liebt es, markante Stellen mit Bleistift anzuzeichnen und auch den Rand mit Bleibemerkungen zu füllen. Ein früher in Berlin wohnender Schriftsteller besitzt ein philosophisches Werk, welches einen sprechenden Belag hierfür abgiebt und das von

manchem Sammler von Bismarck-Autographen mit Gold aufgewogen werden würde. Ich selbst, fügte Bucher bei, lese meine eigenen Bücher auch mit dem Bleistift zur Hand.

Der Fürst liest auch leichte Lektüre, gute Romane, besonders auf Reisen und während der Eisenbahnfahrt."

Mehrfach sei es vorgekommen, daß sich Parlamentarier beim Fürsten Bismarck über Erklärungen beklagten, welche Räte des Reichskanzler-Amts im Reichstag oder in Kommissionen abgegeben hatten. Der Kanzler habe alsdann den betreffenden Beamten zu sich befohlen, auf Stunde und Minute, wie zum Verhör, oder eine schriftliche Rechtfertigung verlangt.

„Als Russel [1]) in Versailles sich beim Chef meldete, war derselbe beschäftigt, und ich mußte ihn im kleinen Salon empfangen. Wir begrüßten uns als alte Bekannte. Als Bismarck eintrat, wunderte er sich, uns beide in so vertrautem Gespräch zu sehen und fragte mich später, woher diese Intimität stamme."

Ich fragte Bucher, welche der politischen Aktionen des Fürsten in seinen Augen wohl als die bedeutsamste

[1]) Ich habe leider Bucher nicht gefragt, ob er den Dr. Wilhelm Russel, Kriegsberichterstatter der „Times", meinte, oder Lord O. Russel, welcher Ende November 1870 zur Besprechung der Pontusfrage nach Versailles gekommen war.

anzusehen sei, und erinnerte ihn an Bismarck's Ausspruch, daß er selbst auf die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage am stolzesten sei. „Mag sein — erwiderte Bucher — wenn ich aber die Zeit überblicke, da ich selbst mit thätig war, so nenne ich Ihnen die Anbahnung des Bündnisses mit Österreich. Sie werden mich begreifen, wenn Sie sich vergegenwärtigen, daß zwischen Preußen und Österreich ein hundertjähriger Antagonismus bestand, daß Österreich kurze Zeit vorher von uns niedergerannt worden ist, daß es in Beust einen Minister hatte, der je früher je lieber auf uns losgeschlagen hätte, und daß Frankreich um Österreichs Allianz förmlich buhlte.

1866 war die Sache, politisch gesprochen, die einfachste. Das war ein Duell, wobei wir in Italien noch einen guten Sekundanten hatten; aber nach 1866 kam der Neid der Großmächte, und seit dieser Zeit hatten wir mit den Koalitionen zu ringen. Das Bündnis mit Österreich ist Bismarck's ureigenstes Werk, und es wäre nie zu stande gekommen, wenn derselbe sich nicht des unbedingten Vertrauens des Kaisers von Österreich erfreut hätte."

Bucher war einmal nach einer Reichstagsrede Bismarck's sein Tischgast und nahm bei dieser Gelegenheit wahr, wie das Thema der parlamentarischen

Diskussion ihn noch voll beherrschte. Der Fürst habe damals den Redner mit einem Schützen verglichen, der nach dem Abfeuern auch noch nicht wisse, ob der Schuß getroffen habe; erst der Zeiger sage ihm dies. So ergehe es auch ihm im Parlamente; ob er die Sache gut gemacht, könne er absolut nicht beurteilen, erst aus dem Widerhall, den die Rede finde, erfahre er, ob sie gut oder schlecht gewesen.

Es ist hin und wieder behauptet worden, Bismarck habe mitunter Untergebene in schärffter und rücksichtslosester Weise zur Rede gestellt. Bucher bemerkte: „Ich will zugeben, daß der Fürst, wenn begründete Ursache zur Unzufriedenheit vorlag, mitunter eine sehr ernste Sprache geführt hat. Von einem mündlichen, auf Leidenschaftlichkeit zurückzuführenden Anfahren, wie es manche Chefs lieben, ist aber bei ihm kein Fall erwiesen.

Der Fall Rudhart [1]) ist aufgebauscht worden. Bismarck fand, daß der Gesandte, mochte er sich sachlich im Recht oder Unrecht befunden haben, nach dem kritischen Vorgang anders hätte handeln sollen. Er hätte sich durch einen Vertrauensmann an ihn

---

[1]) Fürst Bismarck machte auf einer seiner parlamentarischen Soireen dem bayerischen Gesandten von Rudhart einen ernsten Vorhalt wegen seiner Haltung in der Frage des Hamburger Zollanschlusses.

wenden sollen, um Aufklärungen zu verlangen, die ihm zur Zufriedenheit erteilt worden wären. Statt dessen zog er vor, den Beleidigten zu spielen, nach der Thür zu eilen, seine Entlassung zu erbitten und dadurch jedwede gütliche Beilegung der Differenz unmöglich zu machen."

Uniform habe Bismarck stetig erst nach seiner Beförderung zum General getragen. Vor 1866 ging derselbe stets in Civil; einmal als er den König zu einer auswärtigen Parade begleitete, ließ er die alte Landwehrmajor-Uniform einpacken.

Bis 12 Uhr pflegte der Ministerpräsident im Schlafrock zu gehen, die Räte empfing er im Schlafrock. Nur wenn ein Gesandter oder ein Minister angemeldet wurde, wechselte er das Kleid. Dabei war die Toilette nicht stets à quatre épingles. Auf dem Lande (Varzin) trug er ein unansehnliches Jagdkostüm. Die Civilkleider wurden in Frankfurt a/M. gemacht. Bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit wurde nur mit Mühe in einer Schrankecke ein Frack aufgetrieben, der aber nichts weniger als einen modernen Eindruck machte. Bismarck war froh, sich nach der Kirche des ihm unsympathischen Kleidungsstückes sofort entledigen zu können.

In Varzin arbeitete er auch morgens stets im Schlafrock; derselbe hatte eine Schnur mit Quasten,

mit denen Bismarck, wenn er im Zimmer umherging oder stehen blieb, um über einen Ausdruck nachzudenken, zu spielen pflegte. Eines Tages hatte ihn die Gemahlin in Varzin mit einem neuen Schlafrock beschenkt, der aber zuzuknöpfen war; ich sah beim Vortrag, wie der Kanzler immer nach den Quasten suchte; es ging ihm etwas ab; der Kammerdiener machte dieselbe Beobachtung.

Zum König ging Bismarck, so lange er noch Civil trug, in der sogenannten kleinen Uniform. In Versailles trug er stets das militärische Kleid.

Delbrück habe die Tendenz gehabt, sein Amt immermehr zum Mittelpunkt der Reichsverwaltung zu machen; alles wußte er mit *seinem* Geiste zu erfüllen, und sein Verwaltungstalent war groß. Das Reichskanzler-Amt war eine ungeheuerliche Einrichtung, es bearbeitete ursprünglich die Post-, Telegraphen-, Justiz-, Eisenbahn-, Handels-, Finanz-, Zoll- und Münzsachen, außerdem das Konsulatswesen und die Verwaltung von Elsaß-Lothringen. Selbst mit den Botschaftern und Gesandten habe Delbrück selbständig korrespondiert, und zwar nicht bloß mit den deutschen im Auslande, sondern auch mit den in Berlin domizilierenden Vertretern der fremden Mächte.

Der Einfluß, den Delbrück selbst im Bundesrat besaß, sei unter keinem seiner Nachfolger wieder

erreicht worden. So würde es z. B. unter Delbrück kein Bevollmächtigter zum Bundesrat gewagt haben, im Ausschuß einen Initiativ- oder Abänderungs-Antrag einzubringen, ohne sich vorher durch Rücksprache mit dem Dezernenten der Aufnahme desselben zu versichern.

Von Anfang der siebziger Jahre ab beginne die Verkleinerung der Delbrück'schen Machtfülle; zuerst habe der Kanzler das Konsulatswesen dem auswärtigen Ressort zugewiesen, dann die sogenannten Interzessionssachen, dann sei mit der Gründung eigener Reichsämter vorgegangen worden, später habe sich Bismarck auch hinsichtlich gewisser Schreiben des Reichskanzler-Amts die Superrevision vorbehalten. So erinnere er (Bucher) sich, daß Fürst Bismarck zu Anfang der siebziger Jahre während des Herbstaufenthalts in Varzin ihn zweimal hintereinander eine Instruktion für Delbrück ausarbeiten ließ, welche die Tendenz hatte, den Verkehr mit den Bundesregierungen der Kognition des Kanzlers zu unterstellen. Derartige Weisungen seien aber regelmäßig nach kurzer Zeit obsolet geworden, d. h. Delbrück habe weiter regiert.

Wenn den Fürsten eine an den Reichstag gelangende Vorlage interessierte, dann habe er mitunter selbst an die Motive die bessernde Hand gelegt; er sei ein Freund präzisesten Ausdrucks und ein Feind jeder Weitschweifigkeit. Deshalb liebten es auch die

einzelnen Ressortchefs nicht, ihm lange Promemorias vorzulegen oder dieselben mit Anlagen zu begleiten; auch die Gesandten und Konsuln wüßten gar wohl, daß der Chef Berichte, die auf Seiten sagen, was auf zwei Zeilen hätte Platz finden können, unwillig bei Seite schiebe. „Der Kanzler thut dies aber nicht etwa aus Bequemlichkeit, sondern weil ihn die täglich zu bewältigende ungeheure Arbeitslast zwingt, seine Zeit möglichst auszunutzen. Früher, als der Chef noch täglich an die 10 bis 12 Stunden arbeitete, war die Sache nicht so schlimm; seitdem Dr. Schweninger ihm aber seine Arbeitszeit auf 4—5 Stunden zugeschnitten hat, erwächst für seine Umgebung die Aufgabe, ihm alles Unnötige vom Halse zu schaffen und die Geschäfte thunlichst zu erleichtern. So macht z. B. Rottenburg von umfangreicheren Petitionen, die an den Chef gelangen, jedesmal eine Art Regest, d. h er giebt mit wenigen Worten den Inhalt des Schriftstücks und die dafürsprechenden Motive, oft auch das pro et contra wieder, so daß der Chef hieraus alles Wissenswerte erfährt. Ebenso läßt sich der Kanzler von den häufig umfangreichen Staatsministerial-Voten seiner preußischen Kollegen jedesmal kurze Auszüge fertigen; erfordert aber ein Gegenstand eine größere Vertiefung in die Materie, so schreckt derselbe — den Bleistift in der Hand — auch vor der Durchsicht

der umfassendsten Aktenstücke nicht zurück, hier und da Randbemerkungen machend oder Textverbesserungen vornehmend. — — Eigentlich sei die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ das Organ Bismarck's erst seit 1870. Früher habe ihr der Kanzler ja auch ab und zu Informationen gegeben, aber seltener. Aus dem Februar 1866 stamme z. B. ein berühmter Artikel Bismarck's über die Einführung des allgemeinen Wahlrechts, an dem er noch im Korrekturabzug eigenhändig verschiedene Korrekturen vorgenommen habe.

Es sei auch hin und wieder ein Zeitraum von Monaten vergangen, da Pindter alles auf eigene Faust geschrieben und nicht ein Blatt von Bismarck bekommen habe. Mitunter habe derselbe den Chef-Redakteur kommen lassen, um ihm bestimmte Instruktionen zu geben; auch habe er sich einmal dafür verwandt, daß der Geheimrat Wagener (Hermann) in die Redaktion aufgenommen werde, dies habe aber Pindter abgelehnt.

Auch vor Pindter's Zeiten habe die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ Bismarck schon manchen Ärger bereitet. Der frühere Chef-Redakteur Dr. Braß habe mehr als eine publizistische Taktlosigkeit begangen und es entschieden nicht begreifen können, daß ein Blatt, welches dem Auswärtigen Amt so nahe steht, auch gewisse Rücksichten zu nehmen hat. Als die

Zeitung es einmal zu bunt trieb, habe Bismarck derselben seine Nachrichten entzogen, worauf Braß die Leitung der „Nordd. Allgem. Ztg.“ niederlegen wollte. Dies lag jedoch nicht in der Absicht Bismarck's, so daß es mit einer gründlichen Belehrung desselben abging; Dr. Metzler mußte die Sache vermitteln. —

Bei der Übernahme des Handelsministeriums sei dem Fürsten aufgefallen, was für unbedeutende Sachen daselbst mitunter der Chef zu entscheiden hatte. Wenn z. B. jemand wegen unberechtigten Hausierens ertappt und zu einer Geldstrafe verurteilt war, demnächst aber wegen Mittellosigkeit begnadigt werden sollte, so wurde die Mitwirkung von zwei Ministern (des Finanz- und des Handelsministers) verlangt. Einen Fall dieser Art habe sich Bismarck zum Vortrag geschrieben. Es handelte sich um einen Hausierer, der zu 20 Mark verurteilt war, und wo der Unterstaatssekretär dem neuernannten Handelsminister vorstellte, derselbe wäre ein armer Teufel, der Weib und Kind zu ernähren habe und der, wenn die Geldstrafe in eine Haftstrafe umgewandelt werden würde, erst recht dem Elend anheimfalle. Bismarck sollte den Immediatbericht auf Begnadigung zeichnen. Dem habe sich derselbe aber entschieden widersetzt; denn — so führte er aus — wenn in allen derartigen Fällen der Gnadenweg beschritten werden solle, so mache die

Justiz Bankerott, die Geldstrafe bezahle der Hausierer einfach nicht und der Freiheitsstrafe entziehe er sich unter dem Vorwande, im Falle des Antritts der Haft sich und die Seinen vollends zu ruinieren. Der Unterstaatssekretär habe sich auf die bisherige Praxis berufen und an das Herz des Chefs appelliert. „Gut — habe Bismarck gesagt — die 20 Mark soll Ihr armer Teufel aus meiner Tasche haben, meine Unterschrift aber kriegen Sie zu der Sache nicht.“ —

Das Interesse des Fürsten Bismarck für die Gesetze, welche in der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 angekündigt wurden, sei nicht immer dasselbe gewesen. Das Krankenkassengesetz habe er nur angenommen, weil Lohmann ihm sagte, daß wir ohne dasselbe (wegen der Karenzzeit beim Unfall) nicht auskommen könnten; den ersten Unfallgesetzentwurf aber habe er mit sich herumgetragen wie ein Schoßkind! Zu der Zeit, als der Gesetzentwurf im Volkswirtschaftsrat zur Beratung stand, habe er sich jeden Abend durch den Geheimrat Lohmann Vortrag erstatten lassen, um über alle Wünsche der Interessenten und über alle Lücken des Entwurfs auf dem Laufenden zu sein. —

Seinem (Bucher's) körperlichen Befinden sei der Aufenthalt in Varzin und zuletzt in Friedrichsruh gerade nicht förderlich gewesen; er sei so üppige Mahlzeiten, wie er sie dort jeden Tag vorgesetzt erhielt,

nicht gewöhnt gewesen. Eine kräftige Kartoffelsuppe ziehe er einem Diner mit 5 Gängen vor. Und dann erst die Weine! — —

Im Dezember 1889 war das Manuskript zu dem „Ein Achtundvierziger“ fertig gestellt, und ich hätte es gern gesehen, wenn Bucher dasselbe einer Durchsicht unterzogen hätte. Er lehnte aber rundweg ab. „Wollte ich — so schrieb er mir unterm 15. Dezember 1889 — das Manuskript ohne Bemerkungen zurückschicken, so wäre für die Sache nichts gewonnen; es würde nur auf mich eine gewisse Verantwortlichkeit oder doch der Schein einer solchen fallen, von der ich mich frei halten muß. Zu glauben, daß meine Kenntnißnahme verschwiegen bleiben könnte, wäre eine Illusion. Sie selbst haben auf dem Gebiete eine Erfahrung gemacht: als Sie die Güte hatten mir die Bismarckbriefe zu schicken, bemerkten Sie, es wisse niemand, daß Sie der Herausgeber wären; nach zwei Tagen stand es in den Zeitungen. Und selbst wenn es gelänge, das Geheimnis zu bewahren, so wäre es nicht sicher. Es brauchte nur ein Rezensent die Vermutung zu äußern, daß ich das Manuskript gesehen, so würde ein zweiter, um nicht zurück zu bleiben, die Vermutung des ersten als Thatsache geben, und ein dritter hinzufügen, daß ich ganz einverstanden gewesen sei. Wenn

die Mythe einmal diese Gestalt angenommen hätte, so würde sie in alle Zeitungen übergehen. Ich muß wünschen, in der Lage zu sein, nötigenfalls der Wahrheit gemäß sagen zu können, daß ich das Manuskript nicht gelesen habe.“ —

Ein Genosse des Verstorbenen, irren wir nicht Dr. Arend Buchholtz, teilte kürzlich in dem Rigaschen Tageblatt eine Reihe interessanter Erinnerungen an Lothar Bucher mit. „Zum letzten Mal[1]) — heißt es darin — habe ich ihn gesehen, als wir, ein kleines Häuflein Landsleute und Verehrer, Viktor Hehn zu Grabe trugen: an einem sonnigen Märzmorgen auf dem Schöneberger Matthäikirchhof.

Still und betrübt standen wir dann noch eine Weile am offenen Grabe; neben der hochragenden imponierenden Gestalt Hermann Grimm's gab ein unscheinbares kleines Männchen in gebückter Haltung denen, die ihn nicht kannten, einiges zu raten: der kurze, aber breitschultrige Körper war in einen weiten Radmantel gehüllt, dessen Enden von der linken Hand zusammengehalten wurden, während an der rechten ein Kranz aus Lorbeeren und blühenden Blumen herunterhing; als er beim Gebet den Hut zog, sah man einen großen, stark entlaubten Schädel mit

[1]) Es war dies am 24. März 1890.

breiter, hoher Stirn; etwas derbe Züge, kräftige gebogene Nase, ein starkes Kinn, aber blaue, milde blickende blaue Augen. Ich sehe noch heute das erstaunte Gesicht meines Nachbars, der mich nach der gebrechlichen Gestalt fragte und nach meiner Antwort mir sagte, Lothar Bucher habe er sich wohl ganz anders vorgestellt. Ihm schwebte der berühmte Steuerverweigerer aus den Novembertagen 1848 vor, der auf der Anklagebank gesessen und sich mit der stets an ihm wahrzunehmenden Klarheit des Geistes und Schärfe der Gedanken verteidigt hatte — und nun war es eine Enttäuschung, daß der Mann so ganz und gar nicht der Erwartung entsprach, die er von seinem Äußern gehabt hatte, so spießbürgerlich aussah, so als ob er immer seine Steuern womöglich für ein Jahr vorausbezahlte.

Am kleinen Stammtisch bei Knoop war Bucher der stillste Genosse. Wenn er kam und sich zur Seite Hehn's niederließ, von den wenigen Anwesenden achtungsvoll begrüßt, so währte es wohl eine halbe Stunde und wohl noch länger, bis er zum ersten Male das Wort nahm. Mit Vorliebe beteiligte er sich an philosophischen Diskussionen und wußte dank seiner gründlichen Kenntnis des Englischen auch den vielwissenden Hehn oft zu belehren. Aber auch Schnurren, Anekdoten, meist aus recht entlegener Zeit, von Katharina II.

oder der Königin Christine von Spanien trug er bisweilen und immer in anmutiger, witziger Weise vor. Man hörte ihm gern zu; nicht allein der Inhalt seiner Erzählungen, auch die Form zog lebhaft an: stets in gewähltem Deutsch, scharf pointierend. Aber Hehn hat von ihm gesagt, er habe wie Julius Fröbel viel vergessen und viel verlernt. Worüber man am liebsten von Bucher belehrt worden wäre, die stürmischen Tage von 1848, die Verbindungen mit Lassalle und die Beziehungen zu Bismarck, darüber wußte er zu schweigen. Wenn er oft wie teilnahmslos in der Sofaecke dasaß, mit sorgenvoller Miene auf seine von der Gicht entstellten Hände blickend und sie aneinanderreibend, so war er doch nicht unaufmerksam. Viel Gefallen fand er an spaßigen Erzählungen. Ich sehe noch jetzt sein hell auflachendes Gesicht, als die Geschichte vom 82jährigen Amschel Rothschild zum besten gegeben wurde, der krank im Bette lag und seinem Arzte die Befürchtung aussprach, er würde sterben, und als dieser ihn tröstete und einwandte, er könne noch hundert Jahre werden, zur Antwort gab: „Wird der liebe Gott mich nehmen zu pari, wenn er mich kann haben zu zweiundachtzig?"

Auch dem langjährigen ärztlichen Berater Bucher's, dem Dr. W. Gittermann, verdanken wir Aufzeichnungen [1])

[1]) „Berliner Neueste Nachrichten" v. 4. Dez. 1892. Nr. 615. Man vergl. auch den Artikel: Lothar Bucher. Eine

über seinen berühmten Patienten, denen wir nur einige Züge entnehmen.

„Bucher war besonders Fremden gegenüber äußerst kühl und ablehnend, so lange er sie nicht näher kennen gelernt hatte. Sein Scharfblick in der Beurteilung der Menschen war groß, und wer seinen Anforderungen nicht genügte, den wußte er sich fern zu halten. Dabei war der äußere Schein für ihn gar nicht maßgebend, ihm galt nur der innere Wert. Er hat denn auch seine Freunde unter den verschiedensten Berufsklassen gefunden.

Selbst unter Freunden, wo er sich oft heiter und gesprächig zeigte, sprach er selten von Politik, eigentlich nur dann, wenn er jemand damit einen Gefallen erweisen konnte. Am liebsten unterhielt er sich über Philosophie und Naturwissenschaften. Er war im ganzen mehr Zuhörer als Erzähler, konnte aber ein Meister in der Unterhaltung sein und wußte ihr durch wenige Worte eine bestimmte Richtung zu geben.

Große Gesellschaften waren ihm nicht sympathisch, aber in einem kleinen Kreise guter Freunde fühlte er sich wohl, und es kam nicht selten vor, daß er hier die wundervollsten Anekdoten mit scharfer Pointe zum besten gab. Er pflegte langsam zu sprechen, aber

---

Erwiderung von W. Gittermann in den „Grenzboten" vom Januar 1893.

fließend und in so eleganter Satzbildung, daß man die Worte ohne jede Korrektur niederschreiben konnte. Sein Dialekt erinnerte an die pommersche Heimat, wie er denn auch so gut platt sprach, daß er einen vorzüglichen Reutervorleser abgeben konnte. Wiewohl sein Vater aus Sachsen stammte, so pflegte doch Bucher selbst großen Nachdruck auf seine pommersche Abstammung zu legen.

Es machte einen merkwürdigen Eindruck, den ernsten, stillen Mann, der einsam durch sein arbeitsvolles Leben gegangen war, in der Kinderstube zu sehen, und doch hielt er sich dort gern auf. Als er einst sein kleines Patenkind auf den Knien schaukelte, behauptete er lachend, daß das Papeln des Kindes ihn an die chinesische Sprache erinnerte, für die er sich früher interessiert hatte. Auch Tiere machten ihm viel Vergnügen! In seiner einfachen Junggesellenwohnung in Berlin hielt er sich eine ganze Anzahl Kanarienvögel, und Hunde hatte er so gern um sich, daß er einst lachend sagte: „Wenn ich an Seelenwanderung glaubte, dann würde ich denken, daß meine Seele einmal in einem Hund gesteckt hat!“ Die Kunst des Schweigens begleitete ihn überall hin, und es war sehr komisch, wie die Versucher enttäuscht waren, welche gehofft hatten, mit ihm über hohe Politik plaudern zu dürfen. In dem kleinen Badeort, welchen Bucher seit

Jahren zu besuchen pflegte (Laubbach), wurde ihm einst folgendes Verschen überreicht:

> Schweigen ist die Kunst des Diplomaten,
> Dieses übt er treu an Spree und Rhein,
> Doch eines hat er lächelnd uns verraten,
> Das ist die Lieb zum Moselwein.

Er trank gern „in mäßigen Zügen“ ein Gläschen Wein und fühlte sich niemals wohler, als wenn er, nach einem Spaziergang, inmitten einiger Freunde, an einem schönen, sonnigen Plätzchen bei einer Flasche Wein sitzen konnte. Leider durfte es meist nur „Kutscher“ sein, denn sonst machten ihm seine gichtischen Finger viel zu schaffen.

Die Natur liebte er sehr und besaß ein aufmerksames Auge für alles, was da vor sich ging. Seine Kenntnisse in der Pflanzenkunde waren nicht unbedeutend, und er pflegte noch in den letzten Jahren häufig nach seltenen Pflanzen zu suchen, die er dann preßte und in sein Herbarium einklebte. Er war überhaupt gewohnt, allem auf den Grund zu gehen und nichts halb zu thun. Im Dezember 1889 fand ich ihn ein französisches Werk über den Krieg 1870/71 studierend, indem er dabei die Bewegungen der französischen Truppen auf einer Karte verfolgte und mit deutschen Angaben verglich. Alles Rätselhafte war ihm unheimlich, und er erzählte mir gelegentlich, daß

ihn früher ein von Bosko gesehenes Kartenkunststück Nächte hindurch schlaflos gemacht habe, bis ihm auf vieles Bitten der Zauberkünstler eine Erklärung des Rätsels gegeben hatte.

Um die neuere Litteratur hat er sich wenig gekümmert, und ich entsinne mich, daß er im Sommer 1892 zum erstenmal einen Roman von Ebers in die Hand nahm, dem er wenig Geschmack abgewinnen konnte. Goethe's Faust, dessen ersten Teil er fast ganz aus dem Gedächtnis aufsagen konnte, ging ihm über alle andern Dichterwerke. Am 10. November 1861 hatte er beim Schillerfest in Leipzig, nach ergangener Aufforderung, die Festrede gehalten. Als er Ende September 1892 auf der Reise von Elster nach Glion Leipzig berührte, wurde die Erinnerung an das Vergangene in ihm lebendig, und er erzählte, daß er an dem damaligen Tage in Leipzig sehr freundlich aufgenommen sei, und daß man ihm während des Festessens eine der schönsten und liebenswürdigsten Damen, die er jemals kennen gelernt, als Tischnachbarin gegeben hätte.

Wie so viele Männer, die in ihrem Fach Hervorragendes geleistet haben, so pflegte auch er zu äußern, daß er die seinen Anlagen entsprechende Lebensstellung verfehlt habe. Er glaubte, daß er am besten für das Ingenieurfach gepaßt haben würde. Unter seiner

kühlen, fast abweisenden Außenseite schlug ein warmes Herz voll regen Mitgefühls für menschliches Unglück, und er half im konkreten Falle gern, wo er nur konnte. Seinen Eltern bewahrte er stets eine innige Verehrung. Die Mutter war lange Jahre nach seiner Geburt an seinem Geburtstag gestorben, deshalb verbat er sich stets alle Gratulationen, weil dieser Tag für ihn ein Trauertag sei.

Den Grundzug seines Wesens bildete eine tief ausgeprägte Bescheidenheit. Er wollte nicht, daß aus ihm etwas gemacht wurde, und es konnte ihm jeder Ort verleidet werden, sobald seine Person Gegenstand der Neugier für das Publikum geworden war. Einst hörte ich ihn „Excellenz“ anreden, was er sich kurz verbat. Auf meine Frage sagte er mir: „Ich bin gar nicht Excellenz, allerdings wollte man mir bei meinem Abgang diesen Titel geben, aber ich habe es mir als eine Gnade ausgebeten, darauf verzichten zu dürfen. In früheren Jahren hatte ich nämlich einmal eine scharfe Rede gegen die Titelsucht und besonders gegen den Titel „Excellenz“ gehalten, da war es mir denn doch peinlich, wenn ich mich in meinen alten Tagen selbst so nennen lassen sollte.“

Auf seine politische Vergangenheit kam er nicht gern zu sprechen. Als ich ihn einmal an seine früher gehaltene Rede erinnerte, antwortete er mir: „Ach

lesen Sie die nicht, es ist das Unreifste, was ich je gesprochen habe."

Große Hochachtung und Verehrung empfand er für den alten Kaiser Wilhelm. Er sprach gern von ihm und wußte eine Reihe wenig bekannter Geschichten zu erzählen, welche die unbegrenzte Gutherzigkeit des alten Kaisers in das hellste Licht stellten. Folgende Anekdote möge hier Erwähnung finden: Während des Aufenthalts in Versailles 1870/71 pflegte der Geheimrat Abeken von den für das Auswärtige Amt eintreffenden Zeitungen schleunigst den Kladderadatsch an sich zu nehmen, weil er die Ehre haben wollte, denselben abends nach der Hoftafel dem Kaiser vorzulesen. Später erfuhr man dann durch einen der kaiserlichen Adjutanten, daß Seine Majestät immer schon vormittags ein besonderes Exemplar des Blattes bekommen hatte und daß der Kaiser abends deswegen noch einmal den ganzen Inhalt anhörte, weil er dem kleinen Herrn die Bitte, vorlesen zu dürfen, nicht abschlagen wollte.

Bucher sah nie kühler aus, als wenn er eine innere Bewegung verbergen wollte. Der Abschied von Freunden wurde ihm immer recht schwer; er sagte niemals auf Wiedersehen, denn seit Jahren rechnete er nicht mehr mit der Zukunft. Von den Frauen besaß er, der Hagestolz, im allgemeinen eine recht hohe

Meinung, er unterhielt sich gern mit Damen und pflegte bei jeder überraschenden Begebenheit zu sagen: „cherchez la femme“.

An allen politischen Ereignissen nahm er bis zuletzt regen Anteil.

Auf Palmerston war er am wenigsten gut zu sprechen, und der „alte große Mann“, den er mit getreuer Übersetzung des Namens gern „Herr Freudenstein“ nannte, hatte schon früher seine Bewunderung nicht erreichen können. Von Disraeli pflegte er gern zu erzählen, daß derselbe nicht französisch sprach und beim Berliner Kongreß 1878 den Fürsten Gortschakow wiederholt „Mister Gortschakow“ angeredet habe.

Die Freundschaft Lassalle's hat Bucher jedenfalls nicht in dem Maße gesucht, als angenommen wird.

Gelegentlich erzählte er, es sei ihm schon 1848 zum erstenmale aufgefallen, daß der damalige Abgeordnete von Bismarck häufig nur die Augen und nicht den Kopf seitwärts zu wenden pflegte, wenn jemand mit ihm sprach, der neben ihm stand. Diesen Blick des Großvaters fand Bucher auch bei dem kleinen Rantzau wieder, als ihm der Junge zum erstenmal präsentiert wurde. Er sagte darauf zur Wärterin: „Der Junge wird auch einmal Reichskanzler,“ und erhielt die Antwort: „Ach ja, Herr Geheimrat, rappelig

genug ist er schon.“ Fürst Bismarck soll herzlich über dieses Intermezzo gelacht haben.“

Über Bucher's Erholungsreisen in dieser Periode liegen folgende eigenhändige Aufzeichnungen desselben vor:

1887. 4. März bis 16. Mai: Clarens, Glion, Juni: Friedrichsruh[1]) und Hamburg, Juli: Peterwitz (Besitzung von Graf Limburg-Stirum), Oktober: Baden-Baden.

1888. Juni bis 15. Juli: Baden-Baden, 15. September: Laubbach, häufig in Ems.

1889. Juli bis 1. September: Laubbach.

Wir schließen auch diesen Abschnitt mit der Veröffentlichung einer Anzahl von Briefen Bucher's an die Seinigen. Sie sind und bleiben das beste Mittel, uns den Charakter und das Innere des merkwürdigen Mannes zu erschließen. Wenn dabei auch weniger Bedeutendes unterläuft, so hat das nichts zu sagen. Wie oft hat man es belächelt, daß die kleinen, sogenannten „nichtssagenden“ Billets Göthe's an Frau von Stein dem Publikum nicht vorenthalten wurden;

[1]) Der Aufenthalt in Friedrichsruh im Juni 1887 erstreckte sich auf drei Tage.

aber welch' unschätzbares Material bieten sie doch dem Kenner zur Charakteristik unsres größten Dichters [1]).

Berlin, den 8. März 1888.

Liebe Helene!

Das ganze russische Finanzwesen sieht sehr bedenklich aus. Um die riesigen Zinsen der im Auslande gemachten Anleihen zu bezahlen, haben die Russen immer von Zeit zu Zeit neue Anleihen machen müssen; und jetzt will ihnen Niemand mehr pumpen.

Ich bin nicht Sachverständiger in diesen Dingen, weiß aber, daß Leute, die es sind, ihre russischen Werthe abstoßen.

Das nasse Wetter hat mir wieder etwas Reißen in der Hand eingetragen; übrigens geht es mir gut.

Vielen Dank für die Hyacinthe, die Zwiebel werde ich zurückbringen.

Lothar.

---

[1]) Hermann Wichmann in der Vorrede zur Herausgabe der Victor Hehn'schen Briefe.

XV.

Von Friedrichsruh bis Glion.

(Mai 1890 bis Oktober 1892.)

Schon hatte es den Anschein, als ob Bucher ganz verschollen sei, als plötzlich im Jahre 1890 nach der Entlassung des Fürsten Bismarck aus seiner Stellung als Reichskanzler und Ministerpräsident sein Name auf einmal wieder auftauchte.

Das Jahr 1890 hatte Bucher in altgewohnter Weise begonnen. Er lebte ungemein zurückgezogen, besuchte ab und zu die Bibliothek, der er augenblicklich mit Vorliebe moderne französische Geschichtswerke entnahm. Inzwischen war sogleich nach der Rückkehr des Fürsten Bismarck aus der bekannten Veranlassung die unheilvolle und unheilbare Krisis zwischen dem Kaiser und seinem Kanzler ausgebrochen.

Am 3. März ließ Bismarck Bucher zu sich rufen, sicher um die durch die Haltung des Kaisers eingetretene kritische Wendung mit seinem alten Freunde zu besprechen.

Weiteres Licht verbreitet nachstehender, an seine Schwägerin Frau Helene Bucher gerichteter Brief.

Berlin, 26. März 1890.

Liebe Helene!

Ich denke, es wird Euch Freude machen zu erfahren, daß ich am Vormittag des 20. eine Einladung zu Bismarck erhielt, der, wie die Fürstin sagte, einige alte Freunde noch einmal hier in Berlin bei sich sehen wolle. Er war körperlich sehr wohl, hatte gesunden Appetit und Durst und war offenbar seelisch erleichtert.

Zum Abschied lud er ein, ihn in Friedrichsruh zu besuchen, „wo wir jetzt sehr einsam sein werden“.

Die Leute, die heute jubeln, werden sich nach einigen Jahren wohl in der Lage der Frösche befinden, die den Hund um einen anderen König gebeten hatten.

Lothar.

. . . .

Am 16. April 1890 schrieb Bucher an seinen Arzt Dr. Gittermann: „Ich hätte Ihnen längst geschrieben, wenn mich nicht die öffentlichen Vorgänge der letzten Monate sehr erregt und verstimmt hätten. Ich habe die Anhänglichkeit an den alten Kanzler nicht so leicht abgeschüttelt, wie viele Leute hier, und werde immer dabei bleiben.“

Am 3. Mai 1890 reiste Bucher nach Friedrichsruh und ist von da ab mit kurzen Unterbrechungen, die durch das eigene Erholungsbedürfnis und seine Badekuren dringend gerechtfertigt waren, der stete Gast des Fürsten Bismarck gewesen bis zum Ende Mai 1892, da Bucher's Kräfte bereits nachließen und sein Ende sich vorbereitete.

Als im Mai 1890 die Zeitungen zuerst meldeten, daß Bucher die stille Ruhe seines Greisenalters aufgegeben, um dem gestürzten Bismarck bis zum letzten Hauche ebenso zu dienen wie einst dem erst aufstrebenden, da fand dies niemand sonderbar oder wunderbar. Damals wagte keine Stimme zu verbreiten, Bucher sei im Amte von Bismarck schlecht behandelt und unterdrückt worden, das tägliche Zusammensein mit dem Grafen Herbert müsse dem alten Geheimrat ein schweres Opfer kosten, da er doch seinethalben vor akkurat vier Jahren den Dienst verlassen habe. Niemand hätte damals gewagt, solche Nachrichten in die Welt zu setzen, aus Furcht von Bucher sofort als Lügner gebrandmarkt zu werden. Die Ära der Verleumdungen begann erst über dem Grabe Bucher's. Damals, im Mai 1890, leuchtete es noch allen ein, daß Bucher, der mit dem Leben draußen abgeschlossen hatte, eine seelische Befriedigung darin finden mußte, mit seinem früheren Chef zusammen in den Reminiscenzen der

gegenseitigen Glanzzeit zu leben. Daß er dem Entlassenen nach Friedrichsruh folgte und sich auf's neue in den Dienst des Meisters stellte, ist, wie die Presse aller Schattierungen anerkannte, einer der schönsten Charakterzüge Bucher's. Noch einmal stellte er seinen Kopf und seine Feder in den Dienst Bismarck's, noch einmal wurde er seine „rechte Hand“.

So gut es ging, setzte Bucher sein einfaches, anspruchloses Leben auch in Friedrichsruh fort. Ich sage, so gut es ging, denn der sogenannte „Einsiedler in Friedrichsruh“ lebt wohl in waldiger Abgeschiedenheit — die Pforten seines Hauses sind aber nicht sehr enge, und sie müßten noch erweitert werden, wollten sie alle diejenigen aufnehmen, die Tag ein Tag aus die Bitte aussprechen, dem Fürsten ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Wenn aber die Zeiten kamen, da, wie zu Weihnachten, Ostern oder zum Geburtstag des Fürsten, das Schloß sich allzusehr füllte, da erbat sich Bucher regelmäßig „Urlaub“, um, wie er sich ausdrückte „dem Taubenschlag zu entrinnen“. Schon beim Besuche von Deputationen mit großer Vertretung fühlte er sich unbehaglich. Kein Wunder, daß auch er für die an ihn ergangene Einladung des Grafen Herbert Bismarck zur Hochzeit nach Wien dankte. In den Rahmen eines so großen Festes hätte er nicht hineingepaßt, selbst wenn ihm seine schon wankende Gesundheit

gestattet hätte, daran teil zu nehmen. Das aus Baden-Baden unterm 8. Juni 1892 an den Grafen Herbert Bismarck gerichtete Schreiben lautet:

„Ich danke aufrichtig für die Ehre, welche Sie mir freundlichst zugedacht haben, und weiß die Auszeichnung zu würdigen, einem Acte beizuwohnen, welcher die Augen zweier Völker auf sich zieht und vielleicht die Gedanken der Nachwelt beschäftigen wird. Aber ich würde eine gewisse zunehmende Menschenscheu, zu der ich mich bekennen muß, zu überwinden und die mir dringend nöthige Kur vorzeitig abzubrechen haben und bitte deshalb von dem Feste, zu welchem meine herzlichen guten Wünsche Sie begleiten werden, fern bleiben zu dürfen. Der Entschluß hat mich eine recht ernste Überlegung gekostet, mit der ich die Verspätung dieser Antwort zu entschuldigen bitte.“

Ein aus einem silbernen Tafelaufsatz bestehendes kostbares Geschenk begleitete diese Zeilen, die für das herzliche Verhältnis sprechen, das zwischen den beiden Männern bestand und auch früher zu keiner Zeit getrübt gewesen ist.

Ich selbst bin mit Bucher mehrfach in Friedrichsruh zusammengetroffen. Wenn Gäste kamen, ließ er

dieselben meist die Kosten der Unterhaltung tragen; so erinnere ich mich einer Frühstückstafel, während welcher er kaum dreißig Worte sagte, und sich nach dem letzten Gange sogleich lautlos empfahl. Ein andermal, da er meine Frau zur Tischnachbarin hatte, war er nicht wieder zu erkennen, ein prächtiger Gesellschafter.

Bucher stand, als er noch einmal dem Fürsten Bismarck nach Friedrichsruh folgte, bereits im 72. Lebensjahre; das spärliche Haupthaar war gebleicht, die Haltung des Körpers etwas nach vorn gebeugt, der Gang vorsichtig, fast schleppend; aber aus dem hellen Auge leuchtete noch immer jugendliches Feuer, die Gesichtszüge zeigten die alte Festigkeit, und sein Herz schlug noch mit gleicher Wärme für den Mann, der ihn vor sechsundzwanzig Jahren an seine Seite gerufen hatte. Eine gute Abbildung Bucher's aus dieser Zeit findet sich in der kürzlich erschienenen Bismarck-Mappe von C. W. Allers.

Als Bucher bereits der Gast des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh war, schickte ich ihm dorthin die Aushängebogen des „Achtundvierzigers“ und erbot mich gleichzeitig, ihm auch die demnächst darüber erscheinenden Rezensionen vorzulegen. Darauf ging mir nachstehende Antwort zu.

Friedrichsruh, 17. Mai 1890.

— — — Die Aushängebogen, welche Sie die Güte hatten, mir zugehen zu lassen, habe ich nicht gelesen, weil ich die Lektüre in Einem abmachen will, wenn der Band fertig gestellt ist.

Was die Zeitungsstimmen über Ihr Werk angeht, so bin ich seit lange entschlossen, sie nicht zu lesen. Ich kann sie mir denken; alte und neue Rancünen werden die Gelegenheit ergreifen, sich zu äußern. Wozu soll ich bei meinem Ruhebedürfnisse mir dadurch die Laune verderben lassen?

Bucher.

Auch aus der Zeit des Aufenthaltes in Friedrichsruh hat uns Dr. Gittermann einige Züge aufbewahrt, die hier mitgeteilt werden mögen.

Am 2. April 1891 schrieb Bucher an Dr. Gittermann.

„Ich befinde mich wieder einmal für einige Tage in Berlin bei meiner Kanarienfamilie und wählte für meine Abreise von Friedrichsruh den Vorabend des Osterfestes, weil es in nächster Zeit dem Fürsten nicht an Gesellschaft fehlen wird.

Als Dr. Gittermann im Frühjahr 1892 mit Bucher in Friedrichsruh zusammentraf, waren die beiden Herren abends mehrere Stunden allein in der

Gesellschaft des Fürsten. „Fürst Bismarck war sehr lebhaft und erzählte in der ihm eigenen hinreißenden Weise, während Bucher sich noch schweigsamer zeigte, als sonst. Auf meine schüchterne Frage antwortete er mir: „Ich wollte nicht dazwischen reden, Sie sollten ihn allein genießen." Noch im Sommer kamen wir auf Kolonialpolitik zu sprechen, und dabei äußerte er, die jetzige Regierung legte zu wenig Gewicht darauf, Männer nach Afrika zu schicken, die auch durch äußere Erscheinung Eindruck machen konnten. Bismarck wäre stets bemüht gewesen, nichteuropäischen Völkern auch durch Äußerlichkeiten zu imponieren. Dabei erzählte er folgende Geschichte: Als vor Jahren die japanische (oder siamesische?) Gesandtschaft nach Berlin kam und dem Kanzler vorgestellt zu werden wünschte, ließ Fürst Bismarck in die Arbeitszimmer des Auswärtigen Amtes hinaufsagen, es möchten alle diejenigen erscheinen, die mindestens ihre 8 Zoll hätten. Die Gesichter der kleinen Japaner sollen sehr erstaunt gewesen sein, als sie dem gewaltigen Fürsten und seiner Riesen-Gruppe gegenüberstanden."

Im Spätsommer 1891 besuchte Bucher zum siebenten und letzten Mal das Bad Laubbach am Rhein, woselbst er gegen Gichtknoten an beiden Händen mit passiver Heilgymnastik behandelt wurde. Seine Spaziergänge führte er meistens allein aus, nur

Sonntags machte er eine Ausnahme, indem er mit Dr. Weißblum, dem Vertreter des dirigierenden Arztes, auf die gegenüberliegende Seite des Rheines nach Horchheim marschierte, um ein Glas „Heurigen" zu trinken. Auf diesem Spazierwege war er schon etwas gesprächiger. An der Table d'hôte erzählte er manchmal der internationalen Tafelrunde, die gespannt zuhörte, Episoden aus seiner Jugendzeit. Sehr oft kamen für ihn Briefe vom Fürsten Bismarck aus Friedrichsruh an, und nur, wenn auf den früheren Reichskanzler das Gespräch kam, wurde Lothar Bucher wärmer und mitteilsamer. Ein holländischer Kurgast berührte einst bei Tisch den Umstand, daß der Fürst nach verschiedenen Zeitungsberichten Morphinist sein sollte. Dem trat Bucher energisch entgegen. Er erklärte, er bringe den größten Teil des Jahres in der Gesellschaft des Fürsten Bismarck zu und könne versichern, daß diese Zeitungsnachricht trotz ihrer öfteren Wiederholung eine grobe Unwahrheit sei.

Eine schlimme Wendung der Krankheit zeigte sich im Frühjahr 1892. Er hatte den ganzen Winter in Friedrichsruh verlebt und verspürte im Mai eine zunehmende Mattigkeit, welche ihn veranlaßte, das mildere Klima von Baden-Baden und Wiesbaden aufzusuchen. Schwäche und Appetitlosigkeit nahmen aber dort zu, sodaß er nach Berlin zurückkehrte.

Sein nahes Ende ahnend, bat er dort um den Besuch seiner Nichte Helene Bucher und sagte ihr: „Wenn mir etwas Menschliches zustößt, müßt Ihr doch wissen, wo meine Sachen sind. Sieh' also, hier ist das Geld, hier sind meine Papiere, hier dies und jenes." Den zweiten Schlüssel sollte Frau Bucher an sich nehmen.

Da sich sein treuer ärztlicher Berater Dr. Gittermann dieses Jahr im Bade Elster aufhielt, so begab sich Bucher am 2. August 1892 dorthin, und zwar bereits in einem sehr traurigen Zustande. Die Stimmung war eine äußerst gedrückte. Bucher selbst machte sich über seinen Zustand keinerlei Illusionen, er sprach vielmehr oft mit philosophischer Ruhe über sein nahes Ende. Es war unmöglich, bei dem geschwächten Zustand irgend eine eingreifende Kur vorzunehmen. Da sich das Körpergewicht in den ersten vierzehn Tagen um drei Pfund hob und die Kräfte etwas zunahmen, so faßte man wieder einige Hoffnung, doch traten bald Erscheinungen ein, welche auf eine ernste Gefäßerkrankung schließen ließen. Der Herzschlag wurde unregelmäßig; es stellten sich asthmatische Anfälle ein, wobei am Herzen Geräusche hörbar waren, und es mußte die Diagnose auf fortschreitende Verkalkung der Blutgefäße (Arteriosklerose) gestellt werden. Trotz dieser Symptome war das subjektive Befinden des

Patienten besser geworden; denn er konnte täglich mit seinem Arzte ausfahren, und es gab Stunden, in denen der liebenswürdige Humor Bucher's noch einmal zum Vorschein kam.

„Es ist rührend — so schreibt Dr. Gittermann — mit welchem felsenfesten Vertrauen der scharf kritisierende, von aller Gefühlsduselei weit entfernte Mann auf den Fürsten Bismarck blickte! Noch im letzten Sommer kamen wir auf die aus Wien gemeldeten Auslassungen des Fürsten zu sprechen, und Bucher wurde gefragt, ob Fürst Bismarck, mit Rücksicht auf den für jeden Patrioten unerquicklichen Zeitungskampf, nicht doch besser geschwiegen hätte. Darauf sagte er: „Ich würde ja in diesem Fall lieber nichts gesagt haben, aber wenn der Fürst einmal so gesprochen hat, dann wird er schon recht daran gethan haben. Ich habe mich gewöhnt bei ihm alles gut zu heißen, nachdem ich früher wiederholt gesehen habe, daß er immer recht hatte, wenn ich einmal andrer Ansicht war."

Auf die Frage des Dr. Gittermann, ob derselbe nicht einmal dem Fürsten Bismarck von Bucher's Befinden Nachricht geben dürfte, sagte er: „Ach nein, der Fürst darf sich nicht beunruhigen." Er zeigte sich oft mitteilsamer als jemals, aber als er eine Abnahme seines sonst so treuen Gedächtnisses bemerkte, war seine Stimmung oft verdüstert. Sobald

es anfing kühl zu werden, sehnte er sich nach einem wärmeren Klima und suchte sich Glion als Winteraufenthalt aus. Der Abschied war dieses Mal recht schwer, und noch aus dem Eisenbahnwagen heraus sagte Bucher mit gelassener Stimme, der man aber die innere Wehmut anhörte: „Nun will ich im Süden noch etwas die Sonne genießen, und dann werden sie mich dort einscharren!"

Ich schalte an dieser Stelle wieder eine Anzahl Briefe ein, welche Bucher in dieser seiner letzten Lebensperiode an die Seinigen gerichtet hat.

An Frau Helene Bucher.

Friedrichsruh, 10 Juni 1890.

(Auszug.)

— — — Da Ihr auf den Poststempel Friedrichsruh Werth legt, so schreibe ich, obgleich ich eigentlich nichts zu schreiben habe. Damit aber der Brief doch einen Inhalt hat, lege ich einige Briefmarken für Deinen Vetter bei. Schlage Dir vor, Dich einmal gelegentlich nach meinen Kanarienvögeln umzusehen. Wie lange ich hier bleiben werde, läßt sich noch nicht absehen. Wahrscheinlich bis Ende dieses Monats.

An Frau Helene Bucher.

2. Juli 1890, Berlin.

Übersendung des folgenden Gedichtes von Wildenbruch aus Anlaß der Entlassung des Fürsten Bismarck aus seinen Stellungen im Reichs- und Staatsdienste:

Du gehst von Deinem Werke,
Dein Werk geht nicht von Dir,
Denn wo Du bist, ist Deutschland,
Du warst, drum wurden wir.

Was wir durch Dich geworden,
Wir wissen's und die Welt,
Was ohne Dich wir bleiben,
Gott sei's anheim gestellt.

Ich gehe in einigen Tagen entweder mit nach Schönhausen oder verfüge mich nach Laubbach.

An Frau Helene Bucher.

18. Juli 1890, Berlin.

— — Da Bismarck die beabsichtigte Reise verlegt hat, so gehe ich heute nach Laubbach. Wenn Du Pflanzen sammelst, so vergiß nicht, zwischen die grünen Blätter und die Blüthe ein Stück Papier einzuschieben.

Laubbach, 19. August 1890.

— — Die Kur bekömmt mir gut, ist freilich bei der Hitze, der wir und die Weinstöcke seit

14 Tagen uns erfreuen, recht angreifend. Wie lange ich noch hier bleiben werde, hängt davon ab, welche Nachricht ich über den Fürsten erhalten werde. Er wünscht, daß ich mit nach Varzin gehe, scheint sich aber noch nicht schlüssig gemacht zu haben, ob er von Kissingen gleich dahin, oder erst nach Gastein gehen will.

Schönen Dank für die gute Nachricht über meine Stubengenossen [1]).

An Frau Helene Bucher.

Berlin, 5. April 1892.

Liebe Helene.

Ich bin in Geschäften auf einen Tag hier. Meine Zeit ist knapp, und bei dem schönen Wetter werde ich Euch schwerlich zu Hause finden.

Hierbei einer von den Aepfeln, die der Fürst aus Geisenheim am Rhein bekommen hat. Es wurde am 4. ein Korb mit verschiedenen Früchten zum Nachtisch aufgesetzt, die er durchprobiert hatte. Da ich unschlüssig war, nahm er diesen aus dem Korbe und reichte ihn mir als die beste Sorte. So habt Ihr also auch etwas von dem Geburtstag.

Ich bleibe wahrscheinlich bis Mitte Mai.

Lothar.

---

[1]) Kanarienvögel, die er selbst gezogen und sehr liebte.

An Frau Helene Bucher.

Baden-Baden, 12. Juni 1892, Hotel Bellevue.

Tinte und Feder sind so nichtswürdig, daß ich mit Blei schreiben muß. Ich hatte mich wegen der Hitze so plötzlich entschlossen abzureisen, daß ich nicht Zeit hatte, Euch zu besuchen. Hier ist es denn auch viel kühler, grade mit so viel Sonnenschein, wie man gern hat.

Ich werde bis Ende des Monats hierbleiben, und kann noch nicht absehen, wohin meine Wege mich dann führen werden. Ich wünsche gutes Wetter und gute Zehrung bei der Scholastika. Versäumt nicht Innsbruck zu sehen. Lothar.

Ich war zu der Hochzeit in Wien eingeladen, habe aber in meinem Ruhebedürfniß mich entschuldigt. Wäre das eine Strapaze.

Am 20. September 1892 verließ Lothar Bucher Elster. Er riß am Morgen von seinem kleinen Kalender das Blatt des vorhergehenden Tages ab, und es stand nun unter dem Datum des 20. September: „Ehret die Lebenden, nichts hat vom Lobe der Tote.“ Ein Wort, das im Hinblick auf die Schlichtheit und Einfachheit seines Lebens und auf den ihm in so hohem Maße zu teil gewordenen Nachruhm gewiß auf ihn seine Anwendung finden kann.

Der ihn behandelnde, ihm befreundete Arzt wollte ihn nach Clarens begleiten, und als dies abgelehnt wurde, ihn wenigstens bestimmen, einen Diener mitzunehmen; aber auch dies wies Bucher ab. So trat er denn allein seine Reise an, in vollem Bewußtsein, daß es seine letzte auf Erden sei. Wie er in Berlin noch lange aus der Droschke geschaut hatte, die ihn zur Bahn brachte, seine alte Wohnung grüßend, so waren auch hier in Elster noch lange seine Blicke aus dem Fenster des Wagens auf die ihm vertraute heimatliche Stätte und die Freunde, die er hier zurückließ, gerichtet.

In Basel übernachtete er und kam am 23. September in Glion an, von dem Wirt des Hotels Rigi Vaudois, Herrn Heimberg, erwartet und empfangen. So vollständig auch Bucher mit dem Leben abgeschlossen hatte, so regte sich doch, angesichts der herrlichen Natur, die er so sehr liebte, wieder die Lebenslust in ihm, und die Hoffnung, hier Linderung seiner Leiden zu finden, stieg in ihm auf. Er brachte den größten Teil des Tages auf dem Balkon, der an sein Zimmer grenzte, zu und wehrte selbst des Nachts nicht der milden Luft den Zutritt, ihrem wohlthätigen Einfluß vertrauend. Doch das währte nur wenige Tage. Die Schmerzen steigerten sich zur Unerträglichkeit, und sein Zustand wurde ein immer

qualvollerer. Er verließ nun sein Zimmer nicht mehr und wartete mit stoischem Gleichmut auf sein Ende. Er verweigerte sowohl die Hilfe eines Arztes, wie auch jede Speise oder Arznei.

Am 30. September benachrichtigte er seine Schwägerin Helene Bucher. Aus seinen Zeilen muß man schließen, daß Bucher entweder seine hoffnungslose Lage nicht erkannte, oder daß er — was anzunehmen viel näher liegt — derselben keine Beängstigung verursachen wollte. Der Brief ist der letzte, den er an die Seinigen gerichtet, überhaupt das letzte, was er geschrieben hat. Er lautet:

An Frau Helene Bucher.

Glion, Pays de Vaud, Hotel Rigi Vaudois,
30. September 1892.

Ich habe mir ein Leiden zugezogen, das ich in Bad Elster zu heilen suchte, aber vergebens. Als die Temperatnr anfing, zwischen 22° und 3° R. zu schwanken, schickte der Arzt mich nach dem mir bekannten Genfer See, wo ich die ganzen 24 Stunden in zuträglicher Luft zubringe, und den Winter bleiben werde.

Gebt mir bessere Nachrichten von Euch.

Mit herzlichen Grüßen

Lothar.

Acht Tage später wurde Frau Helene Bucher durch den Besitzer des Hotels, in dem Bucher abgestiegen war, von dem hoffnungslosen Zustande desselben in Kenntnis gesetzt, worauf dieselbe alsbald die Reise nach Glion antrat.

Den Tag vor ihrer Ankunft hatte denn doch der Wirt Bucher vermocht, einen Arzt und einen Krankenwärter anzunehmen. Letzterer wollte ab und zu Bucher veranlassen, Besuche, die aus der Deutschen Kolonie sich nach ihm erkundigten, namentlich auch den Pfarrer derselben, zu empfangen; Bucher lehnte jedoch jeden Besuch ab, indem er zu dem Krankenwärter sagte: „Drehen Sie mich nach der Wand und lassen Sie mich in Ruhe.“ Dem Pfarrer, der dann doch einmal Einlaß bekam, sagte er: „Ich glaube ja allein, was Sie da sagen, aber nun lassen Sie mich in Ruhe!“ Die letzten Tage wechselten zwischen Bewußtlosigkeit und Ausbrüchen namenloser Schmerzen ab.

Zu Frau Helene Bucher, seiner Schwägerin, sagte er bei ihrer Ankunft: „Ach die weite Reise, die weite Reise,“ und dann: „Beruhigt euch doch nur,“ was sich auf einen Brief dieser letzteren beziehen mußte, da sie selbstverständlich ihre Fassung dem Kranken gegenüber bewahrte.

Am 11. Oktober gegen Abend wurde von zwei Ärzten noch ein letzter qualvoller Versuch gemacht,

ihm eine Linderung seiner Schmerzen zu verschaffen. Dies waren wohl seine letzten irdischen Leiden, nach denen er nicht mehr zum Bewußtsein erwachte. Freilich, wenn sich ab und zu seine Augen wieder voll und ganz öffneten und ein tiefer Blick auf seine Umgebung fiel, konnte man nicht denken, daß die Schatten des Todes sich so bald über dies reiche Leben breiten und es auslöschen würden. Doch das Atmen wurde allmählig immer schwächer und am Morgen des 12. Oktober um 7 Uhr 21 Minuten hörte es ganz auf, und sein treues Auge brach, um sich für immer zu schließen. Frau Helene Bucher war allein bei ihm bis zum letzten Atemzuge.

Am 14. Oktober Nachmittag drei Uhr war sein Begräbnis auf dem kleinen Kirchhof, der für die Fremden, die dort ihr Leben aushauchen, bestimmt ist. Ein unaufhörlicher Regen, der mit elementarer Macht von früh an herabströmte, hüllte alles in undurchdringliches Grau. Etwa 20 Herren von der deutschen Kolonie, an ihrer Spitze der Oberst von Sydow, der Frau Bucher führte, und einige wenige Damen bildeten das kleine Trauergefolge. Der Pfarrer der deutschen Kolonie, Herr G. aus Stuttgart, sprach über die Tageslosung der Brüdergemeinde: Psalm 116, 9. „Ich will wandeln vor dem Herrn im Lande der Lebendigen.“ Dann ergriff Herr von Sydow das

Wort und legte im Namen der deutschen Kolonie einen Kranz mit schwarz-weiß-roter Schleife an dem Grabe nieder. Ein stilles Gebet schloß die einfache und prunklose Feier, die gewiß ganz im Sinne des Verstorbenen gewesen. Einsam war er im Leben, einsam im Tode. Jetzt schläft er einsam unter Fremden in fremder Erde, einer der besten von Deutschlands Söhnen.

Am 15. September 1893 wurde das ihm von der Familie gestiftete Grabdenkmal aufgestellt; es besteht aus einer Stele aus schwarz-grünem Odenwälder Syenit mit eingelassenem, fast lebensgroßem Bronzerelief des Verewigten nach Professor Sussmann's Original. Unter dem Medaillon steht die schlichte Inschrift: „Lothar Bucher, geb. den 25. Oktober 1817, gest. den 12. Oktober 1892."

Die Nachricht von Bucher's schwerer Erkrankung rief in Varzin die schmerzlichste Bewegung hervor. Bereits am 12. Oktober brachten die „Hamburger Nachrichten" den Auszug aus einem Briefe aus der Umgebung Bismarck's, worin es hieß: „Der Fürst verliert in Bucher seinen treuesten, seinen selbstlosesten Freund. Wir sind alle unsagbar betrübt."

Von dem Fürsten selbst liegt folgende Kundgebung vor:

Varzin 11. Oktober, 6 Uhr 29 Min.
Geheimrat Bucher, Glion, Schweiz.
Hotel Rigi Vaudois.

Mit inniger Theilnahme erfahre ich telegraphisch von Ihrer Krankheit. Meine Frau und ich senden Ihnen herzlichste Grüße und Wünsche für Ihre Besserung. von Bismarck.

Das Telegramm kam abends halb zehn Uhr in Glion an, zu spät als daß der Inhalt dem mit dem Tode Ringenden noch hätte mitgeteilt werden können.

Vom Fürsten Bismarck und seiner Gemahlin liegen folgende Beileidskundgebungen vor:

Varzin, 12. Oktober 1 Uhr 40.
Frau Bucher, Glion bei Montreux, Schweiz.

Ich gedenke Ihrer in herzlicher Theilnahme, und bin tief betrübt um unsern theuern Freund, dessen Scheiden ein ganz unersetzlicher Verlust für uns ist. Möge Gott ihm seine treue Liebe mit himmlischen Freuden reich vergelten

Fürstin Bismarck.

Varzin, den 13. Oktober 1892.
Geehrte Frau!

Ihren Brief vom 11. und die telegraphische Benachrichtigung habe ich erhalten, und bitte Sie

den Ausdruck meines Schmerzes über diesen für uns alle so schweren Verlust entgegen nehmen zu wollen. Ich würde es dankbar erkennen, wenn Sie mir weitere Mittheilung über die letzten Tage meines langjährigen Freundes würden zugehen lassen.

Nachdem ich Ende Mai in der Hoffnung auf Wiedersehen im Herbst von ihm Abschied genommen hatte, verliere ich jetzt in ihm einen der Männer, die meinem Herzen nahe standen.

von Bismarck.

Ihrer Hochwohlgeboren Frau H. Bucher geb. Ungnad.
Berlin, Heidestraße 52 I.

Auch nachher hat Fürst Bismarck noch wiederholt die Gelegenheit ergriffen, mündlich dem Schmerze über den Verlust seines langjährigen Freundes Ausdruck zu geben. In der Zusammenkunft mit dem Rechsanwalt Hans Blum ließ er sich folgendermaßen aus: „Ja, ich habe viel an ihm verloren! Lothar Bucher war eine stille, bescheidene, tiefe Natur, mein treuer Freund, manchmal mein Censor, mein Mitarbeiter vor allem, was Herzblut, gesunden Menschenverstand, klares, scharfes Denken erforderte. Viel zu gut war er für die gewöhnliche Depeschenarbeit. Für alles, was Phrasen erforderte, wie z. B. Thronreden und der-

gleichen, war Bucher absolut nicht zu haben. Er verstand sich nicht bloß nicht auf Phrasen, er haßte sie geradezu. Bucher war ganz unglücklich darüber, daß seine Biographie von Poschinger erschienen war. Denn er wollte gar nicht, daß das Publikum sich mit ihm beschäftige. Ich fühle mich sehr vereinsamt durch Lothar Bucher's Tod. Meine Freunde, die es wirklich waren, gehen, einer nach dem andern, mir voraus in den Tod, und diejenigen, die meine Freunde zu sein behaupteten, wenden sich ab von mir.

Bucher hatte seine unversöhnlichen Gegner in der zopfigen Büreaukratie unsrer Ministerien."

Auch die Frau Fürstin erzählte eine hübsche Geschichte betreffs Lothar Bucher's.

Ein Gast fragte sie einst, auf Bucher deutend, der mit an der fürstlichen Tafel saß: „Was macht denn eigentlich dieser Herr hier?" — „Dasselbe wie mein Mann," erwiderte die Fürstin. — „Wieso?" — „Im Augenblicke gar nichts." — „Aber sonst? Durchlaucht arbeiten doch sonst, aber dieser Herr". — „Der arbeitet auch," versicherte die Fürstin ernsthaft. — „Was denn?" — „Er schreibt Novellen!" — „Novellen — davon habe ich aber ja noch gar nichts gehört! Wo erscheinen denn die?" — „Wohl in Zeitungen, aber auch jeder Buchhändler kennt sie. Fragen Sie nur nach den Novellen von Lothar

Bucher.“ — „Das werde ich gleich thun.“ — Die Fürstin lachte noch jetzt über das Gesicht des dreisten Fragers, als dieser von seiner vergeblichen Forschungsreise nach den „Novellen von Lothar Bucher“ zurückkehrte.

Bucher hat in seinem Testamente die alten Freunde nicht vergessen. Bezeichnend ist, daß er den Satyr, den er selbst von Ferdinand Lassalle testamentarisch überkommen hatte, dem Justizrat Dorn vermachte, welcher ihn im Steuerverweigerungsprozesse von 1850 verteidigt hatte. Im Falle, daß Dorn vor ihm starb, sollte der Professor Begas das Kunstwerk erhalten.

Über die vielfach aufgeworfene Frage, ob Bucher Memoiren seines Lebens zu Papier gebracht habe, hat sich sein Bruder Bruno, welcher den litterarischen Nachlaß an sich genommen hat, wie folgt, vernehmen lassen.

„Daß ihm im Amte dazu keine Zeit geblieben ist, Denkwürdigkeiten seines Lebens zu Papier zu bringen, liegt auf der Hand. Als er in Ruhestand getreten war, haben wir über den Punkt mehrmals gesprochen, aber seine Antwort war: „Das beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen.“ Vor etwas länger als einem Jahre wies er den Gedanken nicht völlig zurück, aber mit

der Einschränkung, er möchte kulturgeschichtliche Erinnerungen schreiben. Leider ist er auch dazu nicht gekommen. Seine Memoiren bis 1864 stehen in den Zeitungen und Büchern, die späteren liegen im Berliner Auswärtigen Amte. Einen Schatz hat er allerdnigs hinterlassen, der sich jedoch nicht für die Veröffentlichung eignet. Von 1850 an hat er in unermüdlichem Fleiß alles, was der Tag zur Geschichte einer politischen Frage oder zur Charakteristik einer politischen Persönlichkeit brachte, gesammelt und nach den Materien geordnet. Das wußten schon seine Londoner Freunde, die sich fortwährend bei ihm Rats erholten."

Bezeichnend ist noch folgende Äußerung, welche Bucher im Frühjahr 1892 auf die Bemerkung gemacht hat, er sei der Nachwelt doch wohl schriftliche Aufzeichnungen hinsichtlich seines bedeutenden Lebens und Wirkens schuldig. Bucher schüttelte den Kopf: „Ich bin der Nachwelt nichts schuldig, und die Nachwelt ist mir nichts schuldig."

Berichtigung:

Der auf S. 320 erwähnte Verfasser des Nekrologs von Bucher im Rigaer Tageblatt ist nicht Jul. von Eckardt, sondern Dr. Arend Buchholtz, Bibliothekar in Berlin.

Carl Heymanns Verlag, Berlin W. 41.

Fürst Bismarck als Volkswirth.

Dargestellt

von

Heinrich von Poschinger.

Drei Bände.

Preis M. 27,50, postfrei M. 28.
Elegant gebunden. Preis M. 34,50, postfrei M. 35.

Aktenstücke

zur

Wirthschaftspolitik des Fürsten Bismarck.

Herausgegeben

von

Heinrich von Poschinger.

Zwei Bände.

Preis M. 18, postfrei M. 18,50.
Elegant gebunden. Preis M. 23, postfrei M. 23,50.



